

Skizzen aus Mittelasien.

Skizzen aus Mittelasien.

Ergänzungen

zu meiner

Reise in Mittelasien.

Von

Hermann Vámbéry,

Professor der orientalischen Sprachen und Literaturen an der k. Universität zu Pesth.

Deutsche Originalausgabe.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1868.

Vorwort.

In den Besprechungen, welche die europäische und amerikanische Presse über meine „Reise in Mittelasien" brachte, hat man mir fast einstimmig den Vorwurf gemacht, daß ich zu karg in Details, zu kurz und zu schwach in der Beschreibung war, mit Einem Worte, daß ich über meine an Begebenheiten und Abenteuern so reiche Reise vom Bosporus bis Samarkand mehr hätte sagen können, als ich gethan habe.

Nun, ich will es nicht leugnen, ganz ungerecht trifft dieser Vorwurf mich nicht.

Von meinen jahrelangen Wanderungen aus Asien heimgekehrt, habe ich an die Idee einer stabilen Niederlassung, besonders in den ersten drei Monaten meines Aufenthalts in London, der Zeit, während welcher ich meine Memoiren schrieb, mich nur schwer gewöhnen können. Die Einbildung, bald wieder aufpacken und mit der Karavane weiter ziehen zu müssen, machte mich unentschlossen und eilig. Kein Wunder daher, wenn ich als Fremder auf dem Gebiete der Reiseliteratur hier aus Rücksicht etwas zurückhielt, dort wieder etwas als minder interessant ganz wegließ. So geschah es, daß so manche Episode unberührt blieb, manches Bild nur eine schwache Skizze wurde.

Um daher diesem Fehler — wenn Kargheit in Worten denn wirklich ein Fehler ist — nachzukommen, habe ich in den letzten drei Jahren während der Mußestunden, die mir meine philologischen Arbeiten gestatteten, folgende nachträgliche Aufsätze theils über meine Abenteuer und Reisen, theils über die Sitten und ethnographischen Eigenheiten der Mittelasiaten geschrieben. Natürlich wäre es besser gewesen, diese Blätter dem Hauptwerke einzuverleiben, doch hat jede Notiz, die auf die Oxusländer sich bezieht, sie mag noch so geringfügig sein, ihren Werth, und schließlich dachte ich mir „meglio tardi che mai".

Pesth, im December 1867.

Hermann Vámbéry.

Inhalt.

I.

Derwische und Hadschis.

Der Derwisch ist das personificirte Charakterbild orientalischen Lebens. Müßiggang, Schwärmerei, Unterthänigkeit und auffallende Nachlässigkeit sind seine Symbole, die man als Tugenden in ihm anrühmt, und die er als solche überall predigt. Nichtsthun wird durch Anspielung auf menschliche Ohnmacht, Schwärmerei durch göttliche Begeisterung, Unterthänigkeit durch Hindeutung auf den Staubgeborenen und Nachlässigkeit durch die Allmacht der Schicksalsfügung entschuldigt. Wenn der Vorzug unserer europäischen Civilisation sich nicht so glänzend über die orientalische bewiesen hätte, wäre ich fast geneigt zu sagen, daß ich einen Derwisch, der in seinem zerlumpten Dschubbe dort im Winkel einer verlassenen Ruine gekauert ist, um seine aus den Augen ihm lachende Glückseligkeit beneide. Welch vollkommene Ruhe in seinen Zügen, in seinem Thun und Wirken, und welch grellen Unterschied bildet er zu unserm europäischen Leben! In meinem Derwisch-Incognito war es fast immer diese mir naturwidrige Gelassenheit, die mir die Nerven angriff, und in deren Nachahmung ich natürlich auch die größten Fehler beging. Ich werde nie vergessen, in Herat war es, als ich einmal, durchzuckt von freudigen Gedanken meiner baldigen Erlösung, von meinem Sitz aufsprang und in der Ruine, die

L. von Hirschfeld, Das türkische Derwischthum in seiner heutigen Gestalt u. Bedeutg. „Gartenlaube" 1883, 24–28 u. 47–49.

mir zum Aufenthalt diente, ganz wild auf- und abzugehen anfing. Einige Minuten später merkte ich, daß ein Haufe der Vorübergehenden an der Thür sich gesammelt hatte und mit Bewunderung mich angaffte; ich hielt ein und setzte mich beschämt nieder; bald kamen einige auf mich zu und fragten mich um mein Wohlbefinden. Die guten Leute haben mich für geistesirre gehalten, denn nach ihrem orientalischen Begriff muß ein Mensch gewiß nicht bei Sinnen sein, wenn er ohne Nothwendigkeit oder besondern Zweck seinen Sitz verläßt, um im Zimmer auf- und abzugehen.

So wie den allgemeinen Charakterzug, repräsentiren auch die Derwische die Nuancen der einzelnen Völker des Morgenlandes. Das Dogma lautet zwar „Der Islam ist eine Nation“, dessenungeachtet sind in den verschiedenen Orden Ursprung und Heimat nie zu verkennen. Bektaschi, Mewlewi und Rufai sind vorzugsweise in der Türkei zu Hause, weil Bektasch, der begeisterte Janitscharengründer, Mula Dschelaleddin Rumi, der erhabene Dichter der Mesnevi, in der Türkei wirkten und auch dort ruhen. In Arabien sind Kadri und Dschelali, in Persien Oveisi, Nurbachschi Nimetullahi, in Indien Chilali und Zahibi, in Mittelasien Nakischbendi und Sofi Islam *) am meisten anzutreffen.

Ein inniges Band der Bruderschaft verbindet zwar jeden Orden, Zöglinge (Mürid) und Gesellen (Khalfa) haben blinde Gehorsamkeit für das Oberhaupt (Pir), das über Leben, Hab und Gut seiner Geistesunterordneten schalten und walten kann; doch sind diese Corporationen weit entfernt, geheime politische oder sociale Zwecke zu verfolgen, wie man in Europa muth-

*) Sofi Islam ist ein Orden, der erst vor 30 Jahren entstand. Sein Gründer, ein Tadschik aus Belch, wollte gegen die immer wachsende Macht der Nakischbendi arbeiten. Unter der Bruderschaft herrscht das Princip des Communismus und der Blutsverwandtschaft; sie pflegen durch eine pelzgebrämte Filzmütze sich auszuzeichnen und sind am meisten diesseit des Oxus bei Herat, so auch unter den Turkomanen anzutreffen.

maßt, wo einige begeisterte Reisende sogar unter den Beduinen der großen Wüste Freimaurerbrüder entdeckt haben wollen. Die Derwische sind die Mönche des Islams, der Geist, der sie geschaffen und aufhält, ist religiöse Schwärmerei, und sie unterscheiden sich nur so weit voneinander, inwiefern sie in Kundgebung ihres Enthusiasmus voneinander abweichen. So z. B. während ein Orden fortwährende Pilgerfahrten zu den Gräbern der Heiligen befiehlt, scheint ein anderer in seinen strengen Vorschriften das Nachsinnen über die große Unendlichkeit Gottes, über die lächerliche Nichtigkeit unserer Existenz anzuordnen. Ein dritter legt seinen Zöglingen auf, daß sie Tag und Nacht mit Zikr (Erwähnung des Namens Gottes) und Telkin (Hymne) sich beschäftigen sollen, und es darf gar nicht auffallen, wenn wir hören, daß einer der Gesellschaft so lange „Ja hu! Ja hakk! La illahi illa hu!“ aus Leibeskräften schreit, bis ein großer Theil der Mitwirkenden ins Deliriren verfällt. Bei den Rechtgläubigen wird ein solcher Zustand Medschzub genannt, d. h. von göttlicher Liebe hingerissen, in Ekstase gerathen sein. Der Mensch, dem dieses Glück zutheil geworden ist, denn für solches wird es gehalten, wird von aller Welt beneidet; während des Anfalls wollen kranke, gebrechliche, unfruchtbare Weiber in seiner unmittelbaren Nähe sein; man klammert sich fest an seine Kleider, denn seine Berührung wird für unfehlbar heilend gehalten.

Was die Derwische in der Ekstase des Zikr vollführen können, habe ich selbst einst in Samarkand mit angesehen. In Dehbid, nahe an dem Grabe des Machdum Aazam, war eine solche Brüllgesellschaft um den dortigen Pir (Chef) herum im Kreise versammelt. Anfangs begnügte man sich im gelassenen Ton, ich könnte sagen, fast im Takt, die üblichen Formeln auszurufen. Der Pir war in allertiefstes Tewedschüh (Nachsinnen) versunken, aller Augen und Ohren hingen an ihm, und mit jeder Bewegung, die er mit dem Haupte machte, mit jedem Athemzug, den er hören ließ, stieg die Begeisterung der immer

dumpfer und wilder singenden Jünger. Endlich schien er aus der schlafähnlichen Anschauung zu erwachen, und als er sein Haupt aus der gekrümmten Stellung emporrichtete, sprangen die Derwische wie Besessene von ihren Sitzen auf. Der Kreis löste sich, die einzelnen Mitglieder fingen in wellenförmigen Bewegungen zu hüpfen an, und kaum hatte der Pir sich ganz auf die Füße erhoben, als die begeisterten Tänzer in eine Wuth geriethen, die mir, der natürlich alles mitmachen mußte, ein inneres Grauen erregte. Wie von einem Wirbelwinde ergriffen, flogen sie rechts und links über Stock und Stein hin, von der weichen Wiese geriethen viele auf die Bröckelsteine, das Blut floß ihnen aus den Füßen, und dennoch tanzten sie rastlos weiter, bis viele zuletzt ohnmächtig zusammensanken.

Bei solchen socialen Verhältnissen, wie im Osten herrschen, und wo man überall und in jeder Hinsicht nur in Anschauung der beiden Extreme sich ergötzt, sollte der Derwisch oder Bettler, obwol er auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft steht, sich eben eines solchen Ansehens erfreuen als der Fürst, der an der Spitze eines Volks über Millionen Seelen und Schätze verfügt. Der Mensch, ein leichter Ball in der mächtigen Hand des Fatums, kann, wenn es die Fügung bestimmt hat, in einem Nu von dem einen Extrem in das andere versetzt werden, wovon übrigens die Geschichte zahlreiche Beispiele gibt, und wie man in der Poesie die beiden Antipoden Schâh und Geda, d. i. König und Bettler, gern nebeneinander gebraucht, so finden wir auch im gewöhnlichen Leben sehr oft einen zerlumpten schmuzigen, mit Ungeziefer bedeckten Derwisch mit dem in glänzendem Prachtanzug gekleideten Fürsten auf einem und demselben Teppich sitzen, im vertraulichen Gespräch vertieft, ja oft aus einer und derselben Schale trinken. Europäische Reisende sehen ein derartiges Tête-à-tête mit Befremden, hier und da auch mit Wohlgefallen an, doch im Orient findet man es ganz natürlich. Der König soll (so wenigstens heißt es in der Moral)

in dem schroffen Gegensatz seines Nachbars die Nichtigkeit seines irdischen Glanzes sehen und von den Gefühlen des Stolzes sich enthalten. Der Derwisch hingegen muß unter der Hülle des Prachtanzugs den sterblichen Menschen entdecken, und eingedenk der eiteln Existenz über das nebelartige Gaukelspiel des Lebens lachen. Einbewußt dieses gegenseitigen Verhältnisses pflegen diese beiden Extreme mit einem seltenen Grade von Toleranz und Nachsichtigkeit sich zu begegnen. Der Derwisch, der im Privatgemach als vertrautester Busenfreund sich gerirt, wird bei öffentlichen Ceremonien nie seine Stellung als Aermster aller Armen vergessen. So duldet auch der Vornehme von letzterm wieder alles, was jedem andern beinahe unerträglich erscheinen würde. In Kerki hatte der Commandant der Provinz einen Derwisch in seinem Palast, der infolge seiner Ordensvorschrift das nette Aemtchen hatte, von Sonnenuntergang bis zum Anbruche des nächsten Morgens „Ja hu! Ja hakk! La illahi illa hu!“*) ununterbrochen, und zwar mit starker Stimme, auszurufen. Als mit eintretender Dunkelheit der Lärm des öffentlichen Lebens verstummte, wurden die düster eintönigen Ausrufungen des Derwischs immer mehr und mehr hörbar, in der Umgebung des Palastes, geschweige im Gebäude selbst. Daß seine Andacht so manchen im Schlafe störte, ist wohl begreiflich, doch wagte der Gouverneur, trotz der Bitten seiner eigenen Familienmitglieder, keine Einwendung zu machen, und er schrie jede Nacht fort, so lange er in Kerki wohnte. Da ich in der Nähe wohnte, so hatte ich auch meinen Antheil an dem nächtlichen Concert, und an der Stimme des begeisterten Schreiers, die gegen Morgen immer schwächer und schwächer wurde, konnte ich die Entfernung von Tagesanbruch errathen, ohne aus der finstern Zelle, in der ich lag, ins Freie treten zu müssen.

---

*) Ja, er ist es! Er ist der Gerechte! Es gibt keinen Gott außer ihm! sind die gewöhnlichen Formeln, welche im Zikr gebraucht werden.

Uebrigens ist der Derwisch, im strengern Sinn des Worts nämlich, ein Mann, der, aus innerer Ueberzeugung irdischen Gütern und weltlicher Bequemlichkeit entsagend, Erfahrungen zu sammeln oder der Religionspflicht obzuliegen hat, in welchem Lichte man z. B. den genialen Dichter Saadi erscheinen läßt, heutzutage nur sehr selten anzutreffen. Die diesem Lebensberuf sich widmen, sind entweder principlose Faulenzer oder professionelle Bettler, die unter dem geflickten Mantel der Armuth Schätze anhäufen und, wenn sie sich genug bereichert, oft commerzielle Zwecke verfolgen. Am meisten ist dies in Persien der Fall. Solange Fortuna ihnen günstig ist, wird Pracht und Pomp auf die lächerlichste Weise zur Schau getragen, und niemand fällt die Vergänglichkeit der Welt ein. Sollte aber derselbe vom Unglück heimgesucht werden, so wird er bald in den Winkel der Bescheidenheit sich zurückziehen, über das eitle Streben der Menschen spotten, und mit einer scheinbaren Selbstvergnügtheit ausrufen „Men Derwisch em!" (Ich bin ein Derwisch!)

So wie alle Institutionen, Sitten und Gebräuche des Orients, je mehr wir gen Osten vorrücken, in prägnanterer Originalität sich bewahrt haben, so ist auch dies mit dem Derwischwesen der Fall. In Persien spielen die Derwische schon eine weit wichtigere Rolle als in der Türkei, und in Mittelasien, wo eine jahrhundertelange Isolirung noch gar nichts verändert hat, stehen diese Ordensbrüder noch in ganz frischem Glanze der Stiftung, und üben einen mächtigen Einfluß auf die dortigen socialen Verhältnisse aus. Was die Ischan- oder weltliche Priesterklasse in Mittelasien für einen Wirkungskreis hat, darauf habe ich in meiner „Reise in Mittelasien" manchmal hingedeutet. Der Einfluß ist, gegenüber der schrecklichen Willkür und Tyrannei, ein glücklicher zu nennen; daher alle Welt mit Religion sich beschäftigt, jeder auf die Würde eines Wunderwirkers (Ehli Keramet) hinstrebt oder, wenn das nicht möglich ist, wenigstens den Titel eines Heiligen

(Weli Ullah) sich verschaffen will. Die Ulemawelt, die mit Auslegung der Schrift sich brüstet, ist mit den Ischans, die durch ihre mystische Stellung bei dem Volke in hoher Achtung stehen, immer in heftiger Rivalität. Der Mittelasiate, als der wildeste Sohn Asiens, ist leichter mit den Zauberformeln und sonstigem äußerlichen Gepränge als mit Büchern zu gewinnen, und wie leicht er eines Mollahs entbehren könnte, ebenso unumgänglich nothwendig ist ihm der Ischan, dessen Fatiha (Segen) oder „Hauch" er auf dem Raubzug sowol als bei der Heerde, im Zelt oder in der Wüste, als unfehlbaren Talisman bei sich haben muß. Nach den Ischanen bilden eine nicht minder interessante Erscheinung die wandernden Bettelderwische, Kalenter *), bei den Kirgisen und Turkomanen Kudusch oder Divane (Wahnsinnige) genannt. Auf diesen großen unabsehbaren Wüsten, die von den östlichen Grenzen Chinas bis zum Kaspischen Meere sich erstrecken, sind es nur einzig allein diese Leute, die in ihrem Lumpenanzug ungestört umherziehen können. Sie beachten nie den Unterschied zwischen Stämmen, Familien und Zweigen, sie geht das mächtige Losungswort „Jaghi oder Il" (Freund oder Feind) wenig an, jedem, dem sie begegnen, schließen sie sich an, es mag dies eine friedliche Karavane oder eine wild gestimmte Räuberbande sein. Derwische, die kirgisische oder turkomanische Steppen durchziehen, sind großentheils solche Leute, die aus besonderer Neigung für das süße Nichtsthun das in ganz Asien für anständig gehaltene Handwerk eines Bettlers betreiben. Die erforderlichen Fachkenntnisse sind einige Gebetsformeln und die gewisse Mimik, mit der die chiromantischen Meisterstücke ausgeführt werden, und ich habe nie einen Nomaden gesehen, der nicht betroffen oder gerührt sich fühlte, wenn er dem langhaarigen, barhäuptigen und barfüßigen Derwisch gegenüberstand, der mit seinem feurigen Blick

*) Kalenter ist eine Verdrehung des altpersischen Kelanter (der Größere). In Ostpersien wird es noch heute als Titel den Dorfrichtern gegeben.

den Sohn der Wüste fest ins Auge faßt, und während er seine Keschkul*) schüttelt, ein wildes „Jahu!" ihm entgegenbrüllt.

Die Erscheinung eines solchen satanischen Fakirs in einer verlassen stehenden Zeltgruppe wird immer als ein Fest oder freudiges Ereigniß angesehen. Von besonderer Wichtigkeit ist es im Auge der Weiber und Mädchen, und die Zeit seiner Ankunft wird verschiedenartig ausgelegt. In den Morgenstunden bringt der Derwisch die glückliche Geburt eines Kamels oder Pferdes, zu Mittag Zank zwischen dem Ehepaar und abends einen kühnen Bräutigam der heirathsfähigen Haustochter. Der Derwisch wird auch am meisten von den Weibern in Beschlag genommen, und in der süßen Hoffnung, daß er aus der Lumpenkleidung bald eine hellfarbige Glaskoralle oder einen erwünschten Talisman zum Vorschein bringen wird, pflegt man ihn mit den besten Leckerbissen, die das Zelt aufweist, zu bewirthen. Almosen, die bei den Nomaden nie aus Geld bestehen, werden ihm selten verweigert; er bekommt meistens einen alten Filzteppich, einige Hände voll Kamelhaare oder Wolle, mitunter auch ein altes Kleidungsstück; auch kann er tagelang bei einer Familie verweilen und mit ihr umherziehen, ohne daß man seiner überdrüßig wird. Ist der Derwisch musikalisch, d. h. weiß er einige Lieder auswendig, und kann er solche auf dem zweisaitigen Instrument (Dutara genannt) begleiten, dann wird er auf den Händen herumgetragen, und es kostet ihm immer Mühe, sich aus den Klauen seiner Gastgeber zu befreien.

Derwische zu beleidigen oder zu mishandeln ist ein äußerst seltener Zufall, der sich nur bei den Turkomanen ereignen soll, deren grenzenlose Habgier nichts Heiliges kennt und sie zu jeder

*) Keschkul heißt das aus einer halben Kokosnußschale gebildete ovale Gefäß, das Vademecum der Derwische, wohin die zusammengebettelten Speisen, flüssig oder trocken, warm oder kalt, süß oder sauer, geschüttet werden. Ein solches Tutti-frutti-, Olla-potrida-Gericht würde unsern Gastronomen nicht sehr munden, doch wie köstlich schien es mir nach einem langen Tagemarsch!

erdenklichen Grausamkeit anspornt. Ein schwarzlockiger rüstiger Derwisch aus Bochara, dem ich in Maymene begegnete, erzählte mir, daß ein Tekke-Turkoman, angelockt durch die 30 Dukaten, die seine athletische Gestalt versprach, ihn zum Gefangenen machte, um ihn nach einigen Tagen als Sklaven zu verkaufen. „Ich that, als ob ich gar nicht betroffen wäre", sagte mir mein Fachgenosse, „und recitirte, unter Begleitung des Kettengerassels, den üblichen Zikr und Gebete. Schon rückte die Zeit heran, wo ich auf den Markt gebracht werden sollte, als plötzlich die Frau meines Räubers erkrankte und ihn am Aufbruch verhinderte. Dies schien ihm ein Finger Gottes, und er war schon in tiefes Nachdenken versunken, als auch sein Lieblingspferd, das dargereichte Futter verschmähend, sich unpäßlich zeigte." Dies war genug. Der Erschrockene löste schnell die Fessel seines Gefangenen, und seine ihm abgenommenen Sachen zurückgebend, bat er ihn, sein Zelt sobald als möglich zu verlassen.

Während der Turkoman mit Ungeduld die Entfernung des ominösen Bettlers abwartete, suchte dieser in dem Ranzen herum und bemerkte, daß ihm sein Kamm fehle, sein Kamm, den ihm der Pir als Talisman auf den Weg mitgegeben, ja, ohne den er keinen Schritt weiter thun kann. Der betroffene Nomade eilte pfeilschnell nach dem Orte zurück, wo die Effecten gelegen waren, er suchte lange; und da er nichts fand, so gerieth er noch mehr in Schrecken, und bat den Derwisch, indem er den Preis von 20 Kämmen versprach, um Gottes willen, doch wenigstens einen Schritt aus seinem Zelte zu machen. Der schlaue Bochariot merkte, wie hoch seine Actien stehen, spielte den Untröstlichen über den erlittenen Verlust und behauptete, daß er nun jahrelang in diesem Zelt weilen müsse.

Man stelle sich die Verlegenheit des mit Recht hintergangenen abergläubischen Banditen vor! Wie wahnsinnig lief er zu seinen Nachbarn um Rath umher. Man fing mit dem Derwisch zu unterhandeln an, und nachdem er durch das beträchtliche Geschenk eines Pferdes, Kleides und 10 Dukaten baaren

Geldes über den Verlust seines Kammes (den er übrigens bei sich trug) hatte versöhnen lassen, sagte er dem Zelte Lebewohl. Der Eigenthümer wird gewiß nicht sobald wieder an wandernden Derwischen sich vergreifen.

Was Schlauheit, geheime Künste, Beschwörungsformeln u. s. w. anbelangt, so zeichnen sich die Derwische Indiens, besonders aber Kaschmirs, unter allen ihren mohammedanischen Ordensbrüdern im ganzen Osten aus. Diese Leute treiben ein unverschämtes Spiel mit der Leichtgläubigkeit des Volks in Persien und Mittelasien, ja hier und da gelangen auch sonst witzige und gebildete Menschen in ihre Schlinge, denn wo ein solcher Kaschmirer, die zumeist imposante Gestalten, markirte Züge, vielsagende schwarze feurige Augen, ein langes wallendes schwarzes Haar haben, auftritt, da ist er sicher seines Siegs. Die Mohammedaner Indiens und der angrenzenden östlichen Länder sind in der ganzen Islamwelt von jeher ihrer übernatürlichen Kräfte wegen berühmt. Um böse Krankheiten zu heilen, Geister zu verscheuchen und verborgene Schätze zu finden, bedient man sich immer gern eines dieser zugereisten Heiligen, die, wenngleich ihre Kunst nach den Satzungen des Islams verboten ist, überall als die eifrigsten Mohammedaner erscheinen. Graf Gobineau erzählt uns in seinem Buche: „Trois ans dans l'Asie", von einem köstlichen Streiche, den ein Alchemist aus Kaschmir an einem goldsüchtigen Prinzen in Teheran verübte. Ein ähnlicher Spaß begegnete dem Bruder des jetzigen Chans von Chiwa, der, um sein sämmtliches Sattelgeschirr in Gold verwandeln zu lassen, auf die schmählichste Weise betrogen wurde. Doch manchmal sind diese gewissenlos genug, den ärmsten Mann seines letzten Pfennigs zu berauben. In Teheran erzählte ein kürzlich aus Mittelasien angekommener Hadschi weinend mir folgende Geschichte: „Da man in Mesched so viel reden hörte von den häufigen Räubereien, die auf der Straße nach Teheran vorfallen, war ich und mein Gefährte ganz besorgt, wie wir unser kleines Sümmchen, die Reisespesen zum heiligen Grabe des

Propheten, verbergen sollten; es war die Ersparniß von fünf schweren Jahren, und du weißt, wie arg es ist, in diesem ketzerischen Lande ohne Geld zu reisen. Neben uns im Karavanserai wohnte ein frommer Ischan (Scheich) aus Kaschmir, diesem theilten wir unsere Besorgniß mit, und wir waren hocherfreut, als er sich anbot, durch eine Segensformel unser Geld gegen alle Räuberhände sicherzustellen. Er lud uns in die Moschee Imam-Rizas, hieß uns die frommen Waschungen verrichten, und nachdem wir unser Geld in seinen Schos gelegt, er solches mehreremal angehaucht hatte, legte er es mit eigenen Händen in unsere Börsen, packte es in siebenfaches Papier ein und befahl uns sehr streng, solches ja nicht zu öffnen, bis wir, nach Teheran gelangt, dort dreimal in der Moschee unsere Gebete verrichtet haben. Sechs Wochen sind es, daß wir Mesched verließen, und stelle dir unsern Schrecken vor, als wir gestern nach dem dritten Gebet unsere Börsen öffnen und in solchen, statt unserer theuern Dukaten, einen schweren röthlichen Sand fanden." Die armen Leute stießen hierbei herzzerreißende Klagen aus und schienen beinahe den Verstand zu verlieren. Der verschmitzte Gauner aus Kaschmir hatte nämlich schon während des Einsegnens das Geld, ohne von den schlichten Tataren bemerkt zu werden, zu sich changirt; im festen Glauben waren die Armen ganz beruhigt auf der Straße, doch jetzt mußten sie ihre Zuversicht theuer bezahlen.

Den Derwischen zunächst stehen jene Frömmler, die unter der Aegide heiliger Obliegenheit der Reiselust fröhnen, Länder und Welttheile durchziehen, um nach ihrer Rückkehr in die Heimat mit dem Titel Hadschi-Pilger Ansehen und eine Stellung im Leben sich zu verschaffen. Im Koran heißt es: Pilgert zu meinem Hause (Kaaba), wenn Umstände es euch erlauben. Diese Umstände sind von den Auslegern in folgenden sieben Bedingungen abgefaßt: 1) hinreichende Reisespesen; 2) körperliche Gesundheit; 3) unverheirathet sein; 4) keine Schulden zu Hause zurücklassen; 5) Friedenszeit; 6) die Reise zu Lande

und dabei ohne Gefahr; 7) majorenn, d. h. über 15 Jahre alt. Daß bei unsern guten Tataren diese Bedingnisse am allerwenigsten beobachtet werden, wird jeder leicht begreifen, der nur eine Ahnung hat von den Ländern, die zwischen dem Oxus und Jaxartes sich erstrecken. In Persien wird nach Kerbela, Mesched oder Mekka nur dann gegangen, wenn man, mit hinreichenden Reisespesen versehen, bequem reisen kann. In Mittelasien hingegen ist es immer nur die allerärmste Klasse, die zum Pilgern sich anschickt. Eine besondere Neigung fürs Abenteuerliche, untermischt mit ein wenig religiöser Begeisterung, sind die Motive, die den Mittelasiaten dazu bewegen können, daß er vom weiten Osten die gefahrvolle Reise zum Grabe seines Propheten unternimmt. Es ist wahr, er leidet keinen materiellen Schaden, denn sein Bettelstock ist sein Geldsack; doch setzt er sehr häufig sein Alltertheuerstes, nämlich sein Leben, aufs Spiel, indem von den jährlichen Pilgern aus Turkestan wenigstens ein Drittel den klimatischen Beschwerden zum Opfer fällt.

Diese heilige oder profane Reiselust trotz des Bewußtseins der Gefahr, dieser vage Gedanke, aus dem Schose seiner Familie und Anverwandten, aus dem Kreise seiner Landsleute sich in die ferne Welt hinauszuwerfen, dieses ist es, was die Person des Hadschis in den Zauber der Romantik einhüllt. Wochenlang lebte ich mit meinen Gefährten schon, und dennoch frappirte mich der Anblick, so oft ich sie, auf den Palmenstock, das heilige Souvenir aus Arabien, gestützt, durch tiefen Sand oder Schlamm mit immer frischem Eifer dahinwandern sah! Sie waren schon glückliche Heimkehrer; wie vielen aber begegnete ich, die erst am Anfang der großen Tour und doch nicht weniger munter waren. Auf dem Wege von Samarkand nach Teheran hatte ich einen chinesischen Tataren an der Seite, der in blindester Ignoranz über seine Reiseroute, als wir noch um Mesched herum waren, mich jeden Abend fragte, ob wir schon morgen oder wenigstens übermorgen nach Mekka gelangen würden. Der Arme hatte keine Idee, wie viel er noch zu leiden hat, bis

er ans Ziel gelangen wird! Uebrigens soll uns dies gar nicht wundern, da wir zur Zeit der Kreuzzüge in Deutschland so manch biedern Teutonen sehen konnten, der zur Wallfahrt nach dem Heiligen Lande sich anschickte und nach einigen Tagereisen schon die Thürme Jerusalems zu entdecken glaubte.

Gewöhnlich verfolgen die frommen Tataren nach dem fernen Arabien folgende Marschroute: 1) Jarkend, Kilian *), Tibet, Kaschmir; 2) durch Südsibirien, Kasan und Konstantinopel; 3) durch Afghanistan über Indien nach Dschedda; 4) durch Persien über Bagdad und Damaskus. Bequem ist keiner dieser Wege, und die Größe der Gefahren hängt immer von der Jahreszeit und politischen Constellationen ab. Die Reisenden pflegen eine kleine oder größere Gesellschaft zu bilden, aus deren Mitte ein Häuptling mit dem Titel Tschausch erwählt wird, der zugleich Imam (Vorbeter) ist, und eine ziemliche Superiorität genießt. Den Culminationspunkt der ganzen Pilgerfahrt bildet nicht so sehr die Wallfahrt zur Kaaba und zum Grabe Mohammed's (die übrigens zu jeder Zeit geschehen kann), als die Besteigung des Arafatberges, die nur jährlich einmal, am Tage des Kurbanfestes (den 10. Zil-Hidsche), stattfindet, und nichts weniger als eine dramatische Vorstellung der Opferepisode Abraham's und Ismael's bildet. Dieses ist der eigentliche Hadsch, und die daran theilgenommen haben, d. h. die in die Ausrufungen „Lebeik-Allahum!" (Befehle, o Gott!), womit auf Abraham's exemplarischen Gehorsam hingedeutet wird, mit eingestimmt haben, werden als authentische Hadschis anerkannt. Dieses Lebeik-, Lebeik-Ausrufen, welches den feierlichsten Moment der Pilgerfahrt bildet, scheint bei dem Pilger auch den mächtigsten Eindruck zurückzulassen. Meine Gefährten haben sich, so oft sie in Begeisterung oder in fröhliche Stimmung geriethen, immer daran erinnert, und vielmals ist die Einsamkeit der

*) Von Jarkend nach Kilian (Keria?) an die Grenze rechnet man 3 Tage, von hier gelangt man über Tagarma, Kadun nach Tibet in 20 Tagen, und von da nach Kaschmir in 15 Tagen.

tatarischen Wüsten durch dieses Memento an die steinige Gegend Arabiens unterbrochen worden!

Wie schmerzhaft, wie herzzerreißend die Trennung vom häuslichen Herd ist — wie sollte es anders sein, wenn man eine solche lange und gefahrvolle Reise unternimmt —, ebenso grenzenlos ist die Freude, die den Hadschi bei der Rückkehr in die Heimat erwartet. Die von seiner Ankunft benachrichtigten Anverwandten eilen auf tagelangen Wegen ihm entgegen. Unter Freudenthränen und Hymnengesang hält er seinen Einzug in die Vaterstadt, alles will ihn umarmen, alles will ihn berühren, denn er ist noch vom Geruch der heiligen Orte behaftet, noch ruht der Staub Mekkas und Medinas auf seinen Kleidern! Der Hadschi erfreut sich in Mittelasien bei weitem mehr Ansehens als in andern mohammedanischen Ländern. Mit Mühe hat er sich die Würde verschaffen können, aber er wird dafür auch belohnt. Von den Mitbürgern geehrt und unterstützt, ist er mehr wie jeder andere vor der Tyrannei der Regierungen geschützt. Der Hadschititel ist sein Adelsbrief, den er beim Leben auf dem Siegel, nach dem Tode auf dem Grabstein trägt.

Ich hoffe, es wird niemand befremden, wenn wir sagen, daß die Hadschis, natürlich solche, die nicht auf den bloßen Bettelstab angewiesen sind, auf ihrer frommen Reise mitunter auch kleine commerzielle Absichten verfolgen. „Handel und Wallfahrt auf einmal“ (Hem Ziaret hem tidscharet) ist zwar von der Religion verboten, doch macht man sich keine großen Gewissensbisse daraus, wenn man nichtsbedeutende Geschäftsartikel aus dem fernen Turkestan den arabischen Religionsgenossen mitbringt. Bei diesen sind die Producte des edeln Bochara und sonstiger heiliger Orte Mittelasiens in hoher Achtung; außerdem will man noch dem Hadschi eine Wohlthat erweisen, und man fühlt sich leicht bewogen, einen doppelten Preis zu bezahlen.

Dieses Detailgeschäft wird vom östlichen Punkte des islamitischen Asiens bis zum stambuler Brückenkopf der Galatabrücke betrieben. Da kann man sehr häufig einen Tataren erblicken,

dessen Züge in der dortigen weltberühmten bunten Menge ebenso sehr auffallen, wie die Farben seines feilgebotenen dünnen seidenen Tuches von uns bekannten Manufacturen abstechen. Prunksüchtige Damen kaufen ihm selten was ab, doch sieht man manche alte Matrone, die aus Frömmigkeitsgefühl einen guten Preis bezahlt, das gekaufte Tuch fest auf die Stirn und Gesicht sich anreibt, und ein lautes „Allahum Sella" brummend weiter geht.

Daß der glückliche Absatz der exportirten Waare zu einem Importhandel anstachelt, ist ganz natürlich. Kein Hadschi verläßt die heiligen Orte, ohne einen kleinen Einkauf für die Heimat zu machen. Aus Mekka und Medina werden Wohlgerüche, Datteln, Rosenkränze, Kämme, vorzüglich aber Zemzem-Wasser *) mitgebracht. Aus Jambu und Dschedda werden europäische Galanteriewaaren mitgenommen. Diese werden, da man den ungläubigen Frenghis gar nichts zugute schreiben will, Mali Istambul (stambuler Waare) genannt und bestehen aus Federmessern, Scheren, Nadeln, Fingerhüten u. dgl.

Aleppo und Damaskus stehen im Rufe, die beste Misvak, eine faserige Wurzel, die Zahnbürste jedes frommen Mohammedaners, zu liefern. In Bagdad kauft man sich eine kamelhaarene Hirka, da dieses Kleid, das auch der Prophet, wie man versichert, ohne Hemd getragen haben soll, hier am besten fabricirt wird. Aus Persien wird schließlich etwas trockene Tinte und Rohrfedern mitgenommen.

Alle diese Artikel sind in Mittelasien eine Seltenheit und werden theils aus unumgänglicher Nothwendigkeit, theils aus Religionseifer gut bezahlt. Im allgemeinen genommen sind die Hadschi-Karavanen, ich meine die erprobten, wenn man mit

*) Zemzem ist der Name eines in großer Verehrung stehenden Brunnens auf dem Wege. Sein Wasser, über dessen Wunderkraft man so vieles erzählt, wird in kleinen Gefäßen nach allen islamitischen Gegenden exportirt, da ein Tropfen davon, im Augenblick des Sterbens genommen, 500 Jahre Fegfeuerqualen löscht. Der Ursprung der Quelle wird dem von der Hagar zurückgelassenen Ismael zugeschrieben, der, mit seinen kleinen Füßen stampfend, solche hervorsprudeln ließ.

ihnen harmoniren kann, die besten Reisegesellschafter in Mittelasien, ja ich könnte sagen, fast überall im ganzen Morgenlande. In Hinsicht der Reiserequisiten ist der Hadschi am besten ausgerüstet, und so war mir immer auffallend, so manchen zu sehen, der nur über ein bescheidenes Eselchen verfügen konnte und, auf der Station angelangt, dennoch mit separatem Theegeschirr*), Pilawapparat und einem Teppich paradirte. Niemand versteht es, mit den heterogensten Elementen, Gläubigen oder Ungläubigen, Nomaden oder Ansässigen, geschickter zu unterhandeln wie er. Aus einem Hadschi kann man alles machen, denn das Princip „Si fueris Romae" ist ihm in Mark und Bein gedrungen. Nur selten so traurig und düster, wie es sein zerlumptes Aeußeres vermuthen läßt, ist er besonders fröhlicher Laune während des Marsches; der größte Heilige und Wunderwirker pflegt dann einen profanen Spaß zu machen, und die Komik dieser sonst so ernsten Gesichter hat mich oft die bittersten Strapazen vergessen lassen.

---

*) Das Theegeschirr, ein kupfernes kannenartiges Gefäß (Tschajdschusch), ist nächst dem Koran das unentbehrliche Vademecum jedes reisenden Tataren. Der ärmste Bettler selbst pflegt ein solches, am Henkel im Gurt befestigt, herumzutragen.

II.

Mein Incognito.

Am 27. März 1863 abends gab mein edler Gönner, der türkische Gesandte in Teheran, mir ein Abschiedsmahl, an welchem ich, wie man behauptete (natürlich, um mir Furcht einzujagen und mich von dem abenteuerlichen Plane abzulenken), das letzte mal in meinem Leben europäische Kost nach europäischer Weise genießen sollte. Der niedliche Speisesaal des Gesandtschafthotels war glänzend erleuchtet, die besten Speisen wurden aufgetragen, die besten Weine wurden herumgereicht; denn man wollte mir eine starke Dosis von Erinnerung an europäischen Comfort auf meine schwere Tour mitgeben. Meine Freunde forschten immer in meinen Zügen, ob das Aeußere keine Spur der innern Aufgeregtheit verrathe. Man hatte sich aber stark geirrt. Ich war höchst vergnügt in den seidensammtenen Lehnsessel gesunken. Der aus fernem Frankenlande hierher gebrachte Wein hatte mir das Gesicht in gleiche Farbe getaucht, von welcher das Fes war, das mein Haupt bedeckte. Ein frommer Derwisch und Wein, welch schreckliche Antithesis! Doch heute Abend muß fest gesündigt werden, denn die Buße wird ohnehin eine lange sein!

Vierundzwanzig Stunden darauf, am 28. März abends, war ich inmitten meiner Bettlergesellschaft auf dem Wege nach

Sari in einer halbeingefallenen Lehmhütte, welche man mit dem Namen Dagaru bezeichnet. Der Regen stürzte in Strömen herunter. Da wir auf dem Tagemarsch schon ziemlich durchnäßt waren, so wollte nun ein jeder zu dem trockenen Obdach Zuflucht nehmen, und weil der Raum ein enger war, so hatte das Schicksal mich gleich den ersten Abend mit meinen Reisegenossen in engste Berührung gebracht. Die auch sonst nicht sehr wohlriechenden Fetzenanzüge hatten im durchnäßten Zustande ganz curiose Ausdünstungen, und kein Wunder, wenn ich unter solchen Umständen wenig Lust verspürte, in die große hölzerne Schüssel zuzugreifen, aus welcher die ausgehungerten Hadschis, mit den Fäusten umherplätschernd, ihr Nachtmahl verzehrten. Uebrigens hatte der Hunger mich weniger geplagt als die Mattigkeit und der noch nicht gewöhnte nasse Fetzenanzug. Gleich einem Knäuel zusammengekauert, wollte ich mich dem Schlafe preisgeben, doch auch dies war bei der gepreßten Lage unmöglich. Bald fühlte ich die Hand, bald den Kopf eines meiner Nachbarn über mich hingeworfen, bald streckte der mir vis-à-vis Liegende seinen Fuß aus, um mich hinter den Ohren zu kratzen. Mit Hiobsgeduld mußte ich mich gegen diese unangenehmen Gefälligkeiten wehren, und noch hätte ich schlafen können, wenn der schnarchende Dialog, den die Tataren unterhielten, besonders aber das laute Wehklagen eines von der Gicht gepeinigten persischen Maulthiertreibers mich nicht gehindert hätten.

Sehend, daß meine Bemühungen, die Augen zu schließen, fruchtlos waren, setzte ich mich aufrecht in der Mitte dieses im größten Chaos umherliegenden Menschenhaufens. Es regnete noch immer, und in die trübe, düstere Nacht hinausblickend, erinnerte ich mich an meine Lage vor 24 Stunden, an das somptuose Abschiedsmahl im prachtvollen türkischen Gesandtschaftshotel. Das Ganze schien mir gleich einer dramatischen Vorstellung vom „König und Bettler“, in dem ich die Hauptrolle spielte. Das bittere Gefühl der Wirklichkeit jedoch hatte wenig Eindruck; denn ich war selbst Meister der plötzlichen

Metamorphose, ich habe selbst mir mein Schicksal auferlegt. — Das harte Werk der Selbstüberwindung dauerte blos einige Tage. Was das Aeußere anbelangt, so war ich mit den mobilen und immobilen Attributen des Derwischthums, wie Schmuz u. s. w., bald vertraut. Den bessern Anzug, den ich von Teheran mitbrachte, gab ich einem schwachen und kränklichen Hadschi, welcher Wohlthätigkeitsact mir alle Herzen gewann. Meine neue Uniform bestand aus einer Filzjacke, die ich ohne Hemd auf dem nackten Leibe trug, und aus einer, von unzähligen Flecken zusammengesetzten Dschubbe (Oberkleid) *), die mit einem Strick um die Lenden befestigt wurde. Die Füße hatte ich mit Fetzen umwickelt, den Kopf bedeckte mir ein immenser Turban, der bei Tage als Sonnenschirm, bei Nacht als Polster diente. Gleich den übrigen Hadschis hatte ich einen voluminösen Koran in einem Sacke als Patrontasche umgehängt, und als ich mich en pleine parade ansah, konnte ich stolzirend ausrufen: „Ja, ich bin zum Bettler geboren!"

Der äußere oder materielle Theil des Incognito war leicht, mit dem moralischen aber gab es mehr Schwierigkeiten, als ich dachte. Jahrelang hatte ich Gelegenheit den Contrast zwischen europäischem und asiatischem Leben zu studiren, die kritische Lage, in der ich mich befand, gebot mir, immer streng auf der Hut zu sein, und dennoch konnte ich es nicht vermeiden, so manchen groben Fehler zu begehen. Der gegenseitige Unterschied der östlichen und westlichen Gesellschaft besteht nicht nur in Sprache, Gesichtszügen und Kleidung. Wir Europäer essen,

---

*) Man nennt dies Chirkai dervischan (der Derwischmantel), welches selbst die bemitteltsten Derwische über ihrem sonst guten Anzuge tragen müssen. Es ist das Symbol der Armuth, wird oft aus unzähligen Stückchen neuen Stoffes zusammengesetzt, hat aber immer ungleiche, zackige Schöße, und während die Außenseite mit grobem Bindfaden in großen Stichen genäht wird, pflegt das Futter aus Seide oder sonstigem werthvollen Zeuge zu bestehen. Es ist das Nonplusultra der Hypokrisie, doch — mundus vult decipi — ergo decipiatur, haben die Weisen des Orients noch lange vor den Römern gesagt.

trinken, schlafen, sitzen und stehen, ja ich möchte sagen: lachen, weinen, seufzen und winken anders als die Orientalen. Dieses sind scheinbare, aber im Grunde recht schwere Kleinigkeiten, und dennoch nichts im Vergleich zu jener Mühe, welche die Vermäntelung der Gefühle kostet. Auf Reisen ist man immer gespannterer, immer gereizterer Natur als im gewöhnlichen Leben; unsaglich daher ist die Anstrengung, mit welcher wir Europäer Neugierde, Bewunderung oder sonstige Gemüthsbewegungen, gegenüber dem ewig und für alles gleichgültigen, schlaffen Orientalen zu verbergen suchen. Außerdem war der Reisezweck meiner Freunde, die ferne Heimat zu erreichen, der meinige, blos zu reisen. Meine Individualität hatte für sie Interesse blos in dem ersten Moment der Annäherung, ihre Individualität war für mich ein fortwährendes Studium, und es ist gewiß keinem von ihnen eingefallen, daß mein Geist eben damals, wenn wir in Gesellschaft am vertraulichsten scherzten und schwatzten, doppelt beschäftigt war.

Nur der praktische Kenner des Orients wird sich vorstellen können, welche Mühe es kostete, sich am Anfang in diese merklichen Differenzen hineinzufinden. Natürlich war ich durch den vierjährigen Aufenthalt in Konstantinopel ziemlich geschult, doch spielte ich dort blos die Rolle eines Dilettanten, während ich mich hier von der Wirklichkeit kein Haar breit entfernen durfte. Ja, ich will durchaus kein Geheimniß daraus machen, daß der Kampf in den ersten Tagen, obwol ein kurzer, aber doch ein sehr harter war, Reue und Gewissensbisse stürmten bei jeder sich zeigenden Schwierigkeit auf die Seele los; glücklicherweise war diese durch die Sporen der Eitelkeit zu sehr in Flammen gerathen, alles mußte ihrer vernichtenden Glut weichen — und als Siegerin konnte sie, unterstützt von einer gesunden Constitution, leicht alles vertragen.

Die Rückerinnerung an die Strapazen der ersten Tage macht mich jetzt noch schaudern. Es waren besonders die nasse Kälte, die haarsträubende Unreinlichkeit und die ewigen Placke-

reien der fanatischen Schiiten, die auf den langwierigen Tagemärschen in dem wegen seiner schlechten Wege historisch berühmten Mazendran mir unendlich viel zu schaffen gaben. Manchmal regnete es vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und während kein Faden von meinem durchlöcherten Fetzenanzuge trocken blieb, mußte ich noch obendrein stundenlang in dem knietiefen Kothe waten. An manchen Orten gleicht der schmale Gebirgsweg, den eine jahrhundertelange Frequentation ziemlich vertieft hat, einem sich schlängelnd dahinziehenden schmuzigen Bache, aus dem die Spitzen der von den Gipfeln herabgefallenen Felsblöcke hervorragen. Es ist eine reine Unmöglichkeit, im Sattel zu bleiben, und um der Gefahr auszuweichen, thut man am besten, wenn man die Tiefen mit eigenem Fuße sondirend sich langsam fortbewegt. Daß man unter solchen Umständen abends auf der Station ganz erschöpft und ermattet anlangt, wird niemand bezweifeln. Feuer und Obdach sind die ewigen Gegenstände, nach denen das Auge schmachtend umherblickt. Beides ist in Mazendran vorhanden, doch hatten wir, die sunnitischen Bettler, der Ruhe halber es vorgezogen, fern von den Wohnungen ungestört die Nacht zu verbringen. Man zündete Feuer an, um sich zu trocknen, doch bemerkten die ältern tatarischen Reisegefährten, daß dieses der Gesundheit nachträglich wäre, und sie zogen es auch immer vor, auf eine andere, gewiß sonderbare Weise sich zu trocknen. Wie bekannt, wird im Orient der Pferdedünger getrocknet und zerrieben, um bei Nacht statt Streu den Pferden unterbreitet zu werden. Während des Tages liegt er, entweder ausgebreitet oder in kegelförmigen Haufen, an der Sonne, und ich war nicht wenig erstaunt, zu sehen, wie meine Gefährten, sich sämmtlicher Kleider entledigend, den durchnäßten Körper bis zum Halse in derartigen poudre de santé vergruben. Daß der Contact dieses bekanntlich stark beißenden Staubes ein nicht besonders angenehmer sei, braucht keinem gesagt zu werden. Doch fühlt man blos in der ersten Viertelstunde, und dieses, dem europäischen Auge unästhetisch

scheinende Bettzeug gewährt, wie ich mich später persönlich überzeugte, einen recht erquickenden, süßen Schlaf.

Ja, und dennoch wäre ich höchst zufrieden gewesen, wenn mein Los außer diesen gemeinschaftlichen Beschwerden mir nicht noch eine Extraportion auferlegt hätte. Als Fremdling in der Gesellschaft war es meine Pflicht, in der Rolle eines Bescheidenen und Ergebenen aufzutreten, mich jedem nicht nur freundlich, sondern unterthänig zu zeigen und durch Zuvorkommenheit oder kleine Gefälligkeiten mir die Liebe der Alten sowie der Jungen zu erwerben. Natürlich wurde diese Dienstfertigkeit anfangs von den meisten abgelehnt; denn man wollte den Charakter als Efendi, in dem man mich kennen lernte, nicht beleidigen. Doch ich durfte nie nachgeben und mußte immer darauf hinstreben, dem einen oder andern nützlich zu sein. Außer den kleinen Diensten, die ich auf dem Marsche leistete, mußte ich noch trachten, auf der Station, sei es in Zubereitung des Thees oder im Brotbacken, sei es in der Bewirthung der Reitthiere, im Auf- und Abladen, jedem behülflich zu sein. Einige erwiderten durch Gegendienste meine Bereitwilligkeit, andere, die meinen frühern Stand bald vergessen hatten, benahmen sich gegen mich wie gegen einen alten Reisegefährten, Gefälligkeiten wurden verlangt und gethan ohne die feinste Ceremonie, und ich mußte herzlich lachen, als ein Hadschi aus Chokand mir einst sein Hemd überreichte, daß ich solches von den vielen ungebetenen Gästen befreien möge, da er mit andern Theilen seines Anzugs in derselben Arbeit vollauf beschäftigt wäre.

Daß auf solchem Wege die entente cordiale immer mehr heranwachsen mußte, war vorauszusehen. Je mehr ich meine Vergangenheit vergessend in die Gegenwart mich fügte, desto schneller schwand auch die Scheidewand zwischen mir und den übrigen Hadschis. Gesellschaft übt einen überaus mächtigen Einfluß aus; sie amalgamirt die meist heterogenen Elemente, und als ich einen Monat lang als Derwisch existirte, fand sich

alles naturgemäß, alles erträglich, ja der Reiz der Neuheit des mich umgebenden Lebens hatte Teheran, Stambul und Europa vom Horizont der Erinnerung weit verbannt, und die stete Gespanntheit des Geistes hatte in mir einen Seelenzustand geschaffen, der zwar außerordentlich, aber nie unangenehm war.

Es war nur ein einziges Gefühl, an das ich mich nicht so leicht gewöhnen konnte, und dies war die Furcht entdeckt zu werden, oder besser gesagt, dessen Folgen, der schreckliche Martertod, den tatarische Grausamkeit und tiefbeleidigter mohammedanischer Fanatismus erfunden hätten, um mich zu bestrafen. Daß ich mit Annahme des Incognito einen gefährlichen Spaß spielte, wurde mir schon in den ersten Tagen meines Aufenthalts unter den Turkomanen bekannt, und wäre es nicht die unbegrenzte Zuversicht gewesen, die ich in die Treue meiner Gefährten und in meine eigenen Vorbereitungen setzte, so hätte dieses Gespenst mich auch auf keinen Augenblick verlassen. Wie gesagt, während des größten Theils des Tages blieb ich durch Gesellschaft, Beschäftigungen oder sonstige Vorfälle ziemlich verschont. Doch wenn alles um mich her verstummte und ich im einsamen Winkel des Zeltes oder in öder Wüste allein dasitzend in Gedanken verfiel, da erschien mir die Furcht in ihrem schwärzesten Kleide, in ihren schrecklichsten Zügen, und wie sehr ich durch Klügeleien und durch fröhliche Gemüthsstimmung sie verscheuchen wollte, sie wich lange, lange nicht von mir. O, diese grauenvolle Megäre, wie quälte sie mich, wie peinigte sie mich eben damals, als ich Ruhe suchend in Anschauungen über die Großartigkeit der Natur oder über die Merkwürdigkeit des menschlichen Wesens mich vertiefen wollte. In dem verlängerten Kampfe mußte sie schließlich dennoch unterliegen — aber eben dieser Kampf ist es, an den ich mit Erröthen zurückdenke; denn es ist wunderbar, welche Anstrengungen es kostet, mit der steten Todesgefahr sich vertraulich zu machen, welche Mühe, die Hoffnung seiner fernern Existenz auf einer zweifelhaften Basis stehen zu sehen!

Daß ich Vorsicht, im Anfang scrupulöse Vorsicht gebrauchte, wird mir niemand als Fehler vorwerfen können, doch ist diese in solche Extreme ausgeartet, die wahrlich lächerlich sind. Bewußt z. B. meiner Gewohnheit, daß ich beim Reden mit den Händen gesticulire (was vielen Europäern eigen und dem Mittelasiaten verpönt ist), hatte ich aus Furcht, in diesen Fehler zu verfallen, ein Zwangsmittel anwenden müssen. Ich gab nämlich vor, daß ich an Armschmerzen leide, legte ein Tragband an, und der an den Körper gebundene Arm lernte bald sich der unfreiwilligen Bewegungen entwöhnen. So wagte ich auch selten, spät abends etwas mehr zu essen, aus Besorgniß, daß der überladene Magen mir nicht etwa schwere Träume verursache, aus denen ich irgendeine fremde, europäische Sprache sprechen könnte. Heute lache ich über den Kleinmuth; denn es hätte mir doch einfallen sollen, daß die Tataren, unkundig der europäischen Mundarten, solches nicht bemerken würden — doch dachte ich lieber an die Worte eines meiner Gefährten, der eines Morgens mit Naivetät bemerkte, daß ich in ganz andern Tönen schnarchte als die Turkestaner, worauf dann einer belehrend einfiel: „Ja, so schnarcht man in Konstantinopel!"

Da so viele meiner Handlungen in Gesellschaft auffielen, so hätte ich doch in der Verlassenheit mich weit weniger beschränkt bewegen sollen. Doch nein! Auch hier war ich Sklave der Vorsicht, und ist es nicht auffallend oder vielmehr lächerlich, daß ich bei Nacht, in der unabsehbaren Wüste in ziemlicher Entfernung von der Karavane, das ungesäuerte, mit Asche und Sand vermengte Brot oder einen Schluck des stinkenden Wassers ohne Begleitung der üblichen mohammedanischen Segensformel nicht zu genießen wagte! Niemand sieht dich, alles schläft nun, hätte ich mir ja denken können? Doch nein! Die fernen Sandhügel schienen mir als lauernde Spione, die nun Acht geben, ob ich das Bismillah sage, ob ich nach ritueller Weise das Brot gebrochen habe. So geschah es in Chiwa, daß ich in der finstern und geschlossenen Zelle, mutterseelenallein liegend, beim Gebet-

ausrufe hurtig von meinem Lager aufsprang und ans mühsame Werk der 13 Rikaat mich machte. Beim sechsten oder achten bekam ich Lust aufzuhören, denkend, daß ich gut geborgen wäre. Doch nein! Es fiel mir ein, es könnten etwa Späheraugen durch die Thürritze mich beobachten, und ich entledigte mich gewissenhaft der widerwilligen Pflicht.

Nur Zeit, die alles heilende Zeit, konnte diesem Uebel abhelfen. Obwol die moralischen Leiden bedeutend peinlicher waren als die physischen, so hatte eine längere Gewohnheit auch hier mir zum Siege verholfen, und nachdem ich vier Monate lang glücklich verlebt hatte, war die Seele ebenso abgehärtet gegen alle Furcht und Schrecken wie der Körper gegen den Schmuz und die Unreinlichkeit. Es trat die Epoche der Gleichgültigkeit ein, und mit dieser fing ich auch an die wahren Reize meines Abenteuers zu empfinden. Besonders war die unumschränkte Freiheit des Vagabundenlebens, die große Sorglosigkeit in Nahrung und Kleidung, da dem Derwisch alles geschenkt wird, und noch dazu die geistige Superiorität, die letzterer über die Massen ausübt, die mir unendlich gefielen. Kein Wunder daher, daß ich die Vortheile meines Standes bei jeder Gelegenheit reichlich auszubeuten wußte. Meine Gefährten gestanden mir auch zu, daß ich eminente Talente fürs Derwischleben habe, und wenn es galt, von einem härtern Orte einen Zehrpfennig zu verschaffen oder einen größern Vorrath von Victualien zusammenzubetteln, so wurde ich stets mit der leitenden Rolle betraut. Dieses in mich gesetzte Vertrauen hatte ich einst bei einer Zeltgruppe von Tschaudor-Turkomanen glänzend bewiesen. Diese allerwildesten Nomaden standen im Rufe großer Gottlosigkeit, und Hadschis, Ischane und Derwische wichen auch immer ihren Zelten aus. Ich hörte dieses, machte mich in Begleitung dreier Gefährten, die für berühmte Sänger galten, auf den Weg und nahm zugleich eine gute Dosis von heiligem Staub, Zemzemwasser, Zahnstochern, Kämmen und andern Pilgerspenden mit. Bei einigen wurde ich mit ziemlicher Kälte

empfangen, doch kann der Sohn der Wüste, er mag noch so wild sein, den Worten und der Mimik einer Derwischstrategik nicht widerstehen, und nicht nur, daß man mich mit Weizen, Reis, Käse und Filzstücken reichlich beschenkte, sondern es gelang mir noch, einen zu bewegen, daß er die Ernte auf seinen eigenen Esel auflud und sie der erstaunten Karavane zuführte.

Erfolg macht kühn. Kein Wunder daher, wenn ich nach mehrern glücklich vollführten Experimenten später mit solchem Benehmen auftrat, in dem viele einen gewissen Grad von Unverschämtheit entdecken werden. Nun wohl, ganz könnte ich mich schwerlich von dieser Anklage rein waschen, aber wie hätte ich denn anders verfahren können? Kann der Europäer sich einen Begriff machen, was das heißt, als verstellter Frenghi (dieses Schreckenswort der Orientalen) vis-à-vis einem solchen Tyrannen zu stehen, wie der Chan von Chiwa ist, und noch dazu ihm einen ersprießlichen Segen verleihen? Der Gedanke, wenn dieser Mensch mit dem fahlen Gesicht und finsterm Blick, wie er, umgeben von seinen Schergen, dasitzt, den gefährlichen Spaß entdecken möchte, ist gewiß nur dann zu ertragen, wenn man die Entschlossenheit der Seele aufs Aeußerste bringt. Bei meiner ersten Audienz erschien ich auch wirklich mit solch festem Schritt, mit solch kühnen Geberden, als wenn ich mit meinem Erscheinen den Chan beglücken wollte. Alles sah mich erstaunt an; denn Frommen und Heiligen gebührt Unterthänigkeit, doch man dachte sich, daß es in der Türkei so Sitte wäre, und ich hörte auch keine Bemerkung hierüber.

Derartige Forcetouren waren übrigens nur selten nöthig, und in seinem gewöhnlichen Laufe hatte das Derwischleben mir oft die allerglücklichsten Momente geschaffen. Ohne besonders geneigt zu sein, dem russischen Grafen D.... nachzuahmen, der sich, des europäischen Salonlebens überdrüßig, als Betteldermisch in eins der Thäler Kaschmirs zurückzog, muß ich dennoch gestehen, daß ich ein eigenthümliches Gefühl der Freude empfand, wenn ich in einer Ruine oder an einem sonstigen

einsamen Orte, an den milden Strahlen der Herbstsonne mich sonnend, nach echt orientalischer Weise in die Gedanken des Nichtdenkers mich vertiefen konnte. Es ist etwas unaussprechlich Süßes darin, wenn man ohne Geld, Stand und Beschäftigung frei von allen Sorgen, Aufregung und Impulsen in der weichen Wiege morgenländischer Ruhe und Gleichgültigkeit sich schaukeln kann! Natürlich, für uns Europäer kann ein derartiger Genuß nur von sehr kurzer Dauer sein, denn wenn unsere Gedanken in solchen Momenten gegen den fernen, ewig regsamen und bewegten Westen hinfliegen, da muß der große Contrast der beiden Welten sich gleich vors Auge stellen, und instinctmäßig fühlen wir uns zum letztern hingezogen. Europäisches Streben und asiatische Ruhe sind die zwei großen Fragen, die den Geist beschäftigen, doch brauchen wir nur auf die um uns herum zerstreuten Ruinen zu blicken, um zu sehen, wer die richtigere Lebensphilosophie befolgt. Hier geht alles dem Untergang und der Knechtschaft, dort der Blüte und Weltherrschaft entgegen.

Dieses bunte Lebensbild, in welchem ich mich während des Incognito bewegte, war daher bei weitem nicht so bar aller Reize, wie es manchem eingefleischten Europäer scheinen würde. Natürlich, fesseln konnte es nur auf kurze Zeit, daher ich auch wirklich erschrak, als einst der Chan von Chiwa mir den ernsten Antrag machte, mich zu verheirathen, damit ich in Chiwa mich niederlasse, da ihm solch vielgereiste Leute wie ich nicht unangenehm wären. Der Gedanke, mit einer özbegischen Ehehälfte das ganze Leben in Turkestan zuzubringen, war schrecklich, und hätte ich es thun müssen, ich wäre gewiß unterlegen, aber einige Monate in einem Abenteuer, das glücklich endete, zugebracht zu haben, werde ich gewiß nie bereuen. Nie, sage ich, denn selbst die Erinnerung an meine Erlebnisse ist unaussprechlich süß, und jetzt, wo schon mehr als drei Jahre seit meiner Rückkunft verflossen sind, finde ich noch alle Einzelheiten so frisch in meinem Angedenken, alles dünkt mir so nahe, als wenn ich erst gestern Abend mit der Karavane angelangt wäre

und mich morgen schon wieder anschicken müßte, mein Eselchen zur Weiterreise aufzupacken. Das innere Verhältniß ungeheuchelter Freundschaft, das mich an meine tatarischen Reisegefährten kettete, erwacht immer aufs neue, so oft ich an sie denke. Wir scherzten, koseten und lachten auf den langen Tagemärschen, als wenn wir uns keine bessere Existenz wünschen könnten. Besonders war es mein glücklicher Humor, der ihnen so sehr gefiel, meine Witze und Späße, wenn wir untereinander waren (denn im öffentlichen Leben hatten wir alle, als ernste Heilige, lange, eiskalte Gesichter), war für sie ein unversiegbarer Quell des Frohsinns. Was würden sie sagen, wenn sie mich nun, inmitten so vieler Ungläubigen, in dem ihnen possirlich vorkommenden Gabelkleid, wie sie die europäischen Beinkleider nennen, sehen möchten? Mich, in dem sie und die übrige Welt ein wahres Specimen westmohammedanischer Mollahs erblickten?

So wie die lustigen Episoden meines Incognito dann und wann mir noch heitere Momente verursachen, so muß ich gestehen, daß auch die trüben Stunden, in denen ich in äußerster Gefahr oder in Leiden war, oft gleich schwarzen Wolken am Horizont meiner Gegenwart erscheinen. Ihre düstern Schatten pflegen mich noch lebhaft an die vergangenen Schrecken zu erinnern, und wenn ich noch jetzt in schweren nächtlichen Träumen aus dem Schlafe auffahre, so war es sehr oft Se. Majestät der Chan von Bochara, die grauenvollen Qualen des Durstes oder eine fanatische Gruppe von Mollahs, die, auf Morpheus' Fittichen aus Mittelasien herbeigeeilt, mit ihrem Besuche mich beehrten. Ha, wie freue ich mich dann beim Erwachen, in Europa, in meinem theuern Vaterlande, in meiner friedlichen Wohnung mich zu befinden! Ja, in kritischer, in höchst kritischer Lage befand ich mich sehr oft, doch den meist unverwischbaren Eindruck haben im ganzen genommen doch nur einige Episoden in mir zurückgelassen, sie brachten mich in die eminenteste Gefahr und werden, solange ich lebe, mir unvergeßlich bleiben.

1.

Jener Abend in der Chalata-Wüste, als ich, nach zweitägigen Qualen des Durstes, mit den letzten Tropfen meines Wassers auch die Lebenskräfte immer mehr und mehr schwinden sah. Ringsherum lagen viele meiner Reisegefährten, wahrscheinlich in denselben peinigenden Gefühlen; denn der Ausdruck der schmachtenden Seele gab sich in ihren starren Blicken und wilden Zügen am besten kund. Als ich mein schweres Haupt mit aller Gewalt erhob und den Augen der mir nahe Liegenden begegnete, schien es mir, als wenn sie alle mit einem bittern Groll auf mich sehen möchten; denn ich hatte während des Nachmittags den alten Asceten Kari Messud mehreremal sagen gehört: „Wir sind leider das Sühnopfer eines großen Sünders, der in unserer Karavane sich aufhält", und obwol möglicherweise niemand an mich dachte, so fühlte ich dennoch mich sehr beklommen. Mittlerweile nahte die Stunde des Abendgebets, an dem nur wenige Antheil nehmen konnten. Die Sonne war dem Untergang nahe, und als sie mit ihren letzten Strahlen das unglückliche Häuflein der Leidenden in der großen Wüste beleuchtete, da konnte ich es nicht verhindern, gegen jene Gegend zu blicken, wo sie vom Horizont die letzten Strahlen (denn ich hatte wenig Hoffnung, den nächsten Morgen wiederzusehen) mir zusandte, gegen jene Gegend, die man West, den theuern West nennt. Mit unsaglicher Wehmuth hing ich an diesem Worte, die halberschlafften Sinne belebten sich aufs neue, denn mit West fiel mir Europa, meine theuere Heimat, mein frühes Hinscheiden aus der Welt, die schweren Kämpfe meiner Vergangenheit, die Vereitelung alles Strebens, aller süßen Hoffnungen ein. Das Herz brach unter der Bürde des Schmerzes, ich wollte weinen, konnte aber nicht — dieser Augenblick ist einer der unvergeßlichsten, der Schrecken hat sich tief eingeprägt in die Seele, und so oft mir die Chalata-Wüste einfällt, wird er stets als Phantom vor mir schweben.

2.

Die Zeit während meiner Audienz beim Emir von Bochara im Palast von Samarkand. Genannter Fürst, dem man mich als ein Individuum zweifelhaften Charakters vorstellte, hatte während der ganzen Zeit, da ich bei ihm saß, streng in meinen Zügen geforscht, um den angeblich verkappten Frenghi zu entdecken. Ein Theil der zwischen uns stattgefundenen Conversation ist den Lesern meiner „Reisen" bekannt, ich schmeichelte mir, ihn zu gewinnen, doch kostete es mir eine Riesenarbeit, die innere Aufgeregtheit in meinen Gesichtszügen und besonders in den Augen nicht zu verrathen, und obwol alle meine Nerven bebten, mußte ich doch jede kleinste Spur von Furcht unterdrücken. Längst eingeübt in der Rolle, die ich spielte, gelang es mir auch wirklich, Erröthen oder sonstiges Farbenwechseln zu verhindern — aber ich war nicht gewiß des Erfolgs, und man stelle sich meine Lage vor, als der Emir nach einer viertelstündigen Audienz einen Diener rief, ihm behutsam etwas ins Ohr raunte und mir mit einem ernsten Wink befahl, letzterm zu folgen.

Ich erhob mich rasch von meinem Sitze. Auf dem Wege, welchen der Diener mich durch Gemächer und Höfe führte, hatte die Ungewißheit meines Loses mich in größte Angst versetzt, und da aus einem gepreßten Gemüth nur immer Schreckensbilder aufsteigen, so glaubte ich auch, daß dieser ominöse Gang mich nun zur Folterkammer, zu jenem schrecklichen Tode führte, der so oft mir vorschwebte. Mein Begleiter führte mich nach längerm Umhergehen in ein finsteres Gemach, wo er mich niedersetzen hieß, mit dem Andeuten, seine Rückkunft zu erwarten. Ich blieb stehen, aber mit welchem Gemüth, kann sich der Leser leicht vorstellen. Hätte ich nur ahnen können, auf welche Weise meine Hinrichtung stattfinden werde, wäre ich vielleicht etwas beruhigt gewesen — doch die Ungewißheit war die höllische Qual, die ich nie in meinem Leben vergessen kann; mit fieber-

hafter Ungeduld zählte ich die Momente, bis die Thür sich wieder öffnete. Noch einige Secunden war ich gepeinigt — endlich erschien der Diener, ich starrte ihn an und sah beim eindringenden Licht, daß er statt Henkerwaffen, die ich befürchtete, ein sorgfältig zusammengelegtes Bündel unter dem Arme trug; es enthielt den vom Emir mir bestimmten Ehrenanzug und Zehrpfennig auf meinem weitern Pilgerwege.

3.

Als ich am Ufer des Oxus, die Ankunft der herater Karavane erwartend, die heißen Augusttage in Gesellschaft der Lebab-Turkomanen zubrachte. Ich bewohnte den Hof einer verlassenen Moschee; die Turkomanen pflegten in den Abendstunden immer eine ihrer Liedersammlungen oder poetischen Erzählungen mitzubringen, aus denen ich ihnen vorlesen mußte, wobei die gespannte Aufmerksamkeit, mit der die Thaten irgendeines beliebten Helden in nächtlicher Stille beim dumpfen Gerolle des Oxus angehört wurden, mir besondere Freude verursachte.

Eines Abends zog unsere Lektüre sich bis gegen Mitternacht hin. Ich war ziemlich müde, und vergessend des oft gegebenen Raths, nicht in der unmittelbaren Nähe eines verfallenen Gebäudes zu schlafen, streckte ich mich längs einer Mauer aus und schlief, wie es sich denken läßt, auch recht bald ein. Nach ungefähr einer Stunde wurde ich durch einen unbeschreiblich heftigen Schmerz am Fuße aufgeweckt, mit einem Zetergeschrei sprang ich vom Lager auf, es schien mir, als wenn Hunderte von giftigen Nadeln mir durch das Bein gefahren wären, und zwar an einem kleinen Punkte nahe der großen Zehe des rechten Fußes. Mein Geschrei hatte den ältesten der Turkomanen, der in der Nähe ruhte, erweckt, und ohne mich zu fragen rief er: „Armer Hadschi, dich hat ein Skorpion gebissen, und noch dazu in der unglücklichen Zeit des Saratans (Hundstage). Gott helfe dir!" Mit diesen Worten griff er nach meinem Fuß, band diesen bei dem Knöchel mit

einer Gewalt, als wenn er ihn entzweischneiden wollte, suchte mit der Lippe dann hastig nach der verwundeten Stelle, und sog mit solcher Kraft, daß ich es am ganzen Körper fühlte. Er wurde bald von einem andern abgelöst, und nachdem man mir noch zwei andere Verbände angelegt, ließ man mich allein mit den Trostworten, daß, wenn Allah es will, bis zum nächsten Morgengebet es sich entscheiden würde, ob ich vom Schmerz oder gänzlich von den Tändeleien der eiteln Welt erlöst sei.

Obwol ganz betäubt von dem Jucken, Stechen und Brennen, das immer heftiger wurde, fiel mir dennoch die Sage von den schon in alten Zeiten ihres Giftes halber berühmten Skorpionen von Belch ein. Die nicht grundlose Furcht machte den Schmerz noch unerträglicher, und daß ich während der mehrstündigen Leiden wirklich aller Hoffnung entsagte, beweist der Umstand, daß ich, des Incognito vergessend, in solchen Tönen zu wehklagen anfing, die den Tataren, wie sie mir später mittheilten, drollig vorkamen, da man bei ihnen in solchen nur zu jauchzen pflegt. Merkwürdig ist es, daß der Schmerz in einigen Minuten von der Zehe bis zum Scheitel, aber nur auf der rechten Seite, sich verbreitete und fortwährend gleich einem feurigen Strom hin- und herfloß. Nichts kann die Qual schildern, nichts die Marter beschreiben, die ich eine Stunde nach Mitternacht zu leiden hatte. Einer fernern Existenz überdrüßig, wollte ich durch heftige Stöße an die Erde den Kopf mir zerschmettern, man merkte es und band mich fest an einen Baum. So lag ich nun halb ohnmächtig, während der Todesschweiß mich überrieselte, einige Stunden lang, mit den Augen gegen das hellgestirnte Firmament gewendet. Die Plejaden sanken allmählich gegen Westen, gegen den theuern Westen, den ich nie mehr zu sehen glaubte, und während ich bei vollkommenem Bewußtsein die Stimme des Gebetausrufers oder, besser gesagt, den heranbrechenden Morgen erwartete, überfiel mich ein leiser Schlaf, aus dem ich bald durch das monotone „La illah, il allah!“ geweckt wurde.

Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich eine schwache Linderung des Schmerzes. Das Stechen und Brennen verschwand immer mehr und mehr auf selbem Wege, auf welchem es gekommen war, und die Sonne war noch nicht eine Lanze hoch, als ich zwar noch schwach und abgemattet, aber mich doch auf die Füße richten konnte. Meine Gefährten versicherten mir, daß der Teufel, der durch den Skorpionbiß in den Körper gefahren ist, nur durch das Morgengebet verscheucht worden, was ich natürlich nicht bezweifeln durfte. Aber die Nacht, jene schreckliche Nacht wird mir ewig unvergeßlich sein.

* * *

Dies wären die drei kritischen Momente meiner abenteuerlichen Reise in Mittelasien; im übrigen aber haben all die neugierigen Späheraugen, die vielartigen Verdächtigungen als auch die unsaglichen Beschwerden einer Reise als Bettler, all die Entbehrungen und Widerwärtigkeiten nur wenig trübe Rückerinnerungen in mir zurückgelassen. Der Reiz, jene fremden Länder zu sehen, nach denen sich das Auge schon in den frühesten Jugendjahren sehnte, hatte etwas Belebendes, etwas Kräftigendes in sich, denn in genannten wenigen Fällen ausgenommen, war ich immer besonders froh und glücklich — ja, so viel ist gewiß, daß ich heute im civilisirten europäischen Leben jene körperliche und geistige Behendigkeit ziemlich vermisse, und wer weiß, ob ich nicht in spätern Jahren jene Zeit mir noch zurückwünschen werde, in welcher ich in Fetzen gehüllt und obdachlos, aber kräftig und wohlgemuth die Steppen Mittelasiens durchzog.

III.

Unter den Turkomanen.

(Aus meinem Tagebuch.)

13. April.

Voll von Verwunderung und Ueberraschung über die wunderbaren, socialen Verhältnisse, in denen ich mich heute zum ersten mal befand, saß ich in den frühen Vormittagsstunden mit Chandschan, meinem gastfreundlichen Wirthe, auf einem und demselben Teppich und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Schilderungen über Turkomanenleben und turkomanische Verhältnisse zu. Dieser sehr angesehene Nomadenchef, ein vom Grunde aus biederer Mann, wollte mich mit den Gebrechen und Vorzügen seiner Nation bekannt machen; denn fest überzeugt von meinem osmanischen und halbofficiellen Charakter, meinte er, durch mich beim Sultan, auf den die ganze Sunnitenwelt mit Zuversicht blickt, gegen Russen und Perser Hülfe zu erlangen. Er sprach mit Eifer, ohne es zu zeigen, und nachdem er mir die erste Lection gegeben, erhob er sich, um mir, wie er sagte, sein Haus und Hof vorzuführen, oder, nach unserer Redensart, um mich mit den Damen des Hauses bekannt zu machen. Es ist dies eine specielle Auszeichnung bei Asiaten; doch ein vermeintlicher Agent des Großherrn verdient wol eine solche Aufmerksamkeit, und ich bemühte mich auch, in meinem Sitz, Miene und Haltung derselben gemäß mich zu zeigen.

Nach einigen Minuten hörte ich ein sonderbares Geklirr und Gerassel, der Vorhang des Zeltes hob sich empor und herein trat ein ganzer Haufe von Frauen, Mädchen und Kindern, die, von einer wohlbeleibten, ziemlich alten Matrone angeführt, auf meinen Sitz zuschritten. Die ganze Scene frappirte mich ebenso sehr wie die Hereintretenden, die scheu nach mir blickten, und während die jüngern Damen ihre Augen niederschlugen, sah ich, wie die Kinder mit einer merklichen Bangigkeit sich an die Kleider der Aeltern anklammerten. Die Matrone, welche mir von Chandschan als seine sechzigjährige Mutter vorgestellt wurde, trug auf dem primitiven Anzug des rothseidenen langen Hemdes, rechts und links über die Brust geworfen, mehrere große und kleine silberne Etuis, in denen ebenso viele wirksame Talismane bewahrt wurden; einige waren sogar mit Edelsteinen verziert; so auch eine beträchtliche Anzahl von Arm-, Hals- und Fußbändern, welche als der erbliche Schmuck des Hauses von mehrern Generationen herstammten und, dem Aeußern nach zu urtheilen, wirklich die Spuren hoher Antiquität an sich trugen. Auch die übrigen Frauen und Kinder waren, je nach ihrem Range und gegenwärtiger Stellung in der Gunst des Herrn, mit gleichartigen Schmuckgegenständen behängt. Die Kleidungsstücke, mitunter zerrissen und schmuzig, werden als Nebensache betrachtet, und eine Turkomanin ist nur dann recht fashionable, wenn sie ein oder zwei Pfund Silber mehr auf sich herumschleppen kann.

Zuerst reichte mir die alte Frau ihre gerunzelten Hände zum üblichen Gruße dar, dann folgten die übrigen, und nachdem mich die Mädchen und Kinder umarmt hatten, denn so erheischt es der gute Ton, hockte alles in einem Halbkreis um mich herum, und es begannen die Ausfragungen über Gesundheit, Wohlbefinden und glückliche Ankunft. Jedes redete mich drei- oder viermal über denselben Gegenstand an, ich mußte ebenso viel mal antworten, und es kommt nicht nur in Europa vor, daß ein Damencirkel einen unerfahrenen Salonmann in

Verlegenheit bringen kann, sondern selbst in der Wüste Mittelasiens kann uns derartiges begegnen. So wie die Damen bei allen Nomaden des mohammedanischen Ostens, je mehr sie im Alter vorwärts schreiten, desto weniger die moralischen oder physischen Attribute beibehalten, so hatte ich auch bei meinem ersten Eintreten den jüngern die delicatesten Fragen zu beantworten, während die ältern nur über Religion, Kriege und innere Verhältnisse der benachbarten Stämme conversirten. Ich hatte mich in Acht zu nehmen, weder von der einen noch von der andern Manier überrascht zu werden; den jüngern Damen mußte ich mit der Quintessenz meiner mollahischen Tugend imponiren, den ältern reichlichen Segen spenden. Während der Visite hatten sich auch einige Männer, Nachbarn und Anverwandte, eingefunden, die aber den Frauen keine Störung verursachten; denn wie ich später auch bemerkte, genießen die Frauen der Turkomanen, trotzdem sie die ausschließlich arbeitende Klasse der Gesellschaft sind, eine gewisse Achtung, die sie übrigens auch verdienen, denn gleiche exemplarische Tugend, Aufopferung für die Familie und unermüdlichen Fleiß wie bei ihnen habe ich nirgends im Orient angetroffen.

Am Ende der Visite, die beinahe eine Stunde dauerte, hatte ich einige Talismane zu schreiben, wofür ich hingegen mit kleinen Geschenken, Handarbeiten der Frauen, vergütet wurde. Die alte Dame hat mich später mehreremal besucht, einmal begleitete ich sie sogar zum Tumulus ihres Gemahls, um für die Seele des Verewigten zu beten. Das gute Einverständniß, das zwischen uns beiden herrschte, war selbst den Nomaden auffallend; doch ist mir dessen Ursache heute sehr einleuchtend. Das Fremdartige meiner Erscheinung, der Frömmigkeitsschimmer, der mich umgab, hatte sie angezogen; dabei lieh ich noch stets ihrer Conversation ein geduldiges Ohr, hörte mit Aufmerksamkeit ihre Gespräche über die Fehler der persischen Sklavinnen in der Haushaltung, über die Ungeschicklichkeit der jetzigen Frauen im Weben der Teppiche, in der

Zubereitung der Filze u. s. w., ja, ich machte manchmal selbst eine oder die andere Bemerkung, als ob ich von Jugend auf an das Sujet gewöhnt, für die Nomadenwirthschaft mich besonders interessirte.

Ja, und dennoch muß der Reisende, wenn er etwas lernen will, überall eine ähnliche Lebensphilosophie verfolgen. Hier z. B. war Geschmeidigkeit von bedeutendem Nutzen; denn die Neigung der alten Hausfrau hat viel dazu beigetragen, meinen Aufenthalt unter den Turkomanen angenehm zu machen, bei einem Volke, unter welchem nicht nur kein Europäer, ja selbst kein ausländischer Asiate sich frei bewegen kann.

16. April.

Nach dem Morgengebet ins Zelt Chandschan's tretend, fand ich eine ganze Gesellschaft, die der Erzählung eines mit Staub und Schmuz bedeckten jungen Turkomanen, dessen Gesicht merkliche Spuren der Aufregung und erlittener Strapazen trug, mit besonderer Aufmerksamkeit Gehör gab. Er schilderte mit leiser Stimme, aber lebhafter Farbe den Raubzug, an dem er vergangenen Abend gegen die Perser theilgenommen. Während er sprach, hatten sich Weiber, Diener und Sklaven (die Armen, was müssen sie sich wol gedacht haben?) um den Kreis niedergehockt, und letztere erhielten auch bald einige Flüche, weil das Rasseln der Ketten an ihren Füßen die Ruhe zeitweise störte. Merkwürdig erschien mir, daß die Zuhörer im selben Grade, als der Redner den hartnäckigen Widerstand der überfallenen Unglücklichen schilderte, auch ihre Empörung steigerten über die Verwegenheit der Perser, sich nicht gleich ohne Widerstand ausplündern zu lassen.

Als man mit der Erzählung der Waffenthat zu Ende war, erhob sich alles, um die mitgebrachte Beute zu besehen, deren Anblick beim Turkomanen ein gemischtes Gefühl von Neid und Wohlgefälligkeit hervorruft. Auch ich folgte dem Haufen, und schrecklich war das Bild, welches sich meinen Augen im Zelt

darbot. In der Mitte lagen zwei todtenbleich aussehende, mit getrocknetem Blut, Schmuz und Staub bedeckte Perser, deren gebrochenen Gliedern man eben Eisen anlegte, und da bei einem die Ringe der Fesseln zu enge waren, so schrie er wild auf, als der grausame Turkoman sie ihm gewaltsam auf die Knöchel befestigen wollte. In dem einen Winkel saßen zwei junge Kinder bleich und zitternd auf der Erde, mit wehmuthsvollen Augen auf den gepeinigten Perser hinblickend, denn der Unglückliche war ihr Vater; sie wollten weinen, doch sie wagten es nicht; ein Blick des Räubers, den sie zuweilen zähneklappend ansahen, genügte, um ihre Thränen zu unterdrücken. In dem andern Winkel hockte ein Mädchen von 15 bis 16 Jahren, mit wirr aufgelösten Haaren, zerrissenen Kleidern und beinahe ganz mit Blut bedeckt. Dasselbe ächzte und schluchzte, das Gesicht in die Hände verbergend. Einige Turkomaninnen, durch Mitleid oder Neugierde bewegt, fragten es, was ihm fehle, und ob es verwundet sei? „Ich bin nicht verwundet“, rief das Mädchen in einer tiefkläglichen Stimme. „Dieses Blut ist das Blut meiner Mutter; meiner einzigen, seelensguten Mutter. O, ana dschan, ana dschan! (theuere Mutter!)“ So klagte es und schlug sich den Kopf an das gitterartige Holzwerk des Zeltes, daß dieses beinahe umstürzte. Ein dargereichter Trunk Wassers löste des Mädchens Zunge noch mehr, und dasselbe erzählte, wie es (natürlich als werthvolle Beute) neben dem Räuber im Sattel sitzend, die Mutter aber zu Fuß, an den Steigbügel gebunden, den Weg hierher machen mußte. Nach einem einstündigen Ritt wurde die Mutter so müde, daß sie jeden Augenblick zusammensank. Der Turkoman versuchte, letztere erst durch Peitschenhiebe zur Kraft zu bringen, doch da er so kein Ziel erreichte und von der Truppe nicht zurückbleiben wollte, so wurde er wüthend, zog sein Schwert, und in einem Nu hieb er ihr den Kopf ab. Das aufspritzende Blut hatte Tochter, Reiter und Pferd bedeckt, und als erstere auf die rothen Flecken ihres Kleides hinsah, weinte sie laut und bitterlich.

Während dies im Innern des Zeltes vorging, waren draußen die Familienmitglieder des heimgekehrten Räubers mit Besichtigung der erbeuteten Gegenstände beschäftigt. Die ältern Weiber griffen mit Gier nach dem einen oder andern Hausgeräthe, die lustig umherspringende Jugend versuchte das eine oder andere Kleidungsstück anzulegen, was oft ein tolles Gelächter hervorrief.

Hier jauchzte und frohlockte alles, nicht weit davon das Bild des tiefsten Kummers und Schmerzes. Doch fällt niemand der Contrast auf, denn man findet es ganz naturgemäß, daß der Turkoman durch Raub und Plünderung sich bereichere.

Und diese schrecklichen socialen Verhältnisse sind über Petersburg, Nischnei-Nowogrod und Astrachan kaum vierzehn Tage weit entfernt von Europa!

18. April.

Eliaskuli, der das vierte Zelt von dem meinigen am Ufer des Görgen bewohnte, war ein Turkoman in Pension, der bis zum dreißigsten Jahre das übliche Geschäft von Menschenraub und Plünderung betrieben und sich nun zurückgezogen, weil er, wie er selbst sagte, den Rest dieses futilen, lächerlichen Lebens (fani dünja) in frommer Ausübung des Gesetzes zu verleben gedenke; soviel ich aber weiß, weil ihn mehrere Schußwunden der Höllenwaffen zu Aschurada in der fernern Ausübung seines infamen Handwerks verhindert hatten. In der Hoffnung, daß ich durch meine Gebete allen himmlischen Segen auf sein verruchtes Haupt bringen würde, erzählte er umständlich, wie die Russen, den Religionskampf erklärend, d. h. einige in Gefangenschaft gerathene Russen den Räubern entreißen wollten, einmal hier gelandet und sämmtliche am Ufer des Görgen befindlichen Zelte überfallen und in Flammen gesteckt hatten. Der Kampf dauerte länger als einen ganzen Tag. Obwol die Russen, zu feig, um sich heranzunahen, nur aus der Ferne schossen, so konnten die tapfern Ghazis

(Religionskämpfer) doch nicht der teuflischen Kunst widerstehen. Auch er habe damals einige Todeswunden erhalten, einen ganzen Tag gelegen, ohne jedes Lebenszeichen, bis dann endlich sein Pir (geistliches Oberhaupt) ihn wieder ins Leben gerufen habe.

Eliaskuli wollte mich heute zur Ova des Ana-Chan begleiten, der, als Chef des Jaralistammes am obern Laufe des Görgen, dicht an der persischen Grenze wohnt und meine Bekanntschaft vielleicht aus Neugierde oder aus andern Gründen machen wollte. Wir nahmen unsern Weg erst entlang des linken Ufers, mußten aber, um den großen Sümpfen und Morästen auszuweichen, bedeutende Umwege machen. Unbekannt mit dem Motiv meiner Reise, wäre ich zum Verdacht berechtigt gewesen, doch hatte die Erfahrung der letztern Tage mich in der Sicherheit meines Zustandes beruhigt, und wenn ich sah, wie mir auf dem Wege, als wir das eine oder das andere Zelt passirten, die Leute mit Milch, Käse und Geschenken entgegenkamen, um gesegnet zu werden, da mußte jeder Gedanke eines unglücklichen Ausgangs weichen, und ich ritt frohen Muthes weiter, nur ein wenig geplagt von der schweren turkomanischen Filzmütze, auf der noch obendrein einige Ellen Leinwand als Turban aufgewickelt waren, und von der schweren Flinte auf dem Rücken, die ich, trotz des Mollahcharakters, des Anstandes halber mit mir führen mußte. Manchmal pflegte Eliaskuli eine halbe Stunde lang zurückzubleiben, ich setzte meinen Weg doch fort und begegnete hier und da einzelnen Marodeurs, die, von fehlgeschlagenen Raubzügen leer heimkehrend, mich mit düstern Blicken maßen. Einige grüßten mich, andere fragten nur: „Wessen Gast bist du, Mollah?", um aus der Persönlichkeit auf die Möglichkeit meines Ausraubens schließen zu können; doch ich brauchte nur „Kelte Chandschan Bei" zu erwidern, als sie mit augenscheinlichem Mismuth weiter zogen, ein dumpfes „Aman bol!" (Lebe wohl!) in den Bart brummend.

Gegen Abend langten wir (auch Chandschan, der in einer andern Richtung seinen Weg nahm, hatte sich indeß zu uns gesellt) zur Zeltgruppe. Ana = Chan, das patriarchalische Oberhaupt, ein Mann in den sechziger Jahren, saß am grünen Abhang eines Hügels im Kreise seiner Enkel und kleinen Kinder (welchen Verwandtschaftsgraden gleichen Alters man nur im Orient begegnet), mit vergnügten Blicken sowol seine Umgebung als auch die von der reichen Weide heimkehrenden Schafe und Kamelheerden messend. Unser Empfang war ein kurzer, aber recht freundlicher; voranschreitend führte er uns in das bereit stehende Zelt, hier wurde mir der Ehrenplatz angewiesen, und die eigentliche Conversation begann erst, nachdem die letzten Ueberreste des expreß geschlachteten Schafs vom Tische verschwunden waren. Ana=Chan sprach wenig, hörte aber aufmerksam meinen Schilderungen des osmanischen Lebens und der russisch-türkischen Verhältnisse zu; nur am nächsten Morgen wurde er gesprächiger, und die erste Rede, die er zum besten gab, war die Erzählung von der Gastfreundschaft, die er einem englischen Eltschi (Gesandten) auf seinem Wege nach Chiwa zutheil werden ließ; ich errieth gleich, daß dies die Mission des Mr. William T. Thomson war, der die Differenzen Persiens mit dem Chan von Chiwa zu schlichten von seiner Regierung dahin gesendet wurde. Da Ana=Chan, die Gewehre, Kostbarkeiten und die Person des frenghischen Gesandten schildernd, ein besonderes Gewicht auf die Aehnlichkeit seiner Züge mit den meinigen legte, war mir bald die Ursache seiner Neugierde und meiner Visite einleuchtend, und indem er seine Landsleute mit feurigen Augen anblickte, als um sie von seiner scharfen Einsicht zu überzeugen, näherte er sich mir, und leise auf meine Schulter klopfend sagte er: „Efendi, die Tura (Siegel) des Sultans von Rum steht bei uns in hoher Ehre; er ist erstens der Fürst aller Sunniten, zweitens sind Turkomanen und Osmanlis blutsverwandt, und obwol du keine Geschenke mitbringst, bist du doch unser theuerer Gast."

Aus dieser Bemerkung konnte ich vieles deuten und noch mehr verstehen. Mein Derwisch-Incognito hatte somit nicht überall unbedingten Glauben gefunden, doch war die Majorität, namentlich die Mollahwelt, mir zugethan, und einzelne Zweifler waren daher nicht hinreichend, um mich zu beunruhigen.

Wie ich übrigens merkte, hatte Chandschan die Ansicht Ana-Chan's nicht getheilt; der Gegenstand wurde nicht mehr berührt, und ich genoß volle Gastfreundschaft von seiten des argwöhnischen Chefs.

20. April.

Im fernen Mergolan, im Chanate von Chokand, hat religiöser Eifer die sehr häufig stattfindende Collection der Unterstützungsgelder für die hohen Schulen von Medineh anbefohlen. Medineh hat eine Masse dieser Anstalten; am Born der islamitischen Lehre wimmelt es von wißbegierigen Schülern, eifrigen Interpreten des Korans, die unter der Aegide der frommen Beschäftigung in ihrem süßen Nichtsthun von allen Ländern des Islams weit und breit unterstützt werden. Vom fernen Fez und Marokko kommen Stipendien hier an, die Häupter der algierischen Stämme schicken jährlich Gaben ein; Tunis, Tripolis, Aegypten sowol als andere kleinere Staaten des Islams senden ihren Tribut dahin. Die Pforte wetteifert mit Persien in Unterstützung der Zöglinge. Der unter russischem Schutz lebende Tatar sowol als auch der der britischen Herrschaft unterworfene Inder gedenkt sehr häufig der hohen Schulen zu Medineh; doch ist dies alles nicht genug, selbst von den armen Einwohnern der turkestanischen Oasenländer wird gefordert, daß sie ihr Scherflein beitragen.

Zur Zeit meiner Reisen in Mittelasien hatte Chodscha-Buzurk, der hochverehrte Heilige jener Länder, wahrscheinlich mit großer Mühe 400 Dukaten für Medineh gesammelt. Mollah Esad, ein Vertrauter Sr. Heiligkeit, wurde mit Ueberbringung der Summe beauftragt. Obwol Geld, als Hauptquelle aller Gefahren, in Mittelasien stets verheimlicht wird, so hatte

genannter Mollah doch den Zweck seiner Reise nicht geheimgehalten, in der Hoffnung, dieses fromme Kapital zu vermehren. Bochara, Chiwa und andere Städte, welche er passirte, hatten zur Vermehrung desselben beigetragen. Er glaubte dasselbe auch bei den Turkomanen thun zu können, und trat, sich stützend auf Empfehlungsbriefe an einige nomadische Gelehrte, seine Reise durch die Wüste an.

Der Weg bis Gömüschtepe war glücklich beendet; mit der Nachricht seiner Ankunft verbreitete sich auch der Ruf von dem Inhalt seines Reisesacks. Die Turkomanen hörten zwar, daß das Geld für fromme Zwecke bestimmt sei, doch kümmerte sie dies wenig. Jeder trachtete ihn zu ertappen, bevor er noch Gast des einen oder des andern wurde; denn solange dies nicht geschieht, ist man unter den Nomaden vogelfrei. Man kann beraubt, erschlagen, verkauft werden, niemand wird den Thäter zur Rechenschaft ziehen. Der Gastgeber allein ist es, dessen Rache man fürchtet; derjenige, den er in Schutz genommen, wird als Glied seiner Familie betrachtet und ist vor etwaigen Angriffen auch ziemlich gesichert.

Unserm chokandischen Mollah muß dieses Verhältniß nicht unbekannt gewesen sein; doch vertraute er dem Schein des religiösen Eifers, und als er sich eines Morgens einige Schritte von der Karavane entfernte, wurde er von zwei Turkomanen überfallen, alles Geldes, seines ganzen Gutes beraubt. Kein Flehen, kein Berufen auf seine heilige Mission, keine Drohungen mit der fürchterlichen Strafe — nichts, nichts konnte ihm helfen; selbst seine bessern Kleider wurden ihm abgenommen, nur seine alten Bücher und Papiere wurden ihm gelassen. So kehrte er bestürzt und halb nackt zur Karavane zurück. Dies geschah etwa vierzehn Tage vor meiner Ankunft; während dieser Zeit wurden die Thäter ausfindig gemacht und vor das religiöse Tribunal geladen. Als Mollah von Konstantinopel hatte ich das Glück, mit einem Beisitz beehrt zu werden, und die Scene, der ich damals als mithandelnde Person beiwohnte,

wird mir lange frisch im Gedächtniß bleiben. Wir, ich meine die Gelehrten, saßen in einem Halbkreise unter freiem Himmel auf offenem Felde, voluminöse Bücher in der Hand und umgeben von der zahlreich versammelten neugierigen Menge. Die Räuber erschienen mit Familie und mit dem Chef ihres Stammes ganz ungenirt, als wenn es sich um die Schlichtung einer ganz redlichen Angelegenheit handeln würde. Auf die Frage „Wer das Geld genommen?“ wurde mit dem stolzesten „Ich!“ geantwortet, und ich bemerkte gleich beim Beginn, daß eine Zurückerstattung des Geldes hier wol zu den Unmöglichkeiten gehören werde. Nachdem jeder sein Rednertalent mit einem Wulst von Korancitaten ausgebeutet, versuchte auch ich es, auf den Helden einzuwirken, indem ich auf die Schändlichkeit seiner That hinwies. „Was Schande?“ sagte mir der Turkoman. „In deinem Lande bestraft man den Raub? Das ist doch seltsam! Ich hätte geglaubt, daß der Sultan, der Herr aller Welten, ein klügerer Mensch ist. Wenn Raub bei euch nicht gestattet ist, wovon leben denn die Menschen?“

Ein anderer Mollah drohte mit dem Scheriat (Religionsgesetz) und schilderte mit grellen Farben die Höllenstrafen, die den Turkomanen in jener Welt erwarteten. „Was Scheriat?“ antwortete er aufs neue. „Ein jeder hat das seinige! Du, mein Mollah, hast Gesetze in deiner Zunge, die du nach Belieben drehst — ich habe mein Scheriat in meinem Schwerte, das ich schwinge, wo es mein Arm befiehlt!“ Nach langen vergeblichen Ermahnungen, nach langer Berathschlagung unter den Graubärten wurde unsere Sitzung erfolglos geschlossen. Der Turkoman entfernte sich mit seinem Gelde, das er statt zur Unterstützung der Zöglinge in Medineh, zur Anschaffung neuer Waffen verwendete. Mollah Esad aber ging betrübt nach Chokand zurück, mit der bittern Erfahrung, daß die Turkomanen sich wol Rechtgläubige nennen, aber die schwärzesten Kafirs des ganzen Erdbodens sind.

6. Mai.

Oraz-Dschan, ein junger verwegener und wild aussehender Turkoman von ungefähr 18 Jahren, der seit seinem zwölften Jahre schon mit Raubzügen beschäftigt war, ein täglicher Gast in unserm Zelt zu Etrek, um den Pir (geistliches Oberhaupt) der Sklavenräuber in seinem Vortrage über Religion und Moral anzuhören. Einmal war auch Omer Achond, ein Mollah von der Nachbarschaft, zugegen, der seines großen Wissens, aber noch mehr wegen des Besitzes eines vorzüglich guten Pferdes berühmt war. Als man die Eigenschaften des letztern zu rühmen anfing, kam der junge Turkoman ins Feuer und sagte halb im Spaß, halb im Ernst: „Achond, ich gebe dir drei Esel und einen Perser für dein Pferd. Schade, daß es im Stall ruht, während die Perser so frei auf ihren Feldern herumgehen. Willst du aber nicht, so merke wohl auf, in einigen Tagen wird es dir gestohlen werden!" Der Mollah und der Pir gaben ihm einen strengen Verweis, doch er lachte wild auf, und die Conversation ging weiter.

Es waren kaum vier Tage verflossen, als der Mollah eines Morgens mit betrübtem Aussehen und thränenvollen Augen in unser Zelt eintrat. „Mein Pferd ist mir gestohlen worden!" rief er seufzend. Kulchan, nur du kannst es mir wieder zurückgeben. Um die Liebe der Tschiharjar (die vier ersten Chalifen) bitte ich dich, thue das Mögliche." — „Das ist das Werk vom Haramzade (Bastard) Oraz", murrte Kulchan; „ich werde ihm schon die schwarze Seele aus dem schmuzigen Leib herausreißen."

Zur Zeit des Abendgebets fand der gute Oraz unter den übrigen Rechtgläubigen auf der terrassenartigen Erhöhung, welche die Moschee der Wüste bildet, sich ein, und sein frommes Aussehen beim Gebet hätte gewiß nicht verrathen können, daß er erst heute einen Kirchenvater beraubt hatte. Als man nach dem Namar in den üblichen Cirkel (Chalka) sich begab, war Oraz auch dabei. Kulchan redete ihn sogleich an,

sagend: „Bursche, das Pferd des Mollahs ist gestohlen worden, du weißt, wo es ist; morgen früh soll es wieder in seinem Stall sein, hast du mich gehört?“ Diese Anrede machte den jungen Räuber nicht im mindesten verlegen. Mit der einen Hand im Sande spielend, mit der andern den schweren Pelzhut auf die Seite biegend, erwiderte er: „Das Pferd ist bei mir, zurückgeben werde ich es aber nicht; wer es haben will, soll es von mir abholen.“ Diese Worte, glaubte ich, würden bei jedem eine Indignation hervorrufen; doch keine Spur auf den Zügen der Gesellschaft. Kulchan sprach im frühern gelassenen Ton fort, der Räuber blieb bei seiner Weigerung; als von den Graubärten einige Drohworte angewendet wurden, kam auch er ins Feuer, und zu seinem geistlichen Oberhaupt sagend: „Hast du es mit der Stute des Hadschis besser gemacht?“ erhob er sich von der Gesellschaft, und die Refrains, die er aus dem Gedicht Körogli in den stillen Abendstunden widerhallen ließ, beurkundeten genügend seine Freude über den errungenen Sieg.

Es verging einige Zeit mit Berathschlagungen. Ihn angreifen mochte man nicht, denn sein Chan, der der Sitte gemäß trotz des abscheulichen Lasters ihn dennoch in Schutz genommen hätte, war zu mächtig, um angegriffen zu werden? Man mußte zu geistigen Mitteln seine Zuflucht nehmen; und ist es nicht wunderbar, daß diese sogleich ihre Wirkung hatten. Nach dem Deb ist es die größte Strafe, die einen Lebenden trifft, wenn man ihn bei den Manen seines verstorbenen Vaters oder Ahnen anklagt, was dadurch geschieht, daß man eine Lanze auf der Spitze des Grabhügels umkehrt, nämlich mit der Schärfe in die Erde steckt, und auf solcher, wenn es sich um einen Mord handelt, einige blutige Fetzen, bei einem andern Verbrechen aber einen gebrochenen Bogen aufhängt. Ein solcher Appell vereinigt alle Turkomanen gegen den sündigen Stamm, und wie schwer es der Betreffende empfindet, hatte ich am besten hier wahrgenommen; denn kaum sah Oraz die Lanze auf der

ziemlich hohen Joska (Grabhügel) seines Großvaters aufgepflanzt, als er in der stillen Nacht das Pferd in das Zelt des Mollahs zurückführte und an den frühern Ort anband. Die Zurückerstattung wird ihn, wie ich von ihm selbst hörte, lange schmerzen. Doch ist es besser, in der schwarzen Erde zu liegen, als die Ruhe der Ahnen gestört zu haben.

IV.

In der turkomanischen Wüste.

„Die Tschil menzili Turkestan oder die 40 Stationen durch die Wüsten Turkestans", so hörte ich immer meine asiatischen Freunde sagen, „sind weit mühsamer, weit härter als die Tschil menzili Arabistan oder die 40 Stationen, die man durch die Wüste von Damaskus nach Mekka zu machen hat. Auf diesen finden die Pilger jeden Tag frische Cisternen, die Tausende reichlich mit Wasser versehen; man findet warmes Brot, gekochte Speisen, wol auch kühle Schatten, ja alle Bequemlichkeiten. Auf jenen hat menschliche Fürsorge der armen Reisenden noch gar nicht gedacht. Die stete Gefahr zu verdursten, gemordet, ausgeraubt oder von den Sandstürmen lebendig begraben zu werden, ist ihr Begleiter. Gutgefüllte Schläuche und Mehlsäcke, die besten Pferde und Waffen werden sehr häufig nutzlos, und nur «Allah, Allah!» rufend, muß man seinem Ziele entgegenstreben."

Wie weit dieses wahr oder unwahr ist, wie fürchterlich imposant der Wüstenweg zwischen Persien und den mittelasiatischen Oasenländern sei, ist den Lesern meines Reisewerks ziemlich bekannt. Ich schulde nur noch mit einigen Einzelheiten die Beschreibung der Erlebnisse unserer Karavane. Der Vorwurf, zu graphisch, zu concis gewesen zu sein,

trifft mich nicht ganz unverdient. Wir wollen das Versäumte nachholen.

* * *

In den ersten drei Tagemärschen hatte die unendlich vielsagende Todesstille der Wüste den mächtigsten Zauber auf meine Seele ausgeübt. Oft starrte ich stundenlang vor mich hin, ohne ein Wort zu reden, und da meine Gefährten mich in religiöser Anschauung glaubten, so wurde ich auch selten gestört. Nur halb und halb bemerkte ich, wie einige Mitglieder der Karavane während des Marsches sich schlafend auf ihren Kamelen schaukelten und durch ihre possirlichen Bewegungen und fortwährendes Auffahren die Gesellschaft aufs köstlichste unterhielten. Der vom Schlummer Ueberwältigte pflegt sich mit beiden Händen fest am hohen Sattelknopf anzuhalten, doch dies hindert nicht, daß er entweder durch Vorwärtsbewegung sich das Kinn so stark anschlägt, daß die Zähne klappern, oder durch die Rückwärtsbewegung mit einem Purzelbaum herabzufallen droht. Manchmal verwirklicht sich auch letzteres unter hellem Gelächter der ganzen Karavane. Der Gefallene wird für den Helden des Tages erklärt und muß die derbsten Witze wegen seiner Ungeschicklichkeit anhören.

Den wahrlich unerschöpflichen Born des Frohmuths bildete ein junger Turkoman, Namens Nijaz birdi, der ebenso staunenswürdig geistesrege als körperlich behend war, und durch jede Bewegung und jedes Wort den ehrwürdigen Mollahs selbst so manches Lächeln entlockte. Obwol Inhaber mehrerer beladenen Kamele, pflegte er dennoch großentheils zu Fuß zu gehen, dabei nach rechts und links hinzurennen, um jede Gruppe wilder Esel, die sich etwa zeigte, durch Geberden oder Geschrei zu erschrecken. Einmal gelang es ihm auch, ein junges wildes Eselchen, das wegen Mattigkeit von der Schar zurückblieb, zu erhaschen. Das junge scheue Thier wurde an einem Seil mitgeführt, und es gab wirklich drollige Scenen, als er demjenigen, der es zu besteigen wagte, einen Preis von drei Löffeln Schafs-

schwanzfett aussetzte. Drei Löffel Schafsfett ist ein starkes Reizmittel für Hadschis in der Wüste; es fanden sich auch viele angelockt. Doch mit dem uncivilisirten Bileamsgaul war nichts auszurichten, und die armen Hadschis hatten kaum aufgesessen, als sie rechts oder links auf dem Sande ausgestreckt lagen.

Nur nach einem mehrstündigen Marsch ist allgemeines Erschlaffen bemerklich. Aller Augen sind dann auf den Kervanbaschi gerichtet, der in solcher Zeit seinen Blick überall herumschweifen läßt, um einen passenden Stationsplatz auszuspähen, das heißt einen Ort, wo mehr oder besseres Futter für die Kamele zu finden ist, oder wo Karavanen auf demselben Wege schon einmal Rast gehalten haben. Sobald ein solcher gefunden ist, eilt er voraus, auch die jüngern Mitglieder der Karavane zerstreuen sich nach rechts und links, um dürre Wurzeln und Stauden oder sonstiges Brennmaterial zu sammeln. Das „Niederlassen" wird in sehr kurzer Zeit bewerkstelligt. Die Hoffnung auf Ruhe erfrischt die erschöpften Kräfte. Schnell sind die Stricke gelöst, schnell die schwersten Ballen in kleine Haufen zusammengelegt. Im Schatten pflegt der ermüdete Reisende sich niederzulassen, und kaum haben die hungerigen Kamele, die der Marsch und die schwere Last am meisten mitgenommen, sich der Weide zugewandt, als in der Karavane eine feierliche Stille eintritt. Diese Stille ist wie eine Art Rausch oder Betäubung, möchte ich sagen; denn alles schwelgt nur im Genuß der Ruhe und Erholung.

Das Bild einer frischgelagerten Karavane in Sommermonaten, und dazu noch auf den Steppen Mittelasiens, bietet einen wahrhaft interessanten Anblick dar. Während die Kamele in sichtbarer Ferne begierig grasen oder die saftigen Disteln brechen, sitzen die Reisenden, auch die ärmsten unter ihnen, mit der Schale Thee in der Hand und schlürfen das theuere Naß mit begierigen Zügen. Es ist blos ein grünlich zuckerloses warmes Wasser, manchmal auch sehr trübe, doch hat menschliche Kunst noch keine Speise erdacht, noch keinen Nektar

erfunden, der so geschmackvoll, so erquickend wäre, wie dieser anspruchslose Trank auf der Station in der Wüste! Ich erinnere mich noch ganz der wundervollen Wirkung. Mit den ersten Tropfen fließt ein sanftes Feuer in die Adern, welches belebt, ohne besonders zu reizen. Die spätern dringen in Herz und Kopf; das Auge wird besonders hell und fängt zu strahlen an. Ich fühlte in solchen Momenten eine unbeschreibliche Wonne und Wohlmuth; meine Gefährten versanken in Schlaf, ich aber konnte mich wach erhalten und war so glücklich, mit offenen Augen zu träumen.

Nachdem der Thee die Kräfte wiederhergestellt hat, wird die Karavane allmählich bewegter und geräuschvoller. Sie ist gewöhnlich in verschiedene Gruppen oder Cirkel, hier Koosch genannt, eingetheilt, welche die einzelnen Häuser der wandelnden Stadt vorstellen. Ueberall gibt es etwas zu thun, und überall sind es die Jüngern, welche ans Werk sich begeben, während die Aeltern ruhen. Hier ist man mit Brotbacken beschäftigt. Ein zerlumpter Hadschi knetet ganz rüstig mit seinen schmuzigen Händen den schwarzen Teig durch; er knetet schon eine halbe Stunde lang, und doch sind seine Hände noch nicht rein, da ein mehrtägiger Schmuz von einem einzigen Teig nicht absorbirt werden kann. Dort kocht man. Um zu wissen, was gekocht wird, braucht man sich gar nicht umzusehen, da der Geruch des ranzigen Schaffetts, besonders aber das Aroma des ein wenig zu sehr pikanten Kamel- oder Pferdecoteletts sich selbst ankündigt. Fürs Auge haben die Speisen wenig Anlockendes, doch in der Wüste kümmert man sich nicht darum, der Riesenappetit deckt alle Fehler zu, und Hunger ist bekanntermaßen der beste Koch.

Auch an Unterhaltung fehlt es nicht in der lagernden Karavane, wenn die Rastzeit etwas verlängert werden kann. Die beliebteste Zerstreuung ist das Zielschießen, wobei als Preis immer eine gewisse Quantität Pulver und Blei ausgesetzt ist. In unserer Karavane war diese Belustigung nur selten möglich,

denn durch die geringe Zahl waren wir steter Gefahr ausgesetzt, und durften uns wenig hörbar machen. Meine Gefährten pflegten die Mußestunden mit Koranlesen, Schlafen, mit Erfüllung sonstiger religiöser Pflichten oder mit Toilette zuzubringen. Ich sage Toilette, doch wird hoffentlich niemand glauben, daß hier von einem Boudoir, feinem Parfum u. s. w. die Rede ist. Die Turkomanen pflegen mit einer kleinen Zange sich die Haare vom Oberkinn auszurupfen; was die Toilette der Hadschis und auch die meinige anbetrifft, so war sie so einfach, so prosaisch, daß es kaum erwähnt werden kann. Die nöthigen Requisiten waren Sand, Feuer und Ameisen — die Art der Anwendung will ich als Räthsel dem Leser selbst überlassen.

Uebrigens scheint unter allen Völkern Asiens der Tatar auch nur der einzige zu sein, der ins bizarre Gemälde des Wüstenlebens sich am besten hineinpassen kann. Abergläubisch und als blinder Fatalist kann er die stets drohende Gefahr leicht ertragen, Schmuz, Armuth und Entbehrungen fehlen ihm selbst im häuslichen Cirkel nicht; kein Wunder daher, wenn er in Kleidern, die monatelang nicht gewechselt wurden, und mit einer Kruste übers Gesicht doch so vergnügt dasitzen kann. Diese innere Seelenzufriedenheit konnte mir nie gleichgültig bleiben, frappirte mich aber am meisten beim Abendgebet, an dem alles Antheil nahm, um Allah für die genossenen Wohlthaten zu danken.

In solcher Zeit pflegte die ganze Karavane eine einzige lange Linie zu bilden und, an der Spitze einen Imam, gegen die im Untergehen begriffene Sonne gewandt, das Gebet zu verrichten. Die weit und breit umher herrschende Todesstille erhöht die Feierlichkeit des Moments, und wenn die Strahlen der sinkenden Sonne meinen wild und doch so vergnügt aussehenden Gefährten ins Gesicht leuchteten, dann schien es, daß sie im Besitz aller irdischen Bequemlichkeit schon gar nichts zu wünschen mehr hätten. Da dachte ich mir oft, wie würden

diese Leute in einem weichgepolsterten Ersten-Klassen-Coupé oder in einem Gasthof ersten Ranges sich ausnehmen? Wie unendlich weit sind die Vorzüge der Civilisation noch von diesen Ländern!

So viel vom Karavanenleben bei Tage. Bei Nacht wird die Wüste romantischer, aber auch gefährlicher. Da die Macht des Auges gebrochen ist, so beschränkt sich der Kreis der Sicherheit nur auf die nächste Umgebung, und während des Marsches sowol als auch auf der Station sucht alles nahe beieinander zu bleiben, alles fest aneinander sich zu schmiegen. Bei Tage bildet die ziehende Karavane nur eine einzige lange Kette, bei Nacht wird diese in sechs bis acht kleinere getheilt, die eng zusammen ein festes Viereck bilden, dessen äußerste Theile immer von den Beherztern eingenommen sind.

Bei Mondschein gewährt der lange Schatten der dahinziehenden Kamele einen eigenthümlichen Anblick. In der sternlosen finstern Nacht ist alles grauenvoll, und einen Schritt weit aus der Reihe sich zu entfernen, heißt so viel als aus der heimischen Wohnung in die öde Verlassenheit stürzen.

* * *

Auf der Tagesstation wählt jeder denjenigen Ort, der ihm am meisten gefällt, bei Nacht wird unter Aufsicht des Kervanbaschis ein festes Lager geschlossen. In der Mitte befinden sich die Waarenballen, um diese herum liegen die Menschen, und als Schutzmauer werden die Kamele in einem Kreise dicht aneinander niedergelegt. Ich sage gelegt, denn diese wundervollen Thiere hocken auf Befehl nieder, bleiben die ganze Nacht bewegungslos an ihrem Platz und erheben am nächsten Morgen, wie die Kinder, nur auf Befehl sich wieder. Sie werden mit dem Kopfe gegen das Aeußere, mit dem Rücken gegen das Innere der Karavane gelegt, denn sie wittern aus der Ferne schon den Feind, machen durch ein dumpfes Geröchel auf die Gefahr aufmerksam, und selbst in ihren Ruhestunden dienen sie

als Schildwache. Die im Innern des Rayons schlafenden Menschen befinden sich in der nächsten Umgebung der Kamele, die bekanntlich den übelsten Geruch der Welt haben, nicht am allerbequemsten. Oft ereignet es sich, daß das salzige Futter und Wasser, das diese Thiere bei Tage genießen, auf die in der Schußweite Liegenden handgreifliche Folgen haben. Sehr oft erwachte ich mit einem derartigen Frescogemälde, doch man kümmert sich kaum darum, denn wer könnte diesem Thiere grollen, das so garstig in Gestalt, aber so geduldig, so frugal, so sanft und so nützlich ist.

Kein Wunder, wenn der Reisende in der Wüste das Kamel hoch über alle Thiere preist und es bis zur Anbetung liebt. Von einigen Disteln genährt, welche die übrigen Vierfüßler verschmähen, durchzieht es, ohne zu ermüden, wochen-, ja monatelange Strecken. In jenen öden verlassenen Regionen ist die Existenz des Menschen an die jenes Thieres geknüpft, und dabei ist es noch so geduldig, daß ein Kind eine ganze Schar von diesen hohen starken Thieren mit einem „Tschuch!" niederhocken, mit einem „Berr!" aufstehen läßt.

Aus ihren großen dunkelblauen Augen konnte ich so vieles herauslesen. Wenn der Marsch zu lang oder der Sand zu tief ist, pflegen sie einen Ausdruck von Wehmuth zu verrathen. Besonders ist dies beim Belasten der Fall, wenn ein zu schwerer Waarenballen ihnen auf den Rücken geladen wird. Unter der Bürde sich krümmend, kehren sie den Kopf gegen ihren Herrn, in ihrem Auge glänzt eine Thräne, ihr Stöhnen ist so schwer, so rührend, als wenn sie sagen wollten: „Mensch, habe doch Erbarmen mit uns!"

Das Kamel hat, ausgenommen zu einer gewissen Zeit des Jahres, wenn Naturgesetze es in einen halbtrunkenen, betäubten Zustand versetzen, ein auffallend ernstes Aussehen. In seinen Zügen ist ein Ausdruck des chaldäisch-semitischen Typus nicht zu verkennen, und an welchem Theile des Erdballs es heute auch anzutreffen sein möge, es ist dennoch unbestreitbar, daß

seine primitive Heimat in dem Binnenlande zwischen dem Tigris und Euphrat oder in der Arabischen Wüste zu suchen sei.

Die Turkomanen stören diese ernste Miene durch die barbarische Weise, in welcher das Leitseil in der durchlöcherten Nase befestigt wird.

Angenehm und erquickend wirkt das Commandowort zum Lagern auf Reisende und Thiere; störend und unmuthig dagegen wirkt das Signal zum Aufbruch. Zuerst erhebt sich der Kervanbaschi von seinem Sitz. Auf seinen Ruf oder auf ein Zeichen wird alles reisefertig, auch die armen Kamele auf der Weide verstehen denselben und eilen oft, ohne getrieben zu werden, der Karavane zu. Ja, was noch mehr wundernehmen kann, sie finden sich ganz in der Nähe jener Waarenballen oder Reisenden ein, mit denen sie vorher belastet waren. In einer Viertelstunde hat alles in der Marschkette seine Stelle eingenommen, auf der Station bleiben nur die abgenagten Knochen und die Brandstätten der improvisirten Herde zurück.

Diese Spuren von momentanem Leben auf der Wüste vergehen oft so schnell, wie sie entstanden; manchmal aber bleiben sie durch klimatische Zufälle längere Zeit erhalten, und wie freut sich der nachfolgende Reisende, wenn er auf eine verlassene Feuerstätte stößt. Dieser verbrannte schwarze Fleck erscheint als ein prachtvolles Karavanserai, als der lieblichste Rosenhain in seinen Augen, und der Gedanke, daß hier Menschen waren, daß hier Leben existirte, macht die große Einsamkeit der Wüste für Augenblicke anheimelnd.

Ich habe von Brandstätten gesprochen und kann nicht umhin, mich an jene, auf Tagereisen weit sich erstreckenden, abgebrannten Ebenen zu erinnern, denen ich in der Wüste zwischen Persien und Chiwa begegnete, und über welche ich aus dem Munde der Nomaden soviel Wunderbares hörte.

In der heißen Jahreszeit, wenn die sengende Sonne das Gras und die Stauden gleichsam zu Zunder gedörrt hat, ereignet es sich, daß ein unvorsichtigerweise geworfener Funke,

vom Winde angefacht, die Steppe in Brand stecken kann. Die ohne Unterbrechung genährte Flamme greift mit einer derartigen Schnelligkeit um sich, daß man selbst zu Pferde sich nur schwer retten kann; über das dürre Gras rollt sie gleich einer ausströmenden Flut hin, bei dichtern Gebüschen fährt sie mit wildlodernder Wuth empor, und, große Strecken in kurzer Zeit durchfahrend, kann nur ein Fluß oder See ihren ungestümen Lauf hemmen. Bei Nacht muß es einen schrecklichen Anblick gewähren, wenn der Horizont weit und breit durch dieses Flammenmeer beleuchtet ist, und selbst beherzte Männer verlieren dann den Muth. Der Zaghafte ist bald verloren; wer aber genug Geistesgegenwart besitzt, kann sich wol retten, wenn er, solange das Feuer noch in der Ferne ist, das in seiner nächsten Umgebung befindliche Gras in Brand steckt. Die neue Glut läßt einen verwüsteten Boden zurück, auf dem das heranrollende Feuer keine Nahrung findet. So ist ein Zufluchtsort gewonnen worden. Nur so kann der Mensch mit Feuer gegen Feuer sich wehren.

Oft wird dies als eine Waffe von einem Stamm gegen den andern angewandt, und die Verwüstung soll eine schreckliche sein. Oft bedient sich auch desselben ein fliehendes Liebespaar, um sich gegen Verfolgung zu schützen. Solange kein Wind weht, kann man vor der langsam um sich greifenden Flamme sich retten, doch oft wird diese von dem kleinsten Lüftchen vorwärts getrieben, und die Fliehenden finden den vereinten Tod in ihrem eigenen Präservativmittel.

Merkwürdig ist es, daß das imposante Aussehen und die allerhäufigsten Naturerscheinungen der Wüste selbst dem dort einheimischen Nomaden nicht gleichgültig bleiben. Als wir auf dem hohen Plateau von Kaflankir, welches einen Theil des nordöstlich sich erstreckenden Ustjurt bildet, uns befanden, war der Horizont sehr oft mit der schönsten Fata-Morgana geschmückt. Eine Luftspiegelung in der großen Wüste Mittelasiens, in jener heißen und doch klaren Atmosphäre, gibt unstreitig das aller-

schönste optische Gaukelspiel, das man sich nur vorstellen kann. Diese in der Luft tanzenden Städte, Thürme und Schlösser, diese Bilder von großen Karavanen, kämpfenden Reitern und einzelnen Riesengestalten, die von einem Orte verschwinden und auf einem andern wieder emportauchen, haben mich stets ergötzt. Meine Gefährten, besonders die Nomaden, sahen nur mit einer stillen Ehrfurcht nach jenen Gegenden. Ihrer Meinung zufolge sind dies die Schatten der einst dort vorhandenen und untergegangenen Städte und Menschen, die nun gespensterartig zu gewisser Zeit des Tages in den Lüften sich herumtummeln. Ja, unser Kervanbaschi wollte sogar behaupten, daß er schon jahrelang an gewissen Orten immer ein und dieselben Figuren gesehen, und daß auch wir, im Fall wir auf der Wüste untergingen, nach einer gewissen Reihe von Jahren über dem Orte unsers Unterganges in der Luft herumhüpfen und herumtanzen würden.

Diese bei den Nomaden so oft auftauchende Sage von vergangener Civilisation auf der Wüste ist nicht fern von jener neuern europäischen Behauptung, nach welcher jene Strecken, die wir Wüste nennen, nicht so sehr durch Naturgesetze als vielmehr durch sociale Umstände in solche verwandelt worden wären. Als Beispiel wird die Sahara in Afrika oder die große Wüste Mittelarabiens angeführt, wo es eher an fleißigen Händen als an urbarem Boden fehlen soll. Was letztere Orte anbelangt, mag die Behauptung wol richtig sein, doch auf die Steppen Mittelasiens ist sie nicht anzuwenden. An einzelnen Punkten, wie Merw, Mangischlak, Görgen und Otrar, hat es in vergangenen Jahrhunderten wol auch Cultur gegeben wie heute, im ganzen aber ist die Wüste Mittelasiens, soweit Menschengedenken hinausreicht, immer eine schreckliche Wüste gewesen. Die tagelangen Strecken ohne einen Tropfen Trinkwasser, die oft hundert Meilen weit sich erstreckenden Landstriche tiefen, grundlosen Sandes, die ungestüme Wuth der klimatischen Excesse — sind derartige Hindernisse, mit denen Kunst, Wissenschaft

oder sonstige geistige Errungenschaften es nur schwer würden aufnehmen können. „Turkestan und seine Einwohner", so sagte mir einst ein Mittelasiate, „hat Gott in seinem Zorn erschaffen, denn solange der bittersalzige Geschmack von den Quellen in der Wüste nicht weichen wird, so lange werden die Turkestaner Groll und Bosheit aus ihrem Herzen nicht entfernen."

Ja, Groll und Bosheit der Menschen sind es, welche dem Reisenden in der Wüste weit gefährlicher sind als die Wuth der entfesselten Elemente! Sengende Hitze, brennender Sand, quälender Durst, Hunger, Mattigkeit, ja, das alles wäre zu ertragen, wenn nur die stete Gefahr vor den Lanzen einer umherirrenden Räuberhorde oder, was noch ärger ist, die Furcht vor den Banden einer ewigen Sklaverei nicht den Geist ewig umschweben würde. Was ist das Grab einer dichten Sandwolke im Vergleich zu dem langsamen Foltertode einer turkomanischen Gefangenschaft?

V.

Das Zelt und seine Bewohner.

Ein geistreicher Kritiker meiner „Reisen in Mittelasien" sagt: „Mr. Vámbéry wandered because he has the wild spirit of derwishism strong within him." Beim ersten Lesen fand ich diesen Ausdruck ein wenig zu streng, und werde auch immer gegen derartige verfeinerte Vagabundentitel protestiren, muß aber offen gestehen, daß das Zelt, das Schneckenhaus der Nomaden, mir einen unverwischbaren Eindruck zurückließ.

Es ist doch ein sonderbares Gefühl, wenn man inmitten eines Meeres immobiler Wohnungen, wie unsere Städte sind, an das leichte Zelt sich erinnert! Das Laster des Derwischthums ist ansteckend, doch nicht für jeden, und es ist daher keine Gefahr, mich auf einige Augenblicke nach Mittelasien zu begleiten, damit wir einen Blick auf die dortigen Gegensätze zu unsern steinernen Verhältnissen werfen.

Es ist nahe an der Mittagsstunde. Eine Kirgisenfamilie, die Haus und Geräthschaften auf einige Kamele gepackt hat, zieht langsam in Begleitung der Heerde einem Orte zu, den ihr ein Reiter mit erhöhter Lanze in der Ferne andeutet. Die Karavane ruht, nach nomadischem Begriff, wenn sie wandert, rege wird sie nur dann werden, wenn sie sich niederläßt, d. h. nach unsern Ansichten, zu ruhen anfängt. Die auf den Kamelen

sitzenden ältern Weiber (denn die jüngern gehen zu Fuß) wollen sich selbst diese Ruhe nicht vergönnen, sondern spinnen aus dem gröbern Theil der Kamelhaare Garn zu Säcken. Nur die heirathsfähige Haustochter hat das Privilegium, auf dem schaukelnden Thiere in vollem Müßiggange sich zu bewegen. Sie putzt ihr bis zur Brust herabhängendes Halsgeschmeide, das aus russischen, altbaktrischen, mongolischen oder chiwitischen Münzen besteht. So vertieft ist sie in ihre Arbeit, daß ein europäischer Numismat sie für eine Fachliebhaberin halten würde, und dennoch entgeht ihr dabei keine Schwenkung der um die Karavane herumturnierenden jungen Kirgisen, die durch equestrische Geschicklichkeit sich hervorthun wollen. Endlich hat man den bezeichneten Ort erreicht. Ein Städtebewohner würde glauben, daß nun der größte Wirrwarr entsteht — doch nein! Alles hat sein Amt, alles seinen Beruf, alles seine festgesetzte Aufgabe.

Während der Pater Familias seinem abgekühlten Pferde den Sattel abnimmt, um es auf die Weide zu entlassen, versammeln die jüngern Burschen, da es nun die Melkzeit ist, mit einem Höllengeschrei die zum Herumschweifen sehr geneigte Heerde der Schafe und Kamele. Auch das Zelt ist unterdeß abgeladen worden. Die alte Matrone ergreift das gitterartige Skelet und stellt es unter heftigem Rechts- und Linksspucken im Kreise auf. Eine andere befestigt die gebogenen Stäbe, welche die Wölbung bilden, eine dritte setzt den kronenförmigen Deckel auf, der zum Fenster und Rauchfang dient. Während man noch die Filzstücke umlegt, haben die Kinder inwendig schon die Säcke aufgehängt und den kolossalen Dreifuß über das knisternde Feuer gestellt. Dies alles ist das Werk blos einiger Momente; zauberartig ist das Entstehen, aber zauberartig auch das Verschwinden der Nomadenwohnung. Vor dem Zelte dauert indeß der Lärm der Schafe und Kamele, der schreienden Weiber und weinenden Kinder immer fort. Es ist dies ein sonderbarer Chor in der Mittagsruhe der einsamen Wüste. Die Melkzeit, die tägliche Ernte des Nomaden, bildet

übrigens die bewegteste Stunde des ganzen Tags. Besonders zu schaffen geben die gefräßigen Kinder, die durch ihr beständiges Milchtrinken einen trommelartig aufgeschwollenen Bauch sich zugezogen haben. Mitunter haben die armen Frauen durch Ungeduld oder Bosheit der Thiere viel zu leiden. Die Männer stehen ganz nahe um sie herum, doch wird auch die kleinste Hülfe versagt, da es die größte Schande für einen Mann wäre, wenn er an eine Frauenarbeit Hand legen sollte. *)

Nachdem der Milchvorrath eingeschafft und die verschiedenen Schläuche, denn Krüge oder Holzgefäße sind blos Luxusgeräthe, gefüllt worden sind, zerstreut sich die Heerde auf der fernen Ebene. Der Lärm schwindet allmählich. Der Nomade zieht sich in sein Zelt zurück, lüftet den untern Theil der Filzdecke, und während der Westwind, durch das hölzerne Gitterwerk säuselnd, ihm den süßen Mittagsschlummer bringt, ergreifen die Weiber außer dem Zelt ein halbfertiges Filzstück. Es gibt einen höchst ergötzlichen Anblick, sechs, manchmal auch noch mehr, müßige Töchter der Wüste zu sehen, wie sie in Reih und Glied nebeneinander den in eine Rohrmatte gewickelten Filz unter festen Fußtritten umherrollen. Den Takt gibt eine an der Spitze befindliche ältere Dame an. Sie ist die Balletmeisterin des industriellen Tanzes und weiß immer im voraus zu bestimmen, an welchem Ort der Teppich locker oder formlos sein wird. Die Zubereitung des Filzes, unstreitig des einfachsten Stoffs, den menschlicher Scharfsinn erdacht hat, ist bei den Nomaden Mittelasiens noch im selben Zustande, wie er zur Zeit der Erfindung gewesen sein mag. Die graue Farbe ist

---

*) Als ich einst in Etrek ein kleines Säckchen mit Weizen vollgebettelt hatte und es im Quartier auf der Handmühle vermahlen wollte, platzten die Turkomanen in ein helles Gelächter aus. Ich fragte ganz betroffen um die Ursache dieses Spottes, als einer, freundlich sich nähernd, mir sagte: „Das ist eine Schande, wenn du an Weibergeschäfte Hand legst. Bei Mollahs und Hadschis natürlich ist weltliche Bildung immer mangelhaft, auch verzeiht man euch derartiges.“

die beliebteste, bunte sind Luxusartikel, und schneeweiß wird nur an besonders feierlichen Gelegenheiten gebraucht. Teppiche sind nur bei den reichern Nomaden, wie Turkomanen und Oezbegen, zu finden, erfordern mehr Geschicklichkeit oder mehr Berührung mit der civilisirten Welt. Die eingewebten Figuren sind großentheils von den Sacktüchern und Kattunen europäischer Fabrikation entlehnt, und ich bewundere immer die Geschicklichkeit, mit welcher die Nomadinnen diese copiren oder, was noch mehr wundernimmt, vom einmaligen Sehen im Sinn behalten.

Während die armen Frauen in den schweren Hausarbeiten sich vollauf ermüdeten, pflegt der Hausherr sein Mittagsschläfchen durchschnarcht zu haben. Auch die Heerde nähert sich dem Zelt, und kaum wird es ein wenig kühler, als die Wohnung in einem Nu abgebrochen, alles auf die Kamele geladen wird und sich bald im vollen Marsch befindet. Dieses ist schon der zweite Tagemarsch, und dennoch ist alles so munter, Thiere wie Menschen, als ob sie jahrelang an einem Ort gehaust hätten und nun, aus den Klauen der Langeweile erlöst, einer Abwechselung sich entgegensehnten.

Lange nach Sonnenuntergang, wenn der unendliche Horizont der Wüste mit dem funkelnden Baldachin des hellen Sternenhimmels sich allmählich bedeckt hat, hält die wandernde Familie an, um die kalten Nachtstunden unter warmer Filzdecke zu verbringen. Schnell wird die kolossale Küchenbatterie über das Feuer gestellt, noch schneller aber geleert. Von dem Riesenappetit eines Nomaden kann sich ein Europäer keinen Begriff machen.

Man hat kaum eine Stunde gelagert, als alles abgespeist und abgebetet, die Aeltern im Zelt, die Jüngern um die Heerde herum unter freiem Himmel sich dem süßen Schlaf überlassen. Nur dort, wo es eine heirathsfähige Dirne gibt, pflegen noch kleine Störungen vorzufallen. Bei den Nomaden Mittelasiens hat der Islam sein strenges Veto in Betreff des Umgangs mit

der Damenwelt noch nicht durchbringen können. Der Harem ist hier noch unbekannt, und der junge Nomade pflegt immer zu wissen, nach welchem Stern er gehen muß, um das Zelt der Gefeierten in der spurlosen weiten Wüste zu finden. Seine Erscheinung ist selten unerwartet, denn auch das Nomadenfräulein ahnt, von welcher Seite der Hufschlag in der stillen Nacht ertönen wird, und bildet immer den äußersten Vorposten jener Richtung nach. Daß die Conversation bei dem zärtlichen Stelldichein zweier Wüstenkinder unsern ästhetischen Begriffen nicht ganz entspricht, ist kaum zu bezweifeln, aber Poesie ist überall, ja, ich könnte sagen, bei den Nomaden weit mehr zu Hause wie bei uns im Abendlande. Manchmal pflegt eine ganze Gesellschaft von Liebespaaren sich zusammenzufinden, und das mit wildtatarischen Metaphern geschmückte Zwiegespräch, das sich immer reimen muß, hat oft kein Ende. Anfangs haben mich derartige Dialoge ergötzt, aber wie ärgerte es mich, wenn ich mit einer solchen erotischen Gesellschaft in ein und demselben Zelt die Nacht zubringen mußte und trotz meiner großen Müdigkeit im Schlaf gestört wurde.

Dies wäre ein schwaches Bild des Nomadenlebens während der schönen Jahreszeit. Im Winter, besonders im hochasiatischen, wo strenge Kälte herrscht, verliert diese wandernde Existenz nach unsern Ansichten jeden Anflug von Poesie, und es erregt selbst die Bewunderung der mittelasiatischen Städtebewohner, daß die Nomaden während der fürchterlichen Stürme und dem wochenlang dauernden Schnee im Freien ihr Leben fristen können.

Bei einer Kälte von 30 Grad Réaumur muß es nicht besonders angenehm unter einem Zelt sein, und dennoch belästigt dieses wenig den von der Natur abgehärteten Sohn der Wüste. In doppelte Kleidungsstücke gehüllt, pflegt er seinem Zelt, das in einer Schlucht oder an einem andern, weniger dem Winde ausgesetzten Ort sich befindet, eine doppelte Filzdecke umzuhängen. Auch die Zahl der Einwohner vermehrt sich, und wenn der

Sacksaul (eine steinschwere knorrige Baumwurzel) durch seine stundenlang dauernde Glut Wärme zu verbreiten anfängt, dann wird der Mangel an einer festen Wohnung bald vermißt. Da werden engere Kreise um den Herd herum geschlossen. Die Haustochter muß den Kimisschlauch ununterbrochen herumreichen. Dieses Lieblingsgetränk öffnet das Herz und löst die Zungen, und wenn mitunter ein Bachschi (Troubadour) mit seinen Liedern derartige Winterabende erheitert, dann wird selbst das Heulen der wilden Orkane zur Musik.

Wenn nicht außerordentliche Naturunfälle, wie Sand- oder Schneestürme, den alltäglichen Lebensgang beeinträchtigen, so ist der Nomade glücklich, ja, ich könnte sagen, so glücklich, wie keine Civilisation der Welt ihn machen könnte.

Bei den äußerst geringen Bedürfnissen aller Völker Mittelasiens ist Armuth nur selten anzutreffen, und auch nie so drückend wie bei uns. Das Leben der Wüstenbewohner würde auch sanft dahinfließen, wenn der Hang zu Plünderung und Fehden nicht ihr Hauptcharakterzug wäre. Der Krieg, überall eine Plage, hat dort die fürchterlichsten Folgen, die man sich nur denken kann. Ohne die geringste Ursache fällt oft ein Stamm, der sich mächtiger fühlt, über den andern, schwächern, her. Die Waffenfähigen siegen oder sterben, die Weiber, Kinder und Heerden der Gefallenen werden als Beute vertheilt, und wie oft ereignet es sich, daß eine Familie, die den Abend zuvor sich noch in größter Glückseligkeit zur Ruhe begab, am nächsten Morgen, ihrer Aeltern, Freiheit und Habe beraubt, weit voneinander zerstreut lebt.

Unter den Turkomanen bei Chiwa habe ich mehrere früher wohlhabende Kirgisenfamilien in Gefangenschaft getroffen. Die armen Unglücklichen, noch vor kurzer Zeit reiche, unabhängige Haussöhne und Haustöchter, fügten sich in ihr Schicksal, als ob es ihnen Naturgesetze aufgelegt hätten. Mit welcher Aufrichtigkeit und welchem Fleiß sie den Interessen ihres Herrn zugethan waren, wie sie seine Kinder koseten und liebten —

und dennoch war er es, der sie raubte, ihren Vater mordete und sie durch den Schimpfnamen „Kul“ (Sklave) auf ewig brandmarkte. Der Buddhismus, das Christenthum und der Islam haben abwechselnd es versucht, in die Steppen Hochasiens einzudringen. Ersterer und letzterer haben wol Boden gefaßt, doch ist der mittelasiatische Nomade immer noch derselbe wie er zur Zeit der arabischen Occupation oder des Alexandrinischen Feldzugs gewesen ist und wie ihn Herodot gefunden hat. Ewig unvergeßlich sind mir die Stunden, die ich in Gesprächen über Weltangelegenheiten mit ältern Kirgisen und Turkomanen verlebte. Ein Bild der schlichtesten Einfachheit kann man sich wol vormalen, doch ist es ein ganz anderes, wenn man diese lebendige Standsäule einige Jahrtausende alter Civilisation vor sich stehen sieht.

Der Mittelasiate spricht von Rum (die heutige Türkei) wie er zur Zeit der Cäsaren sprach, und wenn man einem Graubart zuhört, wie er die Macht und Größe dieses Landes schildert, so sollte man glauben, daß die unbesiegbaren Legionen erst gestern den Parthern ein Treffen geliefert hätten, wo er als Hülfsmann zugegen gewesen. Daß sein Rum zu dem alten Rom in sehr armseligen Verhältnissen steht, das glaubt er nicht; er hat unter dem Namen Rum Größe kennen gelernt. Höchstens China wird an Macht und Mitteln mit Rum verglichen, wenn auch die verschiedenen Sagen und Märchen, die von China erzählt werden, auffallenderweise immer mehr die Kunst und Schönheit als die Tapferkeit der chinesischen Völker schildern.

Rußland wird als der Ausbund aller List und Schlauheit betrachtet, durch die es sich in neuerer Zeit seine Eroberungen erschlichen. Und hinsichtlich Englands ist es bekannt, daß sogar der verstorbene Emir von Bochara bei seiner ersten Berührung mit den Briten ganz aufgebracht war, „daß die Ingilis, deren Name erst seit einiger Zeit auftauchte, ihm gegenüber sich Daulet (Regierung) zu nennen wagten“.

Höchst überraschend für den Fremden ist die Gastfreundschaft, die bei den Nomaden Mittelasiens in so hohem Grade sich findet, wie vielleicht in keinem andern Theile des Morgenlandes. Bei den Türken, Persern und Arabern existirt noch eine schwache Erinnerung an diese alte Pflicht, und unsere europäischen Touristen haben, glaube ich, reichlich Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß das gefällige Fußwaschen, das Schafschlachten und andere Dienstfertigkeiten sehr oft nur in der süßen Hoffnung auf einen fetten Bachschisch oder Pischkesch (wie man in Persien sagt) geschieht. Der Koran sagt zwar: „Ehre den Gast, wenn er selbst ein Ungläubiger sei", doch ist diese Ehrerbietigkeit sehr oft ein Echo gewisser Gesandtschafts- oder Consulatsverordnungen. Ganz anders in Mittelasien. Da ist Gastfreundschaft, ich könnte fast sagen, instinctmäßig, denn der Nomade mag wol grausam, wild und treubrüchig sein, aber ungastfreundlich wird er nie. Einer meiner Bettelgefährten ging während meines Aufenthalts unter den Turkomanen, in seinen schlechtesten Lumpenanzug gehüllt, auf seine Bettelvisiten aus. Nachdem er den ganzen Tag herumgewandert war, trat er abends in ein vereinzelt stehendes Zelt, um dort die Nacht zuzubringen. Bei seiner Ankunft wurde er, wie gewöhnlich, freundlich empfangen, aber bald merkte er, daß der Herr der ärmlichen Haushaltung in große Verlegenheit gerieth und mit verstörten Blicken, als ob er etwas suche, hin- und herlief. Dem Bettler fing es schon an unheimlich zu werden, als sich der Turkoman ihm näherte und tieferröthend bat, ihm einige Kran zu leihen, damit er das nöthige Nachtmahl herbeischaffen könne, da er selbst nur gedörrte Fische hätte und den Gast doch mit einer bessern Schüssel bewirthen müsse. Ein solches Anlehen konnte natürlich nicht verweigert werden. Mein Gefährte öffnete seine im Lumpenanzuge verborgene Börse, und nachdem er seinem Wirth fünf Kran gegeben, schien alles beschwichtigt zu sein. Man verzehrte das Mahl in freundlichster Unterhaltung, der weichste Filzteppich wurde dem Fremden

zum Bettlager angewiesen, und er am nächsten Morgen mit allen Ehren verabschiedet. „Ich war kaum eine halbe Stunde vom Zelt entfernt", so erzählte mein Freund, „als ein Turkoman auf mich zurannte, und unter starken Drohungen meine Börse forderte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in der Person des Räubers meinen Wirth von gestern erkannte. Ich glaubte er spaße, und fing an, ihm freundlich zuzureden; doch er wurde immer ernster, und um bösen Folgen vorzubeugen, blieb mir nichts übrig, als meine Börse, einige Körner Thee, meinen Kamm und Messer, mein ganzes Hab und Gut ihm zu geben. Ich wollte weiter gehen, als er mich zurückhielt, meine, d. h. nun seine Börse öffnete und mir fünf Kran davon mit den Worten zurückgab: Nimm meine Schuld von gestern Abend. Wir sind nun quitt, du kannst weiter gehen."

VI.

Der Hof von Chiwa.

Die Höfe orientalischer Prinzen sind schon so vielfach und oft beschrieben worden. Vom Ufer des Bosporus angefangen, wo Dolma Bagtsche, Beschiktasch und Seeajburun die ersten Blätter des phantastischen Albums liefern, bis zu den Gemälden der Paläste von Peking und Jedo haben wir so manches über Prunksucht, leere Pracht, Diamantenschimmer und Goldgeflitter orientalischen Lebens gelesen. Doch fehlen noch einige Skizzen über das Hofleben turkestanischer Regenten, und es wird wol die Schilderung eines solchen nicht überflüssig sein.

Verblendung, Betäubung und Verwunderung soll niemand erwarten, doch wird es der Mühe werth sein, mir durch die krummen Straßen Chiwas und durch den gewölbten Bazar nach dem Ark (königliches Schloß) zu folgen. Wie alle Wohnorte mittelasiatischer Fürsten, so ist auch dieses Schloß stark befestigt und mit einer doppelten Mauer umgeben. Wir gelangen durch ein schmales Thor in den ersten Hof, der von der Leibwache und andern Soldaten und Dienern überfüllt ist. Nahe dem Eingang liegen zwei langröhrige Kanonen, die der mächtige Nadir hierher gebracht und bei seinem eiligen Rückzug auch hier lassen mußte. Sie sind mit hübschen symmetrischen Verzierungen geschmückt und scheinen aus Delhi zu stammen. Hat

man das zweite Thor passirt, so befindet man sich in einem schon etwas geräumigern Hofe, an dessen einem Ende sich ein unscheinbares, einer offenen Wagenremise ähnliches Gebäude befindet, in welchem die hohe Beamtenwelt unter Vorsitz des Mahters (Minister des Innern) ihre Amtsstunden verbringt. Links von diesem Gebäude ist eine Art Wachthaus, in welchem diverse Diener, Schergen und Henker bei Tage sich befinden und der fürstlichen Befehle gewärtig sind. Zwischen diesen beiden Localitäten führt eine bescheidene Thür in das eigentliche Wohnhaus der chiwaischen Majestät. Dieses ist, wie die übrigen Häuser der Stadt, von außen einer ärmlichen Lehmhütte ähnlich, natürlich ohne Fenster; auch von innen ist es nicht besonders luxuriös, und nur die größern und werthvollen Teppiche, einige Sofas und runde Kissen nebst einer größern Anzahl von Truhen, das ganze Möbel dieser Localitäten, erinnern uns einigermaßen an den fürstlichen Stand des Hausherrn. Die Zahl der Gemächer ist sehr gering und wie überall in Harem (Gynecée) und in Selamdschaj (Empfangssalon) getheilt.

Nirgends begegnet irgendeine besondere Pracht unsern Blicken. Einzig der Dienertroß ist ein Zeichen des Unterschieds, die Lakaien sind die einzigen Insignien des Herrschers. Wir wollen auch diese ein wenig mustern. An der Spitze der Haushaltung steht der Desturchandschi (wörtlich: der Tischtuchausbreiter), dessen eigentliches Amt es ist, die königliche Tafel zu überwachen. Er ist auch bei der Mahlzeit in voller Rüstung und im Galacostüm anwesend und hat überdies die Aufsicht über den ganzen übrigen Dienertroß. Nach ihm folgt der Mehrem, eine Art valet de chambre in officio, aber in Wirklichkeit mehr als Geheimrath, da er sich außer den häuslichen Angelegenheiten auch in Staatsgeschäfte mischt und, in Verbindung mit dem erstern, den mächtigsten Einfluß auf seinen königlichen Gebieter ausübt. Es folgen nun die übrigen Diener, deren jeder sein bestimmtes Amt hat. Der Aschpes oder Koch bereitet die Speisen, während der Aschmehter dieselben aufträgt.

Der Scherbetschi bereitet Thee, Sorbets und sonstige Getränke, muß aber nebenbei in der Zubereitung so mancher Elixire aus wunderbaren Decocten bewandert sein. Der Pajeke ist mit dem Tschilim (Pfeife) betraut, welcher bei Hofe aus Gold oder Silber verfertigt ist und bei jedesmaliger Anstopfung mit frischem Wasser gefüllt werden muß. An den übrigen Höfen Mittelasiens existirt dieses Amt nicht, da Taback vom Gesetz streng verboten ist. Ein Boudoir hat zwar Se. tatarische Majestät nicht, doch sind mit der Toilette mehrere dienstbare Geister beschäftigt. Während der Schilaptschi kniend das Waschbecken vorhält, gießt der Kumgandschi (der Kannenhalter) das Wasser aus dem silbernen oder goldenen Gefäß, und der Rumaldschi ist bereit, das mit den Fingerspitzen gehaltene Handtuch, sobald die erstern sich zurückgezogen haben, seinem Fürsten zuzuwerfen. Der Chan hat einen speciellen Sertarasch (Kopfrasirer), der flinke Finger haben muß und dabei eine geschickte Hand zum Schädelquetschen, was im Orient überall beliebt ist; außerdem besitzt der Fürst einen Ternaktschi oder Nägelabschneider, einen Chadimdschi, der Sr. Majestät den Rücken knetet, auch auf ihm herumkniet und ihm die Glieder krachen macht, wenn sich der Chan nach langer Ermüdung durch Einrenkung der Glieder erholen will. Endlich gibt es auch einen Töschektschi, einen Bettbereiter, dessen Amt es ist, die weichen Filzstücke oder Matratzen bei Nacht auszubreiten. Die prachtvollen Sattelzeuge und Waffen stehen unter Aufsicht des Chaznadschi (Schatzmeisters), der beim öffentlichen Ausreiten in der Nähe des Herrschers einhergeht. Der Dschigadschi oder Federbuschhalter schreitet an der Spitze des Trosses einher.

Die Kleidungsstücke und Speisen des Fürsten unterscheiden sich nur sehr wenig von denen, welche man in den Häusern reicher Kaufleute oder vornehmer Beamten findet. Der König trägt dieselbe schwere Schaffellmütze, dieselben plumpen, mit mehrern Ellen Leinwandfetzen ausgefüllten Stiefel, dieselben dickwattirten Kattun- oder Seidenröcke wie seine Unterthanen,

auch schwitzt er in diesem sibirischen Costüm bei der drückenden Julihitze ebenso fürchterlich wie jene. Im ganzen ist das Los des Fürsten von Chorasan ebenso wenig beneidenswerth, ja, ich möchte sagen, noch weit kläglicher als das der übrigen orientalischen Fürsten. In einem Lande, wo Raub und Mord, Anarchie und Gesetzlosigkeit an der Tagesordnung sind, ist die Person des Fürsten durch die äußerste Furcht und den panischen Schrecken, den sie einflößen muß, alles, nur nicht geliebt. Selbst seine nächste Umgebung fürchtet ihn seiner unbeschränkten Macht wegen, und Anverwandte sowol wie auch Weib und Kinder stellen ihm oft genug nach dem Leben. Dabei muß der Herrscher auch noch das Muster von islamitischer Tugend und özbegischer Sitte sein, denn jedes kleinste, unbedeutendste Vergehen Sr. Majestät wird bald zum Stadtgespräch, und obgleich niemand wagt, auch größere Vergehen des Fürsten zu tadeln, so werden doch durch solche Thatsachen die einflußreichen Mollahs verletzt, was ganz gegen das Interesse des Fürsten ist.

Wie jeder Rechtgläubige muß auch der Chan vor Sonnenaufgang sein Bett verlassen und in voller Versammlung dem Morgengebet beiwohnen. Nach diesem, welches länger als eine halbe Stunde dauert, werden mehrere Schalen des mit Fett und Salz gewürzten Thees genommen, wozu auch häufig einige der gelehrten Mollahs geladen werden, die durch Erklärung heiliger Gesetze oder durch Besprechung sonstiger religiöser Fragen, wovon Se. Majestät natürlich selten etwas versteht, das Frühstück beleben müssen. Die tiefgehenden Discussionen pflegen den Schlaf herbeizulocken, und nachdem der Chan bereits zu schnarchen begonnen, zieht sich die gelehrte Welt zurück. Dieses nennt man das Morgenschläfchen, welches zwei bis drei Stunden lang dauert. Nach dem Erwachen beginnt der Selam (Empfang) der Minister und der sonstigen Würdenträger. Der Chan erfüllt seine Regentenpflicht, man berathschlagt sich über die zu unternehmenden Raubanfälle, man treibt höhere Politik betreffs des benachbarten Bochara, der Jomut- und Tschaudor-

Turkomanen, der Kasaks und nunmehr auch wahrscheinlich über die immer näher heranrückenden Russen; oder man fordert Rechnungen von den Gouverneuren der Provinzen, von den ausgeschickten Zollbeamten, welche mit genauester Richtigkeit ausbezahlt werden müssen, denn beim kleinsten Fehler kann es dem Befragten passiren, daß er, seinen Kopf zurücklassend, sich entfernen mag. Nach den mehrstündigen Regierungsgeschäften wird das eigentliche Frühstück servirt, welches größtentheils aus leichtern Speisen besteht, freilich „leichtere" für einen özbegischen Magen, denn das déjeûner à la fourchette Sr. chiwaischen Majestät könnte selbst mehrern rüstigen Lastträgern bei uns genügen. Während des Mahls müssen alle Anwesenden ehrfurchtsvoll herumstehend zusehen, und nur nach Beendigung desselben werden einige Favoriten zum Niedersetzen eingeladen, um mit dem Herrscher einige Partien Schach zu spielen, welche Unterhaltung bis zum Mittagsgebet betrieben wird. Dieses letztere dauert ungefähr eine Stunde. Nach Beendigung desselben verfügt sich Se. Majestät in den Vorhof, nimmt auf einer terrassenartigen Erhöhung Platz und es beginnt nun der Arz (öffentliche Audienz), zu welchem alle Stände, alle Klassen des Volks, Männer, Weiber oder Kinder, im größten Négligé oder auch halb nackt, Zutritt haben. Die am Eingange sich umherdrängende Menge harrt mit Lärmen und Schreien der Audienz. Jeder wird einzeln vorgelassen; man nähert sich ganz nahe dem Herrscher, man ist ganz ungenirt in seinem Vortrage, man bittet, man macht auch Einwendungen, ja man läßt sich sogar in den heftigsten Wortwechsel mit dem Chan ein, mit ihm, dessen einziger Wink genügend ist, jeden ohne die geringste Ursache dem Henker zu überliefern. So ist, so war der Orient von jeher das Land der grellsten Gegensätze. Unerfahrene mögen dies als Gerechtigkeitsliebe auslegen, ich sehe hierin nichts anderes als ein launenhaftes Gebaren, denn dem einen wird gestattet, mit derbsten Worten dem königlichen Ansehen zu trotzen, während ein anderer sein Leben einbüßt, wenn er

durch die kleinste Bewegung den Anstand verletzt. Auf dem Arz werden nicht nur große Processe geschlichtet, Todesurtheile verhängt und vollzogen, sondern auch oft kleinliche Zwistigkeiten, z. B. zwischen Ehehälften, geschlichtet. Ein Nachbar verklagt den andern wegen einiger Pfennige, eine Nachbarin die andere wegen einer gestohlenen Henne; niemand darf zurückgewiesen werden. Der Chan kann wol jemand zum Kadi schicken, aber früher muß er selbst ihn hören. Nur das späte Nachmittagsgebet macht diesem ermüdenden Geschäft ein Ende. Die spätern Stunden werden zu einem Spazierritt außerhalb der Stadt verwendet, doch pflegt der Fürst nahe vor Sonnenuntergang schon zurück zu sein. Das vierte, das Abendgebet, wird auch in Gesellschaft verrichtet, nach demselben zieht sich der Fürst zu seinem Nachtmahle zurück. Die Bedienten und alle jene, welche nicht im Palaste wohnen, entfernen sich, und der König bleibt mit seinen Vertrauten allein. Die Abendmahlzeit ist die üppigste, sie dauert auch länger als die übrigen. Geistige Getränke werden von den Regenten Chiwas und Bocharas nur selten genossen, obwol die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses und die Großen in diesem Punkte oft mehr leisten, als gut ist. Nach dem Nachtmahl erscheinen Sänger und Musikanten oder andere Gaukelspieler, die einige Stücke vortragen. Die erstern sind besonders in Chiwa sehr beliebt, und ihrer Virtuosität wegen in Turkostan, ja im ganzen islamitischen Ostasien die berühmtesten. Das Instrument, auf welchem sie excelliren, heißt Girdschek. Dieses ist im allgemeinen unserer Violine ähnlich; nur besteht es aus einem längern Halse und hat einen Draht und zwei seidene Saiten, auch der Bogen ist dem unsern gleich. Außer diesem gibt es noch Tambur und Dutara, die der Bachschi zur Begleitung seiner Lieder benutzt. Wenn im gewöhnlichen Leben Alltagshelden besungen werden, so wählt man dagegen am königlichen Hofe noch großentheils Ghaselen aus Nevaji und persischen Dichtern, und da die jungen Prinzen in der Musik unterrichtet sind, so pflegt der Chan dieselben auch oft aufzu-

fordern, sich entweder allein oder in Begleitung der Hoftroubadours zu produciren. Besondere Fröhlichkeit und gute Laune, wie sie bei den Zechgelagen zu Teheran oder in den Palästen am Bosporus heimisch sind, findet man am Hofe özbegischer Fürsten nicht, sie ist hier unbekannt oder wenigstens nicht üblich. Der Nationalcharakter des Tataren besteht hauptsächlich aus Ernst und Festigkeit; Tanzen, Springen oder sonstiger Muthwille scheint ihm nur eines Weibes oder Kindes würdig zu sein. Ich habe auch nie einen Oezbegen von Anstand übermäßig lachen gesehen.

Ungefähr zwei Stunden nach Sonnenuntergang zieht sich der Regent in den Harem oder sein Schlafgemach zurück, und damit ist auch das alltägliche Tagewerk des Herrschers von Chiwa beendigt. Der Harem ist hier bei weitem nicht das, was er am türkischen oder persischen Hofe ist. Die Zahl der Weiber ist beschränkt, das feenartige Colorit des Haremlebens fehlt gänzlich, alles ist auf strenge Keuschheit und Sittsamkeit abgesehen, und es ragt auch in dieser Beziehung der Hof von Chiwa eminent über alle östlichen Höfe hervor. Gesetzliche Weiber hat der gegenwärtige Chan nur zwei, obwol ihm der Koran deren vier gestattet. Diese werden immer aus der königlichen Familie selbst gewählt, und es ist ein äußerst seltener Fall, daß die Tochter eines Würdenträgers, der nicht zur Familie gehört, zu diesem Range erhoben würde. Obwol der Fürst über seine Gemahlin sowie über jeden Unterthan unbeschränkt gebieten kann, so genießt diese doch, wenn sie sich nicht besondere Vergehen zu Schulden kommen läßt, eine milde Behandlung. Titel oder sonstige Prärogative fehlen ihr gänzlich; ihr Hofstaat unterscheidet sich nur darin von den übrigen Harems, daß sie mehr Dienerinnen und Sklavinnen hat. Die Dienerinnen sind Weiber oder Töchter der Beamten, die Sklavinnen sind großentheils Perserinnen, nur wenige schwarze Araberinnen; und weil diese, namentlich die Töchter Irans, an körperlicher Schönheit den özbegischen Damen weit nachstehen, so hat die

Gebieterin keine Ursache, irgendeine Rivalität zu befürchten. Was die Berührung mit der Außenwelt anbelangt, so sind die Fürstinnen von Chiwa in dieser Beziehung weit mehr beschränkt, als die übrigen Herrscherfrauen des Ostens. Die Gesetze der erwähnten Keuschheit fordern es, den größten Theil des Tages im Harem zuzubringen, wo auf Putz und Toilette verhältnißmäßig wenig Zeit vergeudet wird; auch haben die Frauen des Harems nicht viel Zeit zu vergeuden, da es einer landesüblichen Sitte nach erwünscht ist, daß Kleider, Teppiche und sonstige Zeuge, welche der Fürst gebraucht, wennschon nicht alle, so doch der größte Theil, von der Hand seiner Gemahlin bereitet sein sollen. Dies erinnert stark an die Sitte altpatriarchalischer Lebensweise, von welcher Turkestan, trotz seiner Rauheit, noch manchen hübschen Rest aufbewahrt hat.

Spaziergänge und Ausflüge macht die Fürstin von Chiwa nur zu den in der Nähe der Stadt gelegenen Lustschlössern und Sommerpalästen, bei welcher Gelegenheit sie sich nie zu Pferde dahin begibt, wie dies in Persien allgemein Sitte ist, sondern in einem buntbemalten, mit rothen Teppichen und Tüchern verhängten und verschlossenen großen Wagen. Vor und hinter dem Fahrzeuge traben einige Reiter, die mit weißen Stäben versehen sind. Auf ihrem Zuge erhebt sich alles ehrfurchtsvoll von den Sitzen und grüßt mit tiefer Verbeugung. Kühne Forscherblicke in das Innere des Wagens zu werfen fällt niemand ein; es wäre dies bei der sorgfältigen Verhüllung auch nutzlos. Eine so verwegene That müßte übrigens nicht blos bei der Frau des Regenten, sondern auch bei der Gemahlin jedes andern Beamten mit dem Tode gebüßt werden. Bei einem Spazierritt der Königin von Persien pflegen die zahlreichen Ferrasche (Diener), die den Zug eröffnen, durch reichliche Hiebe nach rechts und links die neugierige Menge in wilde Flucht zu jagen. Bei den ernstern Oezbegen ist dieses jedoch gar nicht nöthig, denn das Haremleben ist daselbst nicht so streng durchgeführt, und es ist ja bekannt, je schlaffer dessen

Gesetze gehandhabt werden, desto seltener sind auch die Uebertretungen derselben.

Den Sommer hindurch bewohnt die königliche Familie die nahen Lustschlösser Rafenek und Taschhauz, die von frühern Fürsten in persischem Stil erbaut und durch Fensterscheiben und kleine Spiegelbruchstücke ausgezeichnet sind; besonders diese letztern gelten in den Augen der Chiwaer als große Luxusartikel. Taschhauz ist nicht ohne Geschmack aufgeführt. Das Schloß befindet sich in einem großen Garten, hat einige Reservoirs und erinnert stark an das Schloß Nigaristam, welches sich nahe an den Stadtthoren (Schimran) Teherans befindet. Der Winter wird in der Stadt zugebracht; doch auch hier zieht Se. özbegische Hoheit das innerhalb der Mauern aufgeschlagene leichte Zelt vor, was übrigens kein schlechter Geschmack ist, denn die runde, aus schneeweißem Filz verfertigte Wohnung, in deren Mitte ein freundliches Feuer lodert, ist nicht nur ebenso warm wie jedes Steingebäude, sondern hat überdies etwas besonders Anmuthiges, und übt einen weniger düstern Eindruck aus als die fensterlosen Lehmhütten Turkestans.

VII.

Freud' und Leid.

Freud' und Leid ist unstreitig der Spiegel, in welchem wir die Charaktere eines Volks, das treue Gemälde seiner Sitten, am besten erblicken können. In Freud' und Leid schwinden alle Zeichen der Verstellungskunst; der Mensch zeigt sich in der echten Farbe seiner Beschaffenheit, Schatten und Lichtseiten treten zugleich hervor; denn, wo Gefühle die Hand im Spiel haben, dort wäre es umsonst, sich anders zu zeigen als man ist, anders zu sprechen und zu handeln, als die mächtige Stimme des Innern befiehlt.

In der großen Familie des ganzen Menschengeschlechts sind die drei Stadien des Lebens: Geburt, Heirath und Tod, jene Bilder, in welchen wir die Züge von Freud und Leid am besten studiren können. Die Grundrisse sind zwar überall dieselben, doch bieten Farbe und Ausführung hier und da Mannichfaltigkeit, welche selbst bei den gebildeten Völkern nicht fehlt. Die Fackel der Ethnographie hat diesen Gegenstand in verschiedenen Welttheilen so oft beleuchtet; doch müssen wir gestehen, daß auf dem Felde Mittelasiens noch eine ziemliche Dunkelheit herrscht. Einige schwache Funken mögen daher nicht überflüssig sein, und wenn der wilde Polynesier und Mittelafrikaner vergebens dem Forscherauge getrotzt hat, so soll auch dem rauhen

und argwöhnischen Mittelasiaten der Schleier gelüftet werden. Es ist ein erster Versuch und daher auch ein schwacher.

Geburt.

Wenn die Mittelasiatin, ich meine die Ansässige, die ersten Kindeswehen fühlt, so läßt sie ihre Nachbarin, ihre nächsten Anverwandten, eine Geburtshelferin und eine Kindeswärterin rufen. Im Zelt oder im Zimmer wird ein neuer Filz oder Teppich ausgebreitet und die Gebärende wird darauf mit untergeschlagenen Beinen gesetzt. Bei Zunahme der Geburtswehen hocken sich die nächsten Verwandten um sie herum, sie schlingt beide Arme um den Nacken ihrer besten Freundinnen und wird von der Hebamme, die sie bei den Lenden faßt, so lange umhergerutscht, bis sie ihrer Leibesfrucht entledigt ist. Nachdem diese entfernt wurde, wird sie erst in das Bett gebracht, und Anverwandte nehmen die Wöchnerin, die Hebamme das Kind in ihre Obhut. Erstere wird durch Reibungen an Schläfe und Puls zu Kräften gebracht und, während letzteres verborgen liegt, schneidet die Hebamme aus einem neuen Stück Leinwand die Windeln, in welche es, mit strenger Beobachtung verschiedener abergläubischer Gebräuche, gewickelt wird. Die Abfälle der Windelschnitte werden dann der Mutter überbracht, wie auch die Nachricht über Geschlecht und Aussehen ihres Kindes. Auch dem Vater wird auf derartige Weise die frohe Botschaft mitgetheilt, und zwar von der Windelschneiderin (Kindikkesen), die eine besonders wichtige Rolle spielt und für ihre Botschaft ein Geschenk erhält. Drei Tage lang wird das Kind niemand gezeigt, es wird unterdeß häufig mit Butter beschmiert, die Augen werden ihm mit Salzwasser gewaschen, denn im widrigen Falle würde es vermeintlich rothe Augen bekommen, die sehr verhaßt sind, und nachdem ihm das erste Hemd angelegt wurde, wird es auf Kamelwolle zur Schau gelegt. Freunde und Bekannte statten dann Besuche ab, der Mann überreicht der Gemahlin irgendein Geschenk und die Mutter ist immer ängstlich,

von den Gästen die Prophezeiungen über die Zukunft des Kindes zu hören, welche erfahrene Matronen aus den Gliedern und Bewegungen des kleinen Körpers lesen. So z. B. wird es als schlechtes Zeichen ausgelegt, wenn es mit dem linken Fuß oder der linken Hand zuerst auf die Welt gekommen; ein zu kleiner Augapfel zeigt, daß ihr Sprößling ein Dieb sein wird; eine breite Stirn deutet auf Tapferkeit, unruhiges Stampfen mit dem Füßchen auf zukünftigen Reichthum u. s. w. Jeder blickt und sieht mit einer bedeutungsvollen Miene, und hätte nicht die Mutter selbst den weißen Zauberstein an den linken Arm des Kindes gebunden, so möchte die Furcht vor den bösen Augen ihr gewiß bange machen.

Nachdem die Tschille (erste 40 Tage) vorüber sind, werden erst die Festlichkeiten begangen. Bei einem Mädchen sind diese unbedeutend, bei einem Knaben aber bietet selbst der Aermste alles auf, um eine größere Anzahl von Gästen um sich zu sammeln und sie am besten und luxuriösesten zu bewirthen. Großes Festessen, Wettrennen, Ringen, Musik sind an der Tagesordnung, und eine Specialität der Geburtsfeierlichkeiten ist das sogenannte Altin-Kabak, welches darin besteht, daß auf die Spitze eines hohen Baumes eine aus Gold oder Silber gemachte Kugel aufgehängt wird, und wer sie mit einem Schuß, sei es durch Kugel oder Pfeil, herabschießt, erhält nicht nur dieselbe, sondern noch eine gewisse Anzahl von Schafen, oft auch Kamelen und Pferden, die als Preis ausgesetzt wurden.

Nach Verlauf des ersten Jahres, während welcher Zeit das Kind vor Katzen, bösen Geistern und sonstigen gefährlichen Dingen strengstens gehütet wird, wird der früher genannte weiße Stein durch ein rundes Bein ersetzt, und auf die Kappe werden ihm ein Arguschtek (ein mysteriös geschnitztes und gefärbtes Stück Holz), eine Nus'cha (Amulet), welche von gelehrter Hand geschrieben sein muß, mehrere Korallen, ein Hyänenzahn und, wenn es die Umstände erlauben, ein kleines Säckchen mit heiliger Erde vom Grabe Mohammed's angehängt. Dies wird

oft ein beträchtliches Bündel, das dem armen Wesen das Köpfchen beschwert; doch wird dies nicht berücksichtigt. Die Mutter sieht vielmehr mit bangem Auge, ob eins oder das andere nicht fehle, denn jedes ist ein sicheres Schutzmittel gegen so manche Gefahr.

Die Spieljahre der Kinder sind in Mittelasien so wie überall im Orient nur von sehr kurzer Dauer. Das Mädchen wird früh mit Spinnen, Weben, Nähen, Käsebereiten u. s. w. vertraut, der Knabe schon im fünften Jahre aufs Pferd gesetzt und im zehnten, ja noch vor dem zehnten, als Reiter bei den Scheingefechten und als Jockey zum Wettrennen gebraucht. Nur die Wohlhabenden übergeben ihre Kinder dem Mollah. Nachdem es lesen gelernt, wird Korantoj oder das Koransfest begangen, welches von gleicher Natur ist wie das Chatem-Düjünü der Osmanlis, mit dem Unterschied, daß letzteres nur dann begangen wird, wenn der Bursche das heilige Buch Mohammed's das erste mal durchgelesen hat, hier aber, wenn er es beginnt.

Heirath.

Obwol das Kindesalter von kurzer Dauer ist, so wird der Mann doch erst in seinem achtzehnten Jahre Jijid (reifer Jüngling), das Mädchen aber erst im sechzehnten Kïz (Jungfrau) genannt. Auf dem Lande ist der Verkehr zwischen beiden Geschlechtern nicht im mindesten von dem Koran beeinflußt. So wie im Abendlande, so finden wir auch beim Oezbegen das rosige Spiel der Liebe mit allen seinen Freuden und Widerwärtigkeiten, mit all seinem Zauber und Begeisterung vertreten. Wie in dem Herzen eines Mittelasiaten, der von früher Jugend an an Raub, Mord, Waisen-, Witwen- und Sklaventhränen gewöhnt, die allerzartesten Gefühle Platz finden können, hat mich anfangs selbst in Verwunderung gesetzt; doch hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Liebesverhältnisse hier weit häufiger als in andern islamitischen Ländern in buntesten

Abenteuern sich zeigen. Der Oezbege liebt leidenschaftlich Musik und Poesie, und wie könnten dann auch seine schwärmerischen Gefühle der Liebe fremd bleiben?

Wenn ein längeres Verhältniß zwei Herzen näher gebracht hat, wenn gegenseitiges Verständniß der Liebenden den Entschluß zur Reife gedeihen ließ, so pflegen die Betreffenden das Geheimniß erst ihren Aeltern anzuvertrauen. Stimmen diese überein, so wird von des jungen Mannes Seite die Initiative ergriffen. Er schickt nämlich zwei Botschafterinnen (Sautschi-Chatun), um die Hand des Mädchens bei dessen Aeltern zu erbitten. Diese sind großentheils von der Botschaft schon im voraus unterrichtet; die Mission wird mit Ehren und mit Auszeichnungen empfangen, man ist zufrieden mit dem Antrage, doch gibt man keine unbedingte, entscheidende Antwort. Das barsche „Ja“ auszusprechen, ist unanständig, und der Jüngling muß aus der kleinsten Anspielung das Gewähren seines Wunsches verstehen. Vor allem wird nach einer derartigen ersten Botschaft das Kalim (Heirathsgut) besprochen, welches der Mann für seine Zukünftige zu geben bereit ist oder geben kann. Man fragt immer: „Wie vielmal 9?“, d. h. wie vielmal 9 Schafe, Kühe, Kamele oder Pferde, oder wie vielmal 9 Dukaten, wie es in der Stadt Sitte ist, der Vater für die Abtretung seiner Tochter erhalten soll. Die Aermern geben zweimal 9, die Reichern sechsmal 9, und nur der Chan muß für neunmal 9 seine Braut erkaufen. Nach dem Kalim ist die zweite Frage von Wichtigkeit das Eginbasch (Schmuckgeschenk), welches der Bräutigam geben muß. Dieses besteht aus acht Ringen (Jüzük), einer Halbtiara (Schegendschin), einer ganzen Tiara (Schekergül), einem Armband (Bilezig), Ohrgehänge (Isirga), Nasenringe (Arabek) und Brustgehänge (Oengüllük). Von diesen Gegenständen darf nichts fehlen, und es muß auch festgesetzt werden, ob er selbige in Gold oder Silber geben will. Der Mittelasiate muß seine Frau daher theuer erkaufen. Die Unterhandlungen ziehen sich immer in die Länge, und nachdem alles definitiv beschlossen ist,

werden Nachbarn und Verwandte zum Versprechungsfest (Fatiha toj) geladen, das zwei Tage im Hause der Braut und zwei Tage im Hause des Bräutigams abgehalten wird. Der Mollah oder ein Graubart gibt den versammelten Gästen das Verhältniß kund. Er sagt, wie groß der Cessionspreis war, wann die Hochzeit sein wird, und schließt seine kurze Ansprache mit einer Fatiha, worauf alles zu den Festlichkeiten schreitet und vier Tage lang sich unterhält. Bei derartigen Festlichkeiten, Toj genannt, ist alles in Einem Zimmer, doch in verschiedenen Gruppen. Den Obertheil des Gemachs nehmen die Alten ein, die rechte Seitenwand dient der Frauenwelt zum Aufenthalt, während die Mädchen und Jünglinge sich in einem Winkel, großentheils neben den Musikanten und Sängern, niederlassen. Das Toj besteht nicht nur aus Festessen, es werden dabei Musik und Gesangsproductionen, Singspiele, besonders aber das Wettreiten verstanden, welches letztere in Mittelasien bei jeder Feierlichkeit die Hauptrolle spielt. Es werden auch beträchtliche Preise ausgesetzt und jung und alt nehmen lebhaftes Interesse daran. Die Bahn ist entweder ein oder drei Fersache groß; auf der einen werden nur zweijährige Füllen zugelassen, auf der andern volljährige, kräftige Pferde. Man wählt immer zwei in genannter Nähe liegende Ortschaften, und während in einer die festliche Menge versammelt ist, wird in der andern ein Toj emini (Festoffizier) zur Beaufsichtigung aufgestellt. Er überwacht, daß sie alle zugleich aufbrechen, und derjenige Reiter, der das am Eingang des andern Ortes niedergelegte Zeichen zuerst überschritten hat, ist der Sieger. Die Pferde werden wochenlang zu dem Kunststück eingeübt, sie werden von kleinen Knaben geritten, die bei dieser Gelegenheit enge, kurze Kleider tragen, nicht ganz unähnlich dem Jockeyanzug in England.

Der Zeitraum zwischen dem Fatiha toj und dem Vermählungsfeste wird nach dem Alter der Braut festgesetzt. Eine Woche vor dem letztern wird vom Bräutigam das Tojluk

(Hochzeitsspesen) verlangt. Er schickt Fleisch, Mehl, Reis, Fett, Zucker und Früchte in das Haus seiner Zukünftigen, und es folgen bald darauf seine Mutter und die nächsten Anverwandten weiblichen Geschlechts, die, auf mehrere Wagen geladen, Gäste der Zukünftigen werden. Zwei Tage vor dem Beginn des Festes setzt sich der Bräutigam, von seinen Freunden umgeben, zu Pferde. Alles ist aufs festlichste geschmückt, Mann und Roß. Auch er begibt sich in das Haus seiner Schwiegerältern; nur sein Vater bleibt zurück, nicht um das Haus zu bewachen, sondern Vorbereitungen zu treffen, um die Neuvermählten bei der Rückkehr festlich zu empfangen.

Im Hause der Braut, wo die ersten Tage des Hochzeitsfestes begangen werden, geht indeß alles bunt durcheinander. Die jungen Damen müssen die Köchinnen machen und sind eifrig um gigantische Kessel herum beschäftigt. Enorm ist der Speisevorrath einer özbegischen Hochzeit, denn enorm ist auch der Appetit der Menge. Während die jungen Mädchen kochen und backen, pflegt die gefallsüchtige Jugend sie mit allerlei Späßen zu necken. Der Galanthomme, welcher ein Bein oder einen sonstigen Leckerbissen aus dem Kessel erhält, sieht darin ein Zeichen des Wohlwollens von seiten seiner Geliebten; wer aber einige tüchtige Hiebe mit dem Kochlöffel bekommt, ist noch glücklicher, denn dies wird höher als die Leckerbissen geschätzt. Ganz nahe an der Kochstätte ist die Männer- und Frauenwelt in einzelnen Cirkeln versammelt. Man schäkert, schwatzt, schreit und lacht, Musikanten spielen und singen, Kinder jauchzen und frohlocken, Schafe blöken, Hunde bellen, Pferde wiehern, Esel iahnen; und in diesem fürchterlichen Wirrwarr muß der Possenreißer mit seiner gewaltigen Stentorstimme die derben Witze özbegischen Humors weit umher ertönen lassen. Er ist der wahre Wendepunkt der ganzen Fröhlichkeit. Seine Gesticulationen, seine Grimassen, mit denen er die Witze begleitet, sind die Quellen des ewigen Gelächters. Jetzt ahmt er diesen oder jenen nach, bald erzählt er wieder einen drolligen Schwank,

bald pfeift er wie ein Vogel, bald miaut er wie eine Katze, und obwol ihm der Schweiß in Strömen herabfließt, so muß er doch in seinem Geschäft ununterbrochen fortfahren. Höchst seltsam ist es, daß der Bräutigam während der ersten Tage das ihm angewiesene Zelt nicht verlassen darf; die Braut und ihre Gespielinnen umspähen dieses immer mit neugierigen Blicken, erstere soll dann und wann zu einem heimlichen Tête-à-tête selbst von Freunden und Verwandten unterstützt werden, und nur nach Vollziehung des Trauungsacts darf der Bräutigam in die Gesellschaft sich reihen.

Dieser findet am Ende des zweiten Tages in Gegenwart der ganzen Gesellschaft statt. Beide Parteien sind durch je zwei Zeugen repräsentirt. Der Mollah befragt diese um das Uebereinstimmen der Heirathenden, und man will schon den Trauungsact vollziehen, als die Zeugen der Braut ein Veto einlegen. Sie erklären (natürlich blos dem Anschein nach) den ihnen anvertrauten Schatz nicht eher abtreten zu wollen, bis ihnen der Bräutigam eine gewisse Summe oder ein Geschenk verabfolgt habe. Letzterer findet die Forderung zu groß, man handelt und feilscht bis die Zeugen befriedigt sind, und erst dann wird zur feierlichen Vollziehung des Acts geschritten. Der Mollah liest die Erlaubniß des Reis (Religionschef) vor, die Zeugen betheuern und beschwören, daß Betreffende sich wirklich versprochen haben, sie thun dies immer mit einer höchst wichtigen Miene, und nachdem ein kurzes Gebet recitirt worden, ist die Copulation vollzogen.

Es wird fetter Kuchen und Obst umhergereicht, und zwar von der Braut selbst, die auch weiße Tücher, Anzüge oder sonstige Geschenke unter die Mollahs, Graubärte und besonders aber unter die als Zeugen fungirenden Jünglinge vertheilt. Auch der Bräutigam erscheint jetzt beim Gelage, doch muß er einige Schritte vor der Thür stehen bleiben, und nachdem auch dieses mit einer Riesenmahlzeit beendet wurde, sind die Festlichkeiten im Hause der Braut geschlossen.

Die Alten und Verheiratheten entfernen sich, die jungen Leute aber laden die Braut mit ihrer Aussteuer auf den Wagen und sie zieht in Begleitung ihrer Gespielinnen in das Haus ihres Zukünftigen. Man trachtet immer den Weg dahin zu verlängern, und macht oft, wo die Entfernung blos eine kurze ist, ein bis zwei Stunden lange Umwege, um während der Fahrt, Bolusch genannt, die Spiele und Schwänke desto mehr in die Länge ziehen zu können. Im ersten Wagen sitzt die Braut mit ihrer zukünftigen Schwägerin, die berittene Jugend umtummelt sie immer auf flüchtigen Rossen, und wer im Galop, den Zug umringend, am ersten zu ihr gelangt, dem wird ein Tuch zugeworfen. Die übrigen Reiter sind bemüht, ihm dieses zu entreißen; er flieht so gut er kann, und darf erst dann nicht mehr verfolgt werden, wenn er aufs neue die Wagen erreicht hat. Die errungenen Tücher werden an das Kopfzeug des Pferdes gebunden und noch später lange aufbewahrt. *)

Hat man auf dem Zuge ein Dorf zu passiren, so wird der Hochzeitszug auch hier oft angehalten. Man fordert Zollgebühren; die neben der Braut sitzende Schwägerin theilt Kuchen aus und die Passage ist frei.

Unter fortwährendem Scherz und Spaß langt die Braut vor dem Hause ihres Zukünftigen an, und kaum hat sie dies bemerkt, als sie aufs neue sich verschleiern und die fröhliche Stimmung mit einer ernsten Miene vertauschen muß. Sie wird vom Vater des Bräutigams aus dem Wagen gehoben, in das Zimmer geführt und begibt sich in das in einem Winkel des Gemachs aus Vorhängen oder Teppichen improvisirte Zelt. Der Bräutigam folgt ihr bald nach, lüftet den Schleier nun das zweite mal in Gegenwart seines Vaters, der seiner Schwieger-

*) Dies ist noch heute in Ungarn üblich; der Gebrauch, beim Hochzeitsfeste bunte Taschentücher an das Kopfzeug der Pferde zu knüpfen, stammt wahrscheinlich von jener Sitte her.

tochter einige Complimente macht und den ersten Anblick ihrer Reize mit Geschenken bezahlen muß. Die Neuvermählten werden allein gelassen, müssen aber noch lange die Späße und Anspielungen der außer dem Zelt versammelten Menge anhören. Jeder kramt seinen geistigen Vorrath aus und gänzliche Stille tritt nur in später Nacht ein.

Bei den Turkomanen und auch bei den Kirgisen werden die Neuvermählten nach einigen Tagen des Zusammenseins auf ein ganzes Jahr getrennt. Der Gemahl darf wol in dem Hause der Gemahlin erscheinen, aber nur bei Nacht und das noch sehr verborgen. Die Nomaden glauben hierdurch nach dem Satze „verstohlene Wasser schmecken süß" die erste Zeit der Ehe desto angenehmer zu machen; und daher stammt wol auch die Meinung, daß das erstgeborene Kind immer ein kräftiges und schönes werden müsse.

Außer den Feierlichkeiten bei Hochzeit und Geburt haben die Oezbegen in dem Noruz (Neujahr) ein von den persischen Ureinwohnern überkommenes Nationalfest, das in Mittelasien ebenso wie in Persien mit großem Pomp gefeiert wird, mit dem Unterschied, daß es hier einen alten und einen neuen Noruz gibt, doch ist letzterer von kaum besonderer Wichtigkeit. Auch an Unterhaltungsspielen fehlt es nicht und merkwürdig genug ist es, daß einige ins verderblichste Hazard ausarten. Karten (Sokti), natürlich ohne Figuren, die aus Rußland eingeführt werden, sind noch nicht ganz in der Mode, doch desto mehr ist das Aschik- (Knöchelbeine der Schafe) Spiel verbreitet, welches, gleich dem europäischen Würfeln, dort mit vier Knöchelbeinen der Schafsfüße gespielt wird und zwar mit einer beispiellosen Leidenschaftlichkeit. Der obere Theil des kleinen Beinchens heißt Tava, der untere Altschi, die beiden Seiten Jantarap. Der Spieler wirft alle vier mit der flachen Hand in die Höhe und erhält die Hälfte des Einsatzes, wenn zwei Tava oder zwei Altschi, den ganzen Einsatz hingegen, wenn alle vier Tava oder Altschi fallen. Der Vortheil besteht nur im Werfen, denn mit den Beinchen selbst kann keine List

ausgeübt werden, da sie häufig gewechselt von einzelnen zusammengestellt werden. Dieses Spiel ist bei den Ansässigen ebenso als bei den Nomaden beliebt, und trotz allen kleinlichen Anscheins ereignet es sich oft, daß der Aschik-Spieler, wenn die Leidenschaft ihn entflammt, sein ganzes Hab und Gut, ja auch sein Weib in den Einsatz wirft. Ja, die Menschen sind sich überall gleich. Der elegante Europäer opfert auf der Tafel bei Rouge et noir, der Oezbege auf sandigem Boden mit vier Knöchelbeinen.

Tod.

Wenn ein Familienmitglied dem Sterben nahe ist, pflegen seine nächsten Anverwandten das Haus oder das Zelt zu verlassen. Der Mollah oder die ältern Nachbarsleute umringen den Verscheidenden, und während man draußen mit Zetergeschrei die Lüfte erfüllt, wird von innen der letzte Athemzug unter Recitirung von Gebeten abgewartet. Manchem Sterbenden, der einige Zeit schon sprachlos daliegt, wird mit nasser Wolle Wasser in den Mund geträufelt, aus Furcht, daß der seiner Sprache Beraubte etwa aus Durst verscheide. Als Symptome des Todes werden das Verdrehen der Augen und Verdünnen der Nasenspitze angesehen, und nachdem man sich vom letzten Athemzug überzeugt, werden dem Todten die Kinnladen aufgebunden und, nachdem er gänzlich entkleidet worden, der ganze Körper bedeckt. Die Kleider werden vernichtet, denn selbst der ärmste Oezbege wäre nicht zu bewegen, irgendetwas vom Anzug eines Hingeschiedenen anzulegen.

So wie in allen islamitischen Ländern, so bleibt auch hier die Leiche nicht länger als 12 oder 15 Stunden liegen. Das Waschen geschieht nicht auf einem Brete, sondern auf einer Matte (buria), die alsdann verbrannt wird, und nachdem die Verwandten und Nachbarn, ja oft sämmtliche Bewohner eines Ortes, um den Erblichenen genug geweint, geschrien und geklagt haben, wird derselbe zu Grabe getragen. Bei den ansässigen

Bewohnern Mittelasiens gibt es Friedhöfe, bei den Nomaden wird jeder Todte vereinzelt in der Wüste bestattet, und wenn letzterer in irgendwelchem Ansehen gestanden, pflegt man über ihn einen großen Hügel (Tumuli) zu erheben, an welcher Arbeit sämmtliche männliche Mitglieder des Stammes sich betheiligen müssen. Je geehrter die Person war, desto höher und größer wird der Hügel (Joska). Die zurückgebliebenen Anverwandten sehen mit Stolz auf denselben, an gewissen Festen und am Sterbetage werden darauf Speisen und sonstige Geschenke für die Armen ausgesetzt und, wenngleich in größter Entfernung, pflegt der Nomade, sobald er solches gewahr wird, es nie zu unterlassen, ein kurzes Gebet für den Gestorbenen in den Bart zu brummen.

Die in der Schlacht Gefallenen werden weder entkleidet noch gewaschen; denn das Blut eines Tapfern wird als größte Zierde angesehen, und man hält es für schädlich, solches zu beseitigen.

Das Leichenmahl wird gleich nach der Bestattung durch ein einfaches Essen begonnen, bei welchem das Ijis (in Fett gebratenes Brot) unter arm und reich vertheilt und von jedem gegessen werden muß. Dieses wiederholt sich am dritten, am siebenten und am vierzigsten Tage nach dem Sterben und später wird noch der Jahrestag mit einem Leichenmahl gefeiert, welches selbst nicht von den Aermsten unterlassen wird; denn man fürchtet, daß bei Versäumung dieser Pflicht der Dahingeschiedene bei Nacht erscheine, die Zurückgebliebenen ermahnend sich beklage, daß man vergesse, die Welt einzuladen, die für das Heil seiner Seele beten soll.

Bei den Nomaden spielt das Leichenmahl eine wichtigere Rolle. Es wird nämlich das ganze erste Jahr hindurch, jede Woche einmal am Sterbetag, ein Essen gegeben und es werden, wie in unserm Reisebuche bei den Turkomanen schon erwähnt wurde, täglich in der Stunde, in welcher das Familienmitglied gestorben, von den Weibern Klagelieder angestimmt. Uebrigens ist bei letztern der Verstorbene in besonders hoher Achtung.

Sein Grab wird lange verehrt, wenn er in der Schlacht oder bei Raubzügen oder sonstigen Gelegenheiten gefallen. Der Schaft seines Spießes wird darauf aufgepflanzt und dieser mit verschiedenen bunten Fetzen, Widderhörnern, Roßschweifen oder sonstigen Mementos behangen, wozu Bekannte oder Stammgenossen bei jedesmaligem Vorübergehen etwas beitragen müssen. Die Joskas werden mit den Namen der darunter Ruhenden benannt, Kinder spielen um dieselben herum, doch hüten sie sich, in jugendlichem Muthwillen auf denselben herumzuklettern. Man sagt sogar, daß Pferde den Joska ihres ehemaligen Reiters besuchen und vor selbem trauernd, mit gesenktem Haupt, stehen, und junge Krieger pflegen auf die sich erhebenden Hügel, als Aneiferung zu den verwegensten Thaten, mit Ehrfurcht zu blicken.

Wenn wir auf unserer Reise in den Steppen Mittelasiens einem derartigen Grabe begegneten, so mußte jedes Mitglied der Karavane irgendein Fetzchen von seinen Kleidern abreißen, um den dort aufgepflanzten Schaft oder das Gebüsch damit zu behängen, oder es wurde eine gemeinschaftliche Hymne zum Lobe angestimmt und unser Kervanbaschi sagte immer: „Wer die Todten nicht ehrt, wird der Lebenden Ehre nie theilhaft werden!“

VIII.

Haus und Hof, Kost und Kleidung.

Das Haus oder die feste Wohnung hat bis heute in Mittelasien, selbst dort, wo die Ansiedelung schon mehrere hundert Jahre besteht, noch nicht festen Fuß fassen können. Ein Theil der Bevölkerung baut wol Häuser, doch werden diese für düster und Schwermuth erregend gehalten, sodaß dem leichten Zelt immer der Vorzug gegeben wird. Man trifft deshalb nur vorzüglich bei der özbegischen Bevölkerung Bauten an, welche sie von den persischen Ursassen aufführen gelernt haben; da aber letztere in so manchem Punkt den Bewohnern Irans gleichen, so ist die Bauart Mittelasiens eine primitiv iranische, am meisten auch der neupersischen ähnliche.

Will man ein Haus bauen, so pflegt man erst den dazu bestimmten Boden mit einem Stößel zu stampfen oder eben zu machen. Ein Grund wird nur bei größern Gebäuden gelegt, während man im gewöhnlichen Stil einen zwei Fuß hohen breiten Damm aus rohem Koth aufführt und, nachdem dieser festgetrocknet ist, die Mauern daraufbaut, welchen als unmittelbare Unterlage Schilf oder Holz dient, damit diese die von der Erde aufsteigende Feuchtigkeit von den Mauern abhalten. Letztere sind entweder Tam, d. h. aus Lehm oder aus Stein, oder Achtschub*), d. h. aus dünnen Holzbalken, die gitter-

*) Auch bei den Osmanlis nennt man die Holzhäuser Achschab bina.

artig aufgestellt und deren Zwischenräume mit Lehm und rohen Ziegeln ausgefüllt sind. Der Plafond besteht aus dicht aneinanderschließenden Balken, die bei den Aermern nackt gelassen, bei den Reichern aber überschmiert und mit Gips und Kalk überzogen werden. Die Stelle der Fenster vertreten kleine Löcher, die im Sommer offen, im Winter mit Oelpapier verklebt sind. Das Dach ist, so wie in Persien, terrassenartig und dient ebenfalls zur Schlafstätte in heißen Sommernächten.

Maurer von Profession gibt es selten; denn jeder glaubt so viel architektonische Wissenschaft zu besitzen, um seinem Bedarf gemäß sich eine Wohnung zu bauen, und da das Senkblei noch unbekannt ist, so mag es auch niemand wundern, wenn die Mauern, krumm und gebogen, entweder mit großen Ausbauchungen oder Vertiefungen versehen, sehr bald in Ruinen zerfallen.

Die innere Einrichtung eines Hauses ist folgende: Man gelangt durch ein weites Thor, welches den Haupteingang bildet, in einen bedeckten Gang, Dalan genannt. Rechts beim Thor sind ein oder zwei größere Gemächer (mihmanchane), welche als Gastzimmer dienen und dabei Waffen und andere mehr gebräuchliche Hausgeräthschaften enthalten, und neben diesen noch zwei kleine Kammern, Speisemagazine. Links befinden sich die Wagenremise und die Stallungen, während vis-à-vis vom Eingang, im Hintergrunde des Dalans, eine kleine Thür zu den innern Gemächern oder Haremstheilen führt. Diese letztern sind großentheils Ejvans, d. h. solche Zimmer, die auf einer oder zwei Seiten ganz offen sind und die Aussicht zumeist auf einen Garten haben. Sie werden in den Städten als beliebte Sommerwohnungen gebraucht, und der Aufenthalt in ihnen ist wirklich ein sehr angenehmer, besonders zur Nachtzeit, wenn man einen Peschechane, ein aus Gelsenfler bereitetes viereckiges Zelt, über sein Bettlager aufgestellt hat; denn ganz im Freien ist man Erkältungen ausgesetzt, die in Mittelasien ebenso wie in Persien gefährlich sind. Auf dem

Lande sind die Wohnungen zerstreuter. Jedes Gehöft (Havli), welches aus mehrern Theilen besteht, ist mit einer hohen, zinnenartigen Schutzmauer rund umgeben und gewährt den Anblick einer kleinen Citadelle. Das Innere ist immer sehr geräumig. Auf der einen Seite sind Gebäude, immer niedriger als die Schutzmauer, auf der andern die Zelte; denn die festen Wohnungen dienen auch hier ausschließlich für Thiere und zu Vorrathskammern. Hier und da ist der innere Raum so groß, daß ein kleiner Küchengarten noch Platz findet. Außerhalb der Mauer, in der Nähe derselben, befindet sich ein großes Reservoir, dessen Ufer, mit Platanen bepflanzt, im Sommer den allerlieblichsten Ruheort darbieten. Diese Bäume gedeihen in diesem Theile Asiens vortrefflich und erreichen eine erstaunliche Höhe und Breite und ein hohes Alter, sodaß man sehr oft deren trifft, die 3—400 Jahre alt sind, und in schwülen Sommertagen einen sehr erquickenden Schatten gewähren. Der Oezbege kann dort stundenlang schlafen, denn während die dichtbelaubte Krone ihn vor den sengenden Sonnenstrahlen schützt, verscheucht der unter den Platanen nie fehlende Wind alle quälenden Insekten.

Die Einrichtung eines Hauses besteht so wie in Persien aus Teppichen, Filzdecken, großen rothgefärbten Truhen, welche die Kleider enthalten, einigen Kesseln und andern Koch- und Wassergeschirren. Pracht und Luxus fehlen gänzlich, und selbst die Neuerungen, die an Fenster und Thüren mitunter angebracht werden, stammen aus Persien, woher sie ein kunstfertiger Sklave hier und da einführt. Aus Europa kann hierher nur etwas gelangen, nachdem es vorher den Kanal türkischer und persischer Civilisation passirt hat. Und so geht alles seinen gewöhnlichen Schneckengang; denn wie der Perser europäische Institutionen nur dem Türken nachahmt, so sehen wir die Völker Mittelasiens nur dasjenige annehmen, was aus Persien ihnen zugekommen ist.

Die Kost der Tataren besteht vorzüglich aus Fleischspeisen; ja in vielen Gegenden ist Brot, wenngleich nicht unbekannt,

doch ein seltener Leckerbissen. Die beliebteste Fleischgattung ist die des Schafs, dann der Ziege, des Rindes, des Pferdes; am wenigsten geschätzt ist die des Kamels. Das Pferd wird auch hier und da von den Frömmern als Mekruh (abscheulich) erklärt und nicht gegessen, aber auf dem Lande ist man toleranter und das Torama, weichgekochtes Pferdefleisch mit Zwiebeln, gelben Rüben und einer Mehlspeise untermischt, gilt sogar als sehr beliebtes Gericht. Merkwürdig ist es, daß die erste Pferdefleischbrühe selbst für tatarische Magen zu kräftig und zu schwer zu sein scheint und erst der zweite Aufguß genossen werden kann. In einigen Gegenden werden aus den Eingeweiden des Pferdes Würste bereitet, die als Leckerbissen gelten, doch habe ich nirgends gefunden, daß die zarten Theile dieses Thieres ein solches Lieblingsgericht bei den Oezbegen wären, wie dies in Persien allgemein behauptet wird. Das Kamelfleisch, überall sehr hart und zähe, wird nur hachirt, erst in einer Maultasche gekocht und dann in Schmalz gebacken. Diese Speise, die man Somsa nennt, ist nicht ganz geschmacklos, aber für unsern Magen gleich einer bleiernen Wucht.

Das allgemein beliebte Nationalgericht ist und bleibt der Palau, auch Asch genannt, welcher mit dem Pilau der Perser und dem Pilaf der Türken wol verwandt ist, aber an Schmackhaftigkeit sie weit überragt. Ich habe mich lange davon genährt und will in seiner Zubereitung dem Europäer einen kleinen Unterricht geben. Man löst einige Löffel Fett (in Mittelasien ist das Schmalz der Fettschwänze gebräuchlich) in einem Kessel auf und wirft, nachdem es ganz heiß geworden ist, kleingeschnittene Fleischstückchen hinein. Nachdem diese halb gebraten sind, wird drei Finger hoch Wasser aufgeschüttet und so lange gesotten, bis das Fleisch weich ist. Hierauf werden Pfeffer und dünn geschnittene gelbe Rüben auf dasselbe gestreut und auf alles dieses der von seinen schleimigen Bestandtheilen gereinigte Reis geschüttet. Ueber den Reis wird dann ein Drittel Wasser gegossen und, nachdem dieses von ersterm auf-

gesaugt worden, das Feuer unter dem wohlverschlossenen Kessel gedämpft und derselbe so lange über den Kohlen gelassen, bis Reis, Fleisch und gelbe Rüben im Dampfe gehörig weich geworden sind.

Nach einer halbstündigen Ausdünstung wird der Deckel geöffnet und die Speise in der Weise angerichtet, daß die verschiedenen Schichten auch auf der Schüssel abgesondert liegen bleiben. Zu unterst ist der Reis, der im Fett schwimmt, über diesem die gelben Rüben und obenan das Fleisch, mit welchem man auch zu essen anfängt. Dieses Gericht ist ein vorzügliches und das einzige, welches sowol auf der königlichen Tafel als auch in der Hütte des Aermsten nie fehlen darf. Es wurde von hier zu den Afghanen bekannt, und da letztere auch die Perser damit vertraut machten, so wird es in Iran Kabuli (der Kabuler) genannt. Wenn ich nicht irre, ist der Pilau ursprünglich in Mittelasien zu Hause und von hier weit und breit über Westasien verbreitet worden.

Die zweite Nationalspeise der Tataren ist Börek, eine Suppe mit Maultaschen, die mit hachirtem Fleisch und Gewürzen gefüllt sind. Ich sage „eine Suppe", und doch ist dieses Gericht allein für eine ganze Mahlzeit genügend, denn es wird in solcher Quantität genossen, daß man auf eine andere Speise leicht verzichten kann. Es ist auch bei den Osmanlis unter dem Namen Tatar börek bekannt.

Drittens Scheöle, eine flüssige Reisspeise, mit Fleisch und gedörrten Früchten gemischt.

Viertens Bulamuk, welches ganz einfach aus Mehl, Wasser und Fett gemacht wird.

Fünftens Mestava, in saurer Milch gekochter Reis, eine Sommerspeise, so wie die vorige eine Winterspeise ist.

Außer diesen wird noch bereitet: Jarma, geschrotetes Korn in Milch gekocht; Gödsche, ein breiartiges Gericht aus den Holcussorghum und Maschava, ebenfalls eine Grütze, welche mit Fett, hier und da auch mit Oel genossen wird.

Vorherrschend sind im allgemeinen schwere, kräftige und pikante Speisen. Süßes wird wenig genossen, da Zucker und Honig dort fremd sind; und die vielartigen Schires (Sirupe), aus Trauben, Melonen und sonstigen Obstgattungen bereitet, werden sehr selten in der Küche verwendet. Das Brot wird, wie überall in Asien, nur für den täglichen Bedarf gebacken. Der Teig wird nicht so dünn in Galetten ausgezogen wie in Persien, sondern ist mehr ähnlich jener runden, dicken Brotgattung, die um Erzerum herum vorkommt und Lavasch heißt. Außer diesem gibt es noch eine Art in Fett gebackenen Zwiebacks, der auf Reisen mitgenommen wird.

Hinsichtlich der Getränke spielt bei den ansässigen Mittelasiaten der Thee, bei den Nomaden, besonders aber bei den Kirgisen, der Kümis die Hauptrolle. Von erstern wird im Sommer der grüne Thee genossen, welcher das Blut verdünnt und die Verdauung befördert, im Winter aber der schwarze Ziegelthee, dessen außerordentlich anregende Wirkung als auch herber Geschmack lange unerträglich und gewiß auch sehr gefährlich sind. Außer diesen gebraucht man noch als kühlendes Getränk das Eiran, mit Wasser verdünnte sauere Milch und verschiedene Decocte von getrocknetem Obst. Kaffee ist ganz unbekannt; denn selbst in Persien hat der Mokkasaft sich nur in der südlichen Provinz Fars und in Irak bei den höhern Klassen einbürgern können.

Von geistigen Getränken werden wol hier und da in den Hauptstädten Wein und Branntwein sehr heimlich von jüdischen Fabrikanten verkauft, doch ist die Zahl der Consumenten sehr gering. Die strengen islamitischen Gesetze verbieten bei Todesstrafe den Genuß der Spirituosen, doch ist damit noch nicht dem Laster vorgebeugt. Wer ein aufregendes Mittel wünscht, greift zu Opium, Teriak oder andern narkotischen Giften, und so wird, um einem kleinen Uebel zu steuern, dem größern Thür und Thor geöffnet, welches den meisten, die sich ihm ergeben, das Leben kostet.

Am meisten zeigt sich die Armseligkeit der Bewohner Mittelasiens in ihrer Kleidung, und es fällt dem Auge sehr schwer, sich an die simpeln Baumwollstoffe oder grellfarbige Seide zu gewöhnen, in denen alle Welt, Mann und Weib, jung und alt einhergeht. Tuche oder sonstige europäische Fabrikate werden hier nur bei außerordentlichen Festlichkeiten von reichen oder vornehmen Würdenträgern als Nonplusultra des Luxus zur Schau getragen. Sonst sieht man nur, sei es Sommer oder Winter, die schon genannte Aladscha, und der Unterschied zwischen der Kleidung in den verschiedenen Jahreszeiten besteht nur darin, daß man dieselbe mit wenig oder mehr Wolle, mit Leinwand oder Pelzwerk füttert. Auch der Schnitt ist, ich möchte sagen unter allen ansässigen Völkern Asiens, der primitivste. Den Wuchs des Körpers hervorzuheben, sich zweckmäßig oder geschmackvoll zu kleiden, fällt niemand ein. Man zielt nur darauf hin, sich zu bedecken oder zu verhüllen, und der Perser hat vollkommen recht, wenn er seine rauhen Nachbarn damit verspottet, daß die ganze Nation in Bettdecken gehüllt einhergeht. Das Hauptstück der Garderobe bildet der Tschapan (Ueberrock), ein unserm Schlafrock ähnliches Gewand, das in Chiwa ziemlich dem Körper anpassend geschnitten, in Bochara aber schon so weit ist, daß sich zwei Menschen darin einhüllen könnten, und in Chokand am allerweitesten. Der Anblick, einen Mann in diesem kittelartigen, faltenreichen, wulstigen Anzuge umhertrotten zu sehen, ist höchst komisch, und wenn ich schon begreifen könnte, daß man um die Brust herum so viele Falten gelegt hat, um ein ganzes Küchengeräth, Reiserequisiten und einen zweitägigen Mundvorrath darin verbergen zu können, so bliebe es mir doch immer ein Räthsel, warum die Aermel zweimal so lang als die Arme sind, und was denn eigentlich die Vortheile wären, wenn durch deren Aufschürzung ein größerer und mächtigerer Wulst auf dem Arme entstünde. Unter dem Tschapan wird im Sommer ein Jektej (dünnes Unterkleid) getragen, unter diesem das bis zu den Knöcheln reichende Hemd,

welches sich von den übrigen Hemden, die in Asien gebräuchlich sind, dadurch unterscheidet, daß es an der linken Schulter und nicht vorn offen gelassen und im ganzen einem Sacke ähnlich ist. Auffallend ist, daß die Turkestaner des Nachts die Arme aus den Hemdärmeln herausziehen und zusammengekauert wie in Leinwandsfutteralen schlafen. Im Winter pflegt man diesen Anzug noch mit einem Tschekmen, einem aus grobem Stoff gemachten, weiten Kleide zu vermehren, und hier und da, besonders in Chiwa, wo die Kälte größer ist, plumpe, dickwattirte Hosen zu tragen. Die Kopfbedeckung ist in Chiwa der Telpek, ein kegelförmiger breiter Pelzhut, welcher sehr schwer ist, in Bochara durchgängig der Turban, der durch die links herabhängende Schleife und durch die geschickte Art des Aufbindens sehr romantisch aussieht. In Chokand wurde noch bis vor 20 Jahren eine kleine dünne Kappe, ähnlich unserer Priesterscapula, getragen; doch in neuerer Zeit hat bocharitische Civilisation sie durch den Turban verdrängt. Von Fußbekleidung sind die in Bochara und in Chokand angefertigten Männerstiefeln die besten. Das Leder ist gut, die Form auch ziemlich schön, nur höchst komisch durch den dünnen, langen Absatz, dessen Ende nicht breiter als ein Nagelkopf ist. Vornehmere tragen eine Art Strümpfe aus Saffianleder (Mest), und über diesen Ueberschuhe, von welchen die besten in Samarkand verfertigt werden. Was die Tracht der Weiber betrifft, so scheint man bei derselben noch mehr jede Annäherung zu Prunk, Luxus und auffallendem Aeußern vermeiden zu wollen als bei den Männeranzügen. Im Négligé tragen die Weiber im Sommer ein langes, bis zum Knöchel reichendes Hemd, dessen Hintertheil aus grober Leinwand, der Vordertheil meistens aus hellfarbigem, starkem russischen Kattun verfertigt wird. Ebenso ist die Unterhose in dem bis zum Knie reichenden Theile aus Leinwand, während der untere Theil, welcher bei den Knöcheln eng anschließt, aus Kattun oder sonstigem gefärbten Stoff gemacht wird. Im Winter tragen die Frauen über dem Hemd

eine oder zwei stark wattirte Jacken, welche um die Lenden mit einem Tuche befestigt sind. Außer dem Hause wird über alles dieses ein dem Männerrock ähnliches langes Kleid geworfen, in welches sich die Dame ganz einmummt, indem sie es über der Brust mit beiden Händen fest zusammenhält. Die Füße sind mit plumpen Stiefeln bedeckt. Man kann sich wahrlich keinen traurigern Anblick vorstellen, als eine Stadtbewohnerin Mittelasiens in diesem düstern Anzug einherschreiten zu sehen. Ihre ganze Aufmerksamkeit muß sie darauf richten, daß der Ueberrock nicht etwa ihren Händen entschlüpfe; denn die Unterkleider zu zeigen, wird für frech gehalten, und obwol der grobe, roßhärene Schleier selbst die verwegensten Blicke nicht durchdringen läßt, ist sie doch stets besorgt, die Blicke der Vorübergehenden auf sich zu ziehen.

Auf dem Lande ist die Haltung viel freier. Die Frauen sind nur selten, die Mädchen nie verschleiert. Der Ueberrock ist kürzer und blos über die Schulter geworfen, während die Lenden, mit einem dicken Shawl umwunden, durch die leichtflatternden Endschleifen desselben einen ziemlich schönen Anstrich bekommen. Leider wird diese Toleranz auf dem Lande nur in Chiwa und Chokand geübt. In Bochara hat die islamitische Civilisation ihr tyrannisches Gesetz über die Frauen zur Geltung gebracht und nur selten wird eine Ausnahme gefunden.

Schmuckgegenstände bilden bei den Männern die vom Koschbag herabhängenden Gegenstände, als gute Messer mit silbernen oder andern verzierten Griffen, goldgestickte Säckchen für Thee, Pfeffer und Salz; ferner Fingerringe, Tesbih (Rosenkranz), Siegel hier und da, doch nur sehr selten Armbänder, Gold- und Silberetuis für Amulete und Uhren, welche letztere als besondere Luxusartikel nur bei den Großen zu finden sind. Der Schmuckgegenstände bei den Frauen ist bei den Hochzeitsgebräuchen schon Erwähnung gethan worden. Bequemlichkeit oder Luxus werden wir daher sowol in Haus und Hof als auch in Kost und Kleidung der Mittelasiaten vergebens suchen.

Alles trägt hier den Stempel uralter Sitten und Gebräuche, alles wünscht denselben treu zu bleiben. Die Regierung arbeitet im Verein mit den Mollahs darauf hin, den Statusquo der Dinge dadurch aufrecht zu erhalten, daß man die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse für widergesetzlich erklärt und sie von dem Markte zu verdrängen bestrebt ist, indem man fürchtet, den Bewohnern Turkestans die nicht so sehr von der Natur als von den socialen Verhältnissen verursachte Armuth fühlbar zu machen. Und dennoch ist dies nur ein eitles Bestreben! Eisenbahnen und Dampfschiffe lassen sogar in diesen wilden Gegenden ihr mächtiges Veto gegen jedes Zurückbleiben ertönen. Die Schiffe, welche den Indischen Meerbusen, das Schwarze und Kaspische Meer, den Aralsee, die Wolga und in neuerer Zeit auch den Jaxartes durchfurchen, haben Mittelasien der westlichen Welt bedeutend näher gebracht. Die Locomotiven, die im Süden bis Lahore, im Norden bis Nischnei-Nowogrod zum Staunen der Orientalen keuchend dahinziehen, sind wol fern von den Binnenländern des Oxus und Jaxartes, üben aber dennoch auf die Communication einen bedeutenden Einfluß aus. Der özbegische Kaufmann braucht nur Orenburg und Peschawer zu erreichen, so hat er schon Petersburg, Bombay sowie ganz Europa offen vor sich.

Ja, obwol unsern wissenschaftlichen und commerziellen Reisenden noch so unzugänglich, machte sich in Mittelasien seit den letzten 25 Jahren doch schon ein wesentlicher Unterschied bemerklich. Wir brauchen nur die Mauthlisten der englischen und russischen Grenzstädte durchzusehen, um über den enormen Zuwachs von europäischen Importen zu erstaunen; denn von 1840—50 sind über die russische Grenze Waaren im Werth von beinahe 1 Mill. Pfd. St. eingeführt worden, und im Jahre 1860 schon belief sich deren Werth auf 2 Mill. Pfd. St. Die bedeutendste Summe ist für Baumwoll- und Seidenstoffe ausgegeben worden. Die Erzeugnisse des Abendlandes werden trotz allen Abscheus und Hasses gegen deren Erzeuger immer

mehr und mehr gesucht und gut bezahlt. Die Kattune, Taschentücher und Perkails sind bekanntlich die besten Vorläufer der Civilisation, die stummen Apostel abendländischer Bildung, deren Erscheinen, wenn auch hier und da europäische Waffen und Kriegskunst ihrer Spur folgen müssen, doch nur Segen verbreitet; denn, wie sehr auch manche erhitzte Schwachköpfe den Zustand halbwilder Völker für glücklich fänden, so wird der praktische Beobachter sich doch stets überzeugen müssen, daß unsere Civilisation die beste ist, und daß ihre Verpflanzung in alle Zonen uns als heilige Pflicht obliegen muß.

IX.

Von Chiwa nach Kungrat und zurück.

Der junge Mollah aus Kungrat, der sich unserer Karavane zur Weiterreise nach Samarkand anschloß, wollte unsern Aufenthalt in Chiwa benutzen, um seiner Vaterstadt und den dortigen Verwandten Lebewohl zu sagen. Er theilte uns sein Vorhaben mit, und groß war seine Freude, als er hörte, daß ich mit dem Gedanken umgehe, ihn dahin zu begleiten, um theils auf einer Betteltour etwas zusammenzubringen, theils um dem lästigen Uebereinandersitzen in dem schwülheißen Chiwa zu entgehen. Er versprach mir goldene Berge, er malte mir alles mit den glänzendsten Farben aus, um mich in meinem Entschluß zu befestigen. Sein Aneifern war übrigens ganz überflüssig, denn die Gelegenheit kam mir erwünscht, und zwei Tage darauf fand ich mich schon auf dem Wege nach Jengi-Uergendsch, um von hier den Oxus zu erreichen, wo ein halbbeladenes Fahrzeug bereit stand, um uns für ein bescheidenes Fahrgeld mitzunehmen.

Man reist von Chiwa nach Kungrat im Sommer großentheils zu Wasser, und die Reise dauert beim schnellen Laufe des Oxus stromabwärts nie länger als fünf Tage. Dies ist für die heißen Sommermonate anzunehmen, wenn das Wasser durch das Schmelzen des Schnees auf dem Hindukusch und auf

den Gipfeln der bedachschanischen Gebirge seine größte Höhe erreicht. Im Herbst und im Frühling bei niederm Wasserstande dauert die Fahrt länger, und im Winter ist sie ganz unterbrochen, da der Oxus wol nicht durchgängig, aber an vielen Orten mit Eis bedeckt ist.

Man könnte sich schon vor den Mauern Chiwas zu Schiffe begeben, nämlich auf dem Kanal Hazreti-Pehliwan, doch würde man einen großen Umweg machen, da dieser, statt nördlich, südlich bei Hezaresp mündet; dasselbe gilt vom zweiten Kanal, Gazavat, der aber von der Stadt ziemlich entfernt ist und auch eher ostwärts als nach Nord fließt. Man geht daher lieber nach Jengi-Uergendsch, einer sehr industriellen und commerziellen Stadt des Chanats, und von da nach dem am Ufer gelegenen Achun-Baba, das Grab eines Heiligen, mit einigen zerstreut umherliegenden Havlis (Gehöfte), welches als Stapelplatz für beide genannte Städte dient. Die ganze Strecke, ungefähr vier deutsche Meilen, ist ziemlich bevölkert und gut bebaut. Der Weg führt über Aecker, Gärten und Wiesen; hier gibt es die besten und zahlreichsten Maulbeerbäume, daher auch eine blühende Seidencultur, ja die Gegend verdient mit Recht eine der schönsten im ganzen Chanat genannt zu werden.

Am Ufer war eine glühende, fast unerträgliche Hitze, und als ich meine Besorgniß hierüber ausdrückte, beruhigten mich die Schiffer damit, daß diesem Uebel stromabwärts sehr leicht durch eine Peschegchane (Gelsenhaus) abgeholfen werden könne, welche, da das Schiff nur von beiden Enden geleitet wird, niemand im Wege steht. Es wurde diese in der Form eines Baldachins sogleich aufgerichtet, bei Tage sollte sie gegen die Sonne, bei Nacht gegen gefährliche Gelsen schützen, und als die zum Aufbruch nöthigen Fatihas (Segenssprüche) verrichtet wurden, stießen wir in Begleitung von vier Schiffern und zwei andern Reisenden vom Ufer ab.

Zum Anfang war die Fahrt höchst monoton. Die beiden Schiffsleute am obern und am untern Theile des Fahrzeugs

lenkten immer jenen Stellen des Flusses zu, wo das Wasser am trübsten und gelblichsten war, da, wie man mir erklärte, die Strömung dort am stärksten sei. Die Steuerruder bestehen aus langen Stangen, deren Enden flach geschnitzt sind; und die Steuerer, denn beide leiten das Schiff zusammen, pflegen dort, wo nicht besondere Aufmerksamkeit erforderlich ist, sitzend ihrem Amte obzuliegen. Ungefähr aller zwei Stunden wechselten sie einander ab. Die Ermüdeten, oder besser gesagt, die von der Sonne Ausgedörrten, begaben sich dann in unsere Gesellschaft unter das Obdach, streckten sich zu unserer großen Unannehmlichkeit der Länge nach aus, schnarchten bald ihr Duett, bis sie wieder abgelöst wurden. Was unsere zwei Reisegefährten betrifft, war glücklicherweise nur der eine sehr gesprächig, und wie freute es mich, als ich sah, daß er meinem Tataren öfters einen oder den andern Punkt erklärte, ihm immer verbessernd in die Rede fiel, und meine Neugierde mit weitläufigen Commentationen befriedigte.

Besonders interessant sind die Ufer des Oxus nicht, obwol sie weit mehr bieten, als wir in dem Reisebericht Buteniew's lesen, der bei seiner Mission 1858 denselben Weg von Kungrat nach Jengi-Uergendsch stromaufwärts zurücklegte. Am rechten Ufer, gegenüber dem Orte, wo wir uns einschifften, befindet sich die große Ruine Sahbaz-Veli (der heilige Held), welches in der Vorzeit eine starke Festung gewesen sein soll und von den Kalmücken zerstört wurde. Die Kalmücken scheinen übrigens die historischen Zerstörer im Chanat von Chiwa zu sein. Zur Zeit ihres Einfalls unter Dschingis-Chan haben sie das damals blühende Charezm wahrlich arg zugerichtet, doch ist es übertrieben, daß alle Ruinen das Werk ihrer Verwüstung seien, wie traditionell behauptet wird. Weiter hinein befindet sich eine andere, weitausgedehnte Ruine mit Ueberresten von Steingebäuden, Gaur Kalissi (die Festung der Gaurs) genannt. Unter Gaur glaubte ich anfangs die Gebrs oder Feueranbeter der Vorzeit zu verstehen, doch hörte ich zu meinem größten Staunen, daß man

unter diesem Namen in ganz Mittelasien Armenier oder, besser gesagt, Nestorianer verstehe, die in den vorislamitischen Zeiten bis zum Verfall der Mongolenherrschaft dort bedeutende Colonien hatten, die vom Aralsee bis weit nach China sich erstreckten. Von erstgenannter Ruine abwärts erstreckt sich am rechten Ufer, drei Stunden weit, ein ziemlich dichter Wald (Togaj) Namens Chitaibegi. Die Bäume sind nicht besonders hoch, doch vermag die Sonne nicht die vom Oxus genährten Sümpfe auszutrocknen, und der Wald ist nur an wenigen Stellen von den Rindviehzucht treibenden Karakalpaks bewohnt. Am linken Ufer, welches als der eigentliche Wald anzusehen ist, ist die Kette von Havlis nur wenig unterbrochen, hier und da zeigen sich größere Dörfer ganz nahe am Ufer, so das özbegische Dorf Taschkale, welches auf einem hohen Uferlande gelegen ist, und das kleine Dorf Vezir, in dessen Nähe der Kanal Kilidschbaj mündet oder, besser gesagt, einbricht, um sich dann hinter Jilali im Sande zu verlieren.

Thee kochen, Pilaw bereiten und heilige Märchen zu erzählen oder zuzuhören, war die sich stets abwechselnde Beschäftigung des Tages. Mitunter verfielen sämmtliche Gefährten, die Steuerer ausgenommen, dem Schlafe, welche Pause mir eine süße Abwechselung gewährte, und auf die gelben Fluten des alten Oxus hinblickend, schweifte die Phantasie so gern im klaren Spiegel mancher europäischen Flüsse, deren Gewässer Hunderte von Schiffen keuchend durchfurchen, deren blühende Gestade voll strotzenden Lebens sind — welch riesenhafter Unterschied! Der Oxus ist der leibhaftige Repräsentant der Gegend, die er durchzieht. In seinem Laufe ist er wild und unbändig, wie das Naturell der Mittelasiaten, seine Untiefen und seichten Stellen sind ebenso schwer zu bezeichnen wie die guten und schlechten Eigenschaften des Turkestaners; er bricht sich täglich neue Kanäle, denn wie der Nomade nicht lange in einer Gegend weilen kann, so scheint ihm auch sein altes Bett verpönt zu sein.

Am zweiten Tage in der Frühe passirten wir vor der Stadt Görlen, die vom Ufer etwas entfernt und der eigentliche Landungsplatz ist, ein Dorf Namens Ischimdschiran. Diesem gegenüber, am rechten Ufer, ist das Fort Rehmiberdi-Beg, dessen wir nur deswegen erwähnen, weil von hier das von Südost gegen Nord sich ziehende Gebirge Oveiß Karajne*) beginnt. Dem ersten Anschein nach hat es sowol in Höhe als auch in Formation viel Aehnlichkeit mit dem großen Balkan in der Wüste zwischen Chiwa und Astrabad; doch in der Nähe wird man bald gewahr, daß sein Umfang größer ist, besonders sind es die üppige Vegetation und die Waldungen, mit denen mehrere Gipfel bedeckt sind, welche angenehm überraschen. Auf einem Gipfel genannten Berges ist das angebliche Grab Oveiß Karajne's, ein berühmter Wallfahrtsort in Chiwa, und man entdeckt auch in der Ferne mehrere Gebäude, die Rehmiberdi-Beg zur Bequemlichkeit der Andächtigen errichten ließ. Seitwärts von diesem liegt der Munadschat daghi (Andachtsberg), der als Ruheort einer heiligen Dame Namens Amberene (Mutter Ambra) bezeichnet ist. Heilige Frauen sind im sunnitischen Islam nicht sehr häufig; doch gibt es deren einige in Mittelasien, was ein neuer Beweis ist, daß das schöne Geschlecht doch nicht so stiefmütterlich von dem Islam behandelt wird, wie man bei uns in Europa glaubt. Was Madame Amberene betrifft, so erzählt die Sage, daß sie, eine Zuleicha an Schönheit, eine Fatime an Tugend, von ihrem Gemahl deswegen gehaßt und später vertrieben wurde, weil sie sich zum Islam bekannte, dem er ein Erzfeind war. Von ihrem fürstlichen Sitze in Jengi-

*) Oveiß Karajne ist der Name eines treuen Anhängers Mohammed's, der aus Liebe zum Propheten sich alle Zähne herausschlagen ließ, weil letzterer in der Schlacht bei Ohud durch eine feindliche Waffe zwei seiner Vorderzähne einbüßte; und als Mohammed starb, wollte er sogar einen Orden gründen, wo diese Selbstverstümmelung als Hauptregel gelten sollte, was ihm aber natürlich nicht gelang. Die Behauptung, daß er nach Chiwa kam und dort starb, scheint aber ins Reich der Fabel zu gehören.

Uergendsch mußte sie sich in diese wilde Gegend flüchten, und sie wäre gewiß verhungert, wenn nicht täglich eine Hirschkuh am Eingang ihrer Höhle erschienen wäre, die sich geduldig melken ließ und dann wieder verschwand. Wem würde hier nicht die Geschichte von Genoveva einfallen? Die damaligen Pariser waren nicht besser als die heutigen Oezbegen, und wie oft finden wir nicht Identität in religiösen und weltlichen Fabeln, in den Producten des Geistes weit voneinander entfernt lebender Völker!

Wenn man von Görlen aus vier Stunden lang abwärts gefahren ist, gelangt man zu dem vom Ufer anderthalb Stunden entfernten Jengi jap, welches ein mit Erdmauern umringter unbedeutender Flecken ist, und ungefähr zwei Stunden weiter erreicht man den District von Chitaji, der dort beginnt, wo der Jumalak, ein kegelförmiger Hügel, nahe am linken Ufer sich erhebt. Auf der rechten Seite nähert sich indeß das Oveißgebirge immer mehr dem Oxus, man passirt den hervorragenden Gipfel Jampuk, der mit den Ruinen eines alten Castells gekrönt ist, und Jumalak gegenüber bildet die von Ost gegen West sich erstreckende Gebirgskette Scheich-Dscheli schon einen Engpaß (hier Kisnak genannt), der viel schmäler ist als das Eiserne Thor auf der Donau, und bei der Gewalt des zwischen zwei Felsen eingeklemmten Stromes den Schiffern oft gefährlich wird. Das Wasser verursacht hier ein dumpfes Getöse, es scheint, als murre der Oxus über die harten Steine, daß sie ihn, den unbändigen Vagabunden, so eingekerkert haben. Die engste Strecke ist übrigens sehr kurz, am linken Ufer endet der Berg plötzlich, am rechten hingegen nimmt die Erhöhung stufenweise ab, und nachdem man das links gelegene Tama passirt hat, ist die Gegend überall flach.

Mit der gebirgigen Gegend verschwindet auch jede romantische Seite der Oxusufer. Nach zweitägiger Fahrt hatten Phantasie und Auge sich gesättigt, und wenn die Morgen- und Abendstunden noch etwas Liebliches darboten, so wurden bei

Tage die Hitze, bei Nacht die Gelsen und Fliegen, neben welchen die Golumbacz an der untern Donau als zarte Schmetterlinge gelten mögen, beinahe unerträglich. Sobald die Sonne unterging, verkroch sich alles sorgfältig unter das aus grober Leinwand verfertigte Gelsenhaus, und bitter war die Qual, daß ich die von meinen Reisegefährten verpestete Luft mit der frischen nicht vertauschen konnte. Gegen Abend erreichten wir endlich den District Mangit, dessen gleichnamige Stadt vom Ufer zwei Stunden weit entfernt und vom Wasser aus, eines kleinen Waldes halber, unsichtbar ist. Wir blieben hier eine längere Zeit am Ufer liegen, und nachdem wir, statt auf dem schmalen Herd des Schiffs, im Freien gemächlich abgekocht hatten, wurde die Reise fortgesetzt. Zum großen Bedauern meines Freundes erreichten wir das eine Stunde entfernte Basujap erst in der Nacht. Er wollte mit mir dem hier wohnenden sehr berühmten nogajischen Ischan eine Visite abstatten, um dessen Rath und Segen für seine Reiseplane zu erlangen. Diese Nogajs in Mittelasien, die sich sämmtlich vor der russischen Behörde oder dem Militärstande hierher flüchteten, sind hier als Märtyrer der Freiheit und des Islams verehrt, doch habe ich unter ihnen häufig die größten Schurken gefunden, die wahrscheinlich irgendeiner wohlverdienten Strafe entronnen waren.

Früh morgens hatten wir schon Kiptschak passirt, welches als die zweite Station bezeichnet wird. Es erhebt sich im Oxus an jedem Theile, dem gegenüber sich die Stadt befindet, ein der Breite nach hinlaufender Felsen, der beinahe durch die Hälfte des Bettes sich erstreckt und den Schiffen nur auf der andern, d. h. freien Hälfte den Vorübergang gestattet. Bei niederm Wasserstande sind einige Spitzen sichtbar, und Kinder pflegen, einen Fuß tief im Wasser watend, im Spiele auf dieser Klippe herumzuspazieren. Den Schiffern aber flößt diese Stelle große Furcht ein, und sie wagen nur bei Tage selbige zu passiren. Kiptschak selbst ist ein bedeutender Ort, von dem

gleichnamigen Stamme der Oezbegen bewohnt, mit mehrern Moscheen und Collegien, unter welch letztern das am rechten Ufer gelegene von Chodscha Niaz gegründete durch dessen reiche Dotationen am meisten berühmt ist. Nicht weit von diesem vereinzelt dastehenden Gebäude sieht man auf einem dicht am Ufer sich erhebenden Berge die Ruine Tschilpik, von welcher die Sage erzählt, sie wäre vor alten Zeiten eine starke Burg gewesen und hätte einer Prinzessin zum Aufenthalt gedient, die sich in den Sklaven ihres Vaters verliebte, jedoch, die Rache des wildgereizten Papas fürchtend, mit dem Theuern hierher flüchtete. Um Wasser zu bekommen, mußten sie den Berg bis zum Flusse durchbohren; der unterirdische Weg besteht noch heute.

Von Kiptschak aufwärts beginnt am rechten Ufer jener Wald, der sich mit wenigen Unterbrechungen den Fluß entlang noch weit über Kungrat ausdehnt. Wie tief sich seine Breite gegen Osten erstreckt, konnte ich vom Wasser aus nicht sehen, doch wie man mir versicherte, ist das Maximum 8 — 10 Stunden weit. Der ans Ufer grenzende Theil ist durchgängig mit Sümpfen und Morästen bedeckt und auch nur an einigen Punkten zugänglich. In den weniger dichten Theilen desselben weiden Hunderte von Rinderheerden der Karakalpaks, auch mangelt es nicht an Wild, doch unter den zahlreichen wilden Thieren hat man namentlich von den Panthern, Tigern und Löwen viel zu leiden. Das linke Ufer des Stroms, der von hier bis Görlen die meisten seichten Stellen hat, sodaß wir ununterbrochen auffuhren, bildet von genanntem Punkt ein weit gegen Nordwest sich erstreckendes Plateau, welches die Eingeborenen Jilankir (Schlangenfeld) heißen, und auf einer westlichen Grenze der Wüste einen ebenso steilen Abhang wie der Kaflankir oder das ganze Plateau von Uest-Jurt. Die Bevölkerung dieses Theiles des Oxusufers besteht aus Jomutturkomanen und aus Tschaudors; erstere nomadisiren in der Nähe des Flusses, in der Umgebung von Porsu und Jilali; letztere am Saum der Wüste und an den Oasen des Uest-Jurts,

und leben, wie sich leicht denken läßt, in ewiger Fehde miteinander, was ebenso sehr zu ihrem Nachtheil als zum Vortheil der Oezbegen dient, da die unmittelbare Nähe eines vereinten starken Nomadenvolks den Ansässigen stets gefährlich ist.

Am Abend des dritten Tages hielten wir vor Chodscha-ili *), welche Stadt vom Ufer zwei Stunden weit entfernt ist. Die Mehrzahl der Bewohner behauptet, Abkömmlinge von Chodscha zu sein, und sie sind nicht wenig stolz darauf gegenüber den übrigen Oezbegen. Der ganze District ist dicht bevölkert, und das linke Ufer bildet bis weit gegen Nöks **) eine ununterbrochene Kette von Waldungen und bebautem Lande. Der Oxus hat hier eine seiner allergefährlichsten Stellen, nämlich einen Wasserfall, der zur Zeit unserer Reise beinahe 3 Fuß hoch mit einem schrecklichen Gebrause, das eine Stunde weit schon hörbar wird, und mit Pfeilesschnelle sich herabstürzte. Die Eingeborenen nennen ihn Kazankitken, d. h. dort, wo die Kessel zu Grunde gegangen sind, indem hier ein Fahrzeug mit genanntem Kochgeschirr verunglückt sein soll; und die Schiffe werden schon eine Viertelstunde vor dem Wasserfall nahe ans Ufer gebracht und mit Schlepptauen sorgfältig hinabgeleitet. Von hier abwärts hat der Strom durch Ueberschwemmungen beträchtliche Seen gebildet, die miteinander durch kleine Naturkanäle in Verbindung stehen, im Frühling wol klein sind, aber nur selten gänzlich austrocknen. Die bedeutendsten sind Kujruklu Köl und Sari-Tschöngül. Ersterer soll sich einige Tagereisen weit gegen Nordost erstrecken, letzterer ist kleiner im Umfang, aber desto tiefer.

---

*) Chodscha-ili (Volk des Chodscha oder Abkömmlinge vom Propheten), von denen eine beträchtliche Zahl diese Gegend bewohnt. Sie haben eine ebensolche rein özbegische Physiognomie, wie die vielen Seids in Persien von iranischem Typus sind, erfreuen sich aber mehrerer Vorrechte als letztere.

**) In der Karte zu meinen „Reisen in Mittelasien“ ist aus Versehen Nöks mit Chodscha-ili verwechselt worden, auch ist ersteres eine Stunde weiter entfernt von Kungrat, als dort angegeben ist.

Nöks wurde am vierten Tage passirt. Selbst am linken Ufer nimmt die Cultur immer mehr ab. Der Fluß ist von beiden Seiten mit Wäldern bekränzt und bildet auf dem halben Wege nach Kungrat einen ziemlich breiten und tiefen Kanal Namens Degüzkitken, der eine südwestliche Richtung nimmt und sich in den See Schorkatschi stürzt, welch letztern durch Errichtung von Dämmen vom großen Strom abzuschneiden man sich vergebens bemühte; denn durch allzu große Ausbreitung der Wassermassen ist die Schiffahrt eben hier die beschwerlichste. Beim Grabmal eines Heiligen, genannt Afakschodscha, endet der Wald, es beginnt der District von Kungrat, welcher, soweit das Auge reicht, von Gärten, Aeckern und Haolis bedeckt ist. Die Stadt selbst wurde erst gegen Abend des fünften Tages sichtbar, nachdem wir an der Ruine einer Festung, die der Rebell Törebeg zur Zeit Mehemmed-Emin's erbaute, und an einem nahe befindlichen Wirbel vorüber waren.

Unser Aufenthalt in dieser nördlichsten Stadt des Chanats von Chiwa war von sehr kurzer Dauer, da mein junger Gefährte, der seine Aeltern schon ein Jahr vorher verloren hatte, von einem hier wohnenden Verwandten sich bald verabschiedete und selbst auf schleunige Rückreise drang. Die Stadt hat ein weit armseligeres Aussehen als die südlich gelegenen Orte, und ist meistens wegen ihrer großen Märkte berühmt, auf denen eine große Anzahl von Rindern, Butter, Filzteppichen, Kamelhaaren und Wolle durch die in der Nachbarschaft hausenden Nomaden feilgeboten wird. Auch mit Fischen, namentlich mit gedörrten, welche vom Ufer des Aralsees hierher gebracht werden, wird ein beträchtlicher Handel nach den übrigen Theilen des Chanats betrieben. Als Merkwürdigkeit muß ich anführen, daß ich hier auch zwei zum Islam übergetretene Russen fand, die sich eines gutbestellten Hauses und Hofs und einer zahlreichen Familie erfreuten. Sie waren Gefangene aus der Perowsky'schen Armee und erhielten von Mehemmed-Emin-Chan ihre Freiheit unter der Bedingung, daß sie den Islam

annahmen. Der eine ist mit einer persischen Sklavin beschenkt worden; die braune Iranierin und der blonde Sohn des Nordens leben in gutem Einvernehmen, und obwol letzterm die Rückkehr in die Heimat schon mehreremal ermöglicht wurde, hat er sich dennoch nicht entschließen können, das adoptirte Vaterland am Ufer des Oxus zu verlassen.

Schließlich will ich noch der kargen Notizen erwähnen, die ich hier über den fernern Lauf des Oxus von Kungrat bis zur Mündung am Aralsee hörte. Von letztgenannter Stadt zwei Stunden abwärts theilt sich der Fluß in zwei mächtige Arme, die sich voneinander nur wenig unterscheiden. Der rechte, welcher den Namen Amu-Derja beibehält, erreicht früher den See, ist aber infolge seiner häufigen Verzweigung zu seicht und bei niedrigem Wasserstande höchst beschwerlich für die Schiffahrt. Der linke Arm, welcher den Namen Tarlik (Enge) *) führt, ist schmal, aber durchgängig tief, und wird nur deswegen seltener befahren, weil er auf seinem Wege zur See einen bedeutenden Umweg macht. Was den Verkehr auf dem untersten Laufe des Oxus betrifft, so ist dieser nicht zu vergleichen mit jenem, der auf der Strecke zwischen Tschardschuj und Kungrat, welche die commerzielle Hauptstraße zwischen Bochara und Chiwa bildet, stattfindet. Im Herbst ist es vorzüglich die Fischerei, welche die Oezbegen zur See treibt, und der Handel mit gedörrten

*) Nicht Taldyk, wie Admiral Butakow in seiner vor der londoner Geographischen Gesellschaft am 11. März 1867 verlesenen Abhandlung sagt. So kann ich auch mit seiner Anführung der beiden äußersten Arme des Deltas, von denen er den östlichen Janghi, den westlichen Lauban nennt, nicht übereinstimmen. Möglich, daß infolge der häufigen Schwankung der Rinnsale dies früher bestanden hat; doch heute ist dies nicht mehr der Fall, denn unter dem Namen Lauban hörte ich von bester authentischer Quelle immer nur jenes leere Bett des Oxus bezeichnen, welches von Kiptschak angefangen in westlicher Richtung über Köhne-Uergendsch hinläuft. Was Butakow's Ulkun betrifft, womit er den mittlern Zweig bezeichnet, so muß bemerkt werden, daß dieses Wort in der Oezbegensprache „groß" heißt und immer dem Namen des Hauptstroms beigegeben wird. Ulkun, besser Uelken, ist daher mit meinem Amu-Derja identisch.

Seefischen ist in den drei Chanaten ein bedeutender. Es ist ein Artikel, den die Steppenbewohner beinahe nicht entbehren könnten, da sie zu karg sind, troß dem Reichthum ihrer Heerden, sich mit Fleisch zu sättigen und lieber gedörrte Fische als Surrogat gebrauchen. Im Frühling sind es wieder die wilden Gänse, von denen es an den Mündungen herum eine große Menge gibt, welche die Jagdliebhaber an die Ufer des Aralsees locken, in welcher Jahreszeit auch die meisten Wallfahrten dahin stattfinden, welche die frommen Oezbegen zum Grabe des Tokmak-Baba auf einer gleichnamigen Insel, nahe an den Mündungen, unternehmen. Dieser Heilige, zugleich auch Patron der Fischer, ruht unter einem kleinen Mausoleum, dessen innere Zelle noch seine aus hohem Alterthum herrührenden Kleider und Küchengeschirre aufbewahrt, unter welchen der Kessel ein Gegenstand großer Verehrung ist, und man erzählt, daß selbst die Russen, denen doch der Zugang durch Dampfschiffe erleichtert ist, diese Insel nur sehr selten betreten, und wenn auch, von unwillkürlicher Achtung getrieben, diese Reliquien doch nie berühren.

Wenn wir nun daher einen Gesammtüberblick auf den ganzen Lauf dieses merkwürdigen Flusses von seiner Quelle am Ser-i-kul (Anfang der See) bis zum Aralsee werfen, so werden wir wahrnehmen: 1) daß seine Schiffbarkeit nicht, wie Burnes behauptet, auf die ganze Länge sich erstreckt, sondern daß er mit kleinern oder größern Fahrzeugen nur von Kerki oder, besser gesagt, von Tschihardschuj abwärts befahren wird. Von seinem obern Laufe bis zu genannten Orten wird man nur Flößen begegnen, die Brenn- und Bauholz, an denen die Abhänge der bedachschaner Gebirge ziemlich reich sind, den Ufern der holzlosen Ebenen zuführen, und nur sehr selten sieht man auf derartigen Flößen einzelne Familien nach der untern Oxusgegend übersiedeln. Auf der Strecke zwischen Hezaresp und Eltschig, welches letztere der Stapelplatz Bocharas ist, fahren schon größere Fahrzeuge von oder nach Chiwa mit Waaren

und Victualien; der lebhafteste Verkehr aber ist unstreitig auf jener Strecke anzutreffen, die im Chanat von Chiwa fließt, wo der Fluß, da viele Städte dicht an seinem Ufer liegen, sowol aufwärts als auch abwärts ein beliebtes und billiges Mittel für den Transport von größern Frachten ist, ja von der ärmern Klasse wird er sogar zur Personalcommunication benutzt. 2) Scheint es mir (denn wegen ungenügender Fachkenntniß will ich mich einer Behauptung enthalten), daß der Oxus nur sehr schwer die mächtige Lebensarterie für den Verkehr in Mittelasien bilden wird, die Politiker, über die Zukunft Turkestans sprechend, ihm zumuthen. Daß er nie eine solche wichtige Rolle spielen kann wie der Jaxartes, dessen Wellen schon heute von den russischen Dampfern durchfurcht werden, ist aus jenem Umstande schon genügend erwiesen, sowie auch, daß die Russen mit ihrer Flotille im Aralsee nicht durch ihn, sondern durch den für ihre Occupationspläne minder ersprießlichen Jaxartes in Turkestan eindringen mußten. Daß die unbewohnten Gestade des letztgenannten Flusses für den Hof von Petersburg von größerer Wichtigkeit wären, ist ein faules Argument, und beruht einzig und allein auf dem Mangel unserer geographischen Kenntnisse Mittelasiens. Mit drei Dampfern hätte man nicht nur das Chanat von Chiwa im Schach halten, die Festungen Kungrat, Kiptschak und Hezaresp besetzen können, sondern über Karakul sehr leicht nach Bochara, also in das Herz Centralasiens, eine starke Truppenabtheilung werfen können, wenn die allzu großen physischen Schwierigkeiten dieser Wasserstraße ein solches Vorhaben nicht unmöglich gemacht hätten; wovon übrigens die Russen schon bei ihrem allerersten Auftreten in Mittelasien sich genügend überzeugt haben. Der Oxus hat, abgesehen von dem Wasserfall bei Chodscha-ili, den gefährlichen Klippen bei Kiptschak, den Kisnak bei Jampuk, die größte Schwierigkeit durch seine zahlreichen, oft stundenlang sich hinziehenden Sandbänke, die infolge der großen Menge Sandes, welche der Strom mit sich führt, dabei noch so schnell wechseln, daß die Notirung

ganz unmöglich ist, und selbst der erfahrenste Schiffer das gute Fahrwasser nur an der Farbe errathen, nie aber mit Zuversicht angeben kann. 3) Es wäre die Regulirung dieses Stromes, der im Anfang des Frühlings und im Spätherbst fast um zwei Drittel kleiner ist als im Sommer, abgesehen davon, daß der reißende Strom ein solches Unternehmen sehr erschweren würde, schon deshalb von großem Nachtheil, weil die vielen Arme und Kanäle nicht nur für die Cultur der Felder unentbehrlich sind, sondern auch, da sie selbst die entferntesten Gegenden mit Trinkwasser versehen. Wenn der Chan von Chiwa irgendeinem revolutionären Theile seines Landes den Krieg erklären will, so wird er demselben zu allererst die Kanäle und Wasserleitungen abschneiden, was am empfindlichsten gefühlt wird; und die Regierung, die, um das Wasser im Rinnsal des Oxus zu vermehren, seine Schleusen verstopfen würde, thäte so viel, als wenn sie dem ganzen Lande auf einmal den Krieg erklärte.

Daß der Oxus neben den erwähnten Eigenschaften noch eine außerordentlich schnelle Strömung hat, ist außer den vielen Abweichungen, die er von seinem alten Bett macht, genügend ersichtlich. Diese beginnen in seinem untern Laufe nach der Biegung bei Hezaresp und sind viel zahlreicher als wie uns heute bekannt ist. Wenn man die Einwohner hierüber befragt, so pflegen sie am rechten sowol als am linken Ufer mehr als acht herzurechnen, und wenn sich dies auch auf frühere Kanäle beziehen mag, so ist seine enorme Unregelmäßigkeit durch nichts zu bestreiten, und von diesem Standpunkt aus mag es auch keinem Zweifel unterliegen, daß der Aralsee, wie Sir Henry Rawlinson nach einem höchst werthvollen persischen Manuscript behauptet, in den frühern Zeiten gar nicht bestanden habe.

Die Reise von Kungrat nach Chiwa wird großentheils zu Lande gemacht, da sie stromaufwärts 18 — 20 Tage erfordert, und wird daher nur zur Beförderung von Frachten gebraucht. Landwege gibt es drei, und zwar: a) über Köhne-Uergendsch, welcher der Sommerweg heißt, und allen in genannter Jahres-

zeit angeschwollenen Seen, Ausgüssen und Armen des Oxus ausweicht; er zählt 56 Farsach, und ist daher auch der längste; b) der über Chodscha-ili, pflegt im Winter gemacht zu werden, wenn vorerwähnte Seen u. s. w. gefroren sind, und ist nur 40 Farsach lang; c) der am rechten Ufer des Oxus über Surachan hat große Umwege und dabei noch viele Sandsteppen.

Unsere Rückreise sollte soviel wie nur möglich beschleunigt werden, dessenungeachtet mußten wir es uns gefallen lassen, den langen Weg über Köhne-Uergendsch zu nehmen. Wir hatten das Glück, einer kleinen Reisegesellschaft uns anschließen zu können, von welcher einige bis nach Köhne-Uergendsch, andere bis nach Chiwa sich begaben. Alles war gut beritten, selbst die Pferde, die man uns „lillah" (aus frommer Wohlthätigkeit) zur Verfügung stellte, waren junge kräftige Thiere, und da wir außer einigem Backwerk und schwachem Reiseproviant gar nichts mit uns führten, so wurde trotz der Hitze, die selbst in den frühen Morgenstunden sich schon fühlbar machte, ganz munter zugeritten. Vom Stadtthor aus ging es über den gutbebauten District Kungrats immer nordwestlich und von da noch über eine wüste Gegend, bis wir zu einem großen stehenden Wasser gelangten, Atjolu genannt, das als erste Station bezeichnet wird und 7 Farsach lang ist. Ueber eine schmale Stelle desselben führt eine Brücke, der Weg theilt sich hier in zwei, der eine geht ein wildes Gebirge entlang, Namens Kazak-Derge, über das große Plateau Uestjurt nach Orenburg, der andere nach Köhne-Uergendsch. Wir schlugen den letztern ein. Wir zogen durch Waldungen und Sandgegenden, links und rechts waren einzelne Ruinen sichtbar, von denen man eine hervorhob, Karagömbez (Schwarze Kuppel), in deren Nähe ein krystallweißes Salz, das beste im Chanat, zu finden ist, und Barsakilmez (der geht, kommt nicht wieder), ein noch in der Gegenwart von bösen Geistern bewohntes, gefährliches Nest, wo viele Neugierige schon ihr Leben einbüßten. Nach einem fünf Stunden langen Ritt wurde die zweite Station, welche den Namen

Kabilbeg=Havli führt, erreicht. Es ist ein vereinzelt dastehendes Gehöfte; doch wurden wir nach einer von den Besitzern seit langer Zeit angenommenen Sitte recht gut bewirthet, und da wir zur nächsten Station Kiziltschagala einen acht Stunden langen Ritt vor uns hatten, so hatte der gastfreundliche Wirth es nicht vergessen, uns mit Fleisch und Brot zum Frühstück zu versehen. Es war noch dunkel als wir aufbrachen. Unsere waffenfähigen Gefährten prüften ihre Waffen mit außergewöhnlicher Sorgfalt, ich dachte, daß wir vielleicht einen feindlichen turkomanischen Stamm zu passiren hätten; doch beruhigte man mich über diesen Punkt, indem man mir erzählte, daß wir den ganzen Tag immer durch einen dichten Wald gehen würden, in welchem es viele Löwen, Panther und wilde Schweine gebe, die auch manchmal den Reisenden angriffen. Obwol die gefährliche Stelle nur erst bei hellem Tage erreicht wurde, so schritten wir doch immer mit der größten Behutsamkeit vorwärts; sehr viel Vertrauen wurde in die Pferde gesetzt, und sobald diese die Ohren spitzten oder zu schnauben anfingen, griff alles zu den Waffen. Daß Löwen und Panther bei den klimatischen Verhältnissen Mittelasiens nicht so gefährlich wie ihre Brüder in Indien und Afrika seien, ist leicht zu begreifen. Ich theilte daher die Furcht meines jungen tatarischen Gefährten nicht und war eher begierig, irgendeinem interessanten Jagdabenteuer beiwohnen zu können. Doch, wie jeder Asiat, ist auch der Oezbege von überspannter Phantasie; keine Spur, kein Laut zeigte uns, daß wir uns in der Nähe der Residenz des Königs der Thiere befänden, wir sahen nur einige Rudel von Wildschweinen, die mit einem lauten Gekrach durch das Dickicht hinzogen. Desto größer, ja fabelhaft könnte ich sagen, war die Anzahl der Perlhühner und Fasanen, denen wir begegneten, und es wurde auch eine reiche Jagdbeute für die Abendstation mitgenommen. Genannte Vögel dieser Gegend sind weit schmackhafter als jene in Mazendran, auch verstehen die Oezbegen sie viel besser zuzubereiten als die Perser. Dort, wo der Wald

endet, wird der befestigte Ort Kiziltschagala, welcher von Oezbegen bewohnt ist, bald sichtbar; wir langten dort zeitig genug an und setzten am nächsten Morgen durch den von Jomuten bewohnten District unsern Weg fort.

Köhne-Uergendsch wird als vierte Station betrachtet, obwol der Weg dahin nur drei Stunden dauert. Diese alte Metropolis des in Mittelasien hochberühmten Charezms ist die ärmste unter allen ihren Schicksalsgenossen in Asien, und wie sehr Wort und Schrift ihren vergangenen Glanz auch rühmen mögen, so finden wir beim Anblick der vorhandenen Ruinen, daß es der Mittelpunkt nur tatarischer Civilisation war. Die heutige Stadt ist klein, schmuzig und unbedeutend, doch muß sie früher weit größer gewesen sein, denn die außer der Mauer zerstreut umherliegenden Ruinen lassen den ehemaligen Umfang ahnen. Diese datiren sich nur vom islamitischen Zeitalter aus der Culturepoche der Schahi Charezmian's her. Das Merkwürdigste ist hier die in meiner Reisebeschreibung schon erwähnte Moschee von Törebeg-chanim (nicht Chan), größer und prachtvoller als Hazreti-Pehlivan, welches sonst für das schönste Monument der Stadt Chiwa gehalten wird und mit seinen Kaschiarbeiten, in welchen die gelbe Farbe vorherrschend ist, den gleichartigen Baudenkmalen Turkestans nicht nachsteht. Das Mausoleum von Scheich-Scheref mit einer hohen azurblauen Kuppel, wie auch das Grabmal Pirijar's, des Vaters des weitberühmten Pehlivan, und von Scheich-Nedschm ed din Kübera. Letzteres, dem Verfall nahe, wurde in neuerer Zeit durch Freigebigkeit Mehemmed Emin-Chan's wiederhergestellt. In der Umgebung soll es mehrere aus Stein gebaute einzelne Thürme und Mauern geben, wie Puldschajdu (Geld vernichtet), das drei Stunden weit entfernt ist. Wenn ein Sturm die Sandlinien dort aufwühlt, so pflegen Münzen und Geräthe aus Silber und Gold zum Vorschein zu kommen, und Leute, die den Sand dort sieben, finden häufig ihre Arbeit reichlich belohnt. Assanem oder der Doppelkiosk von Assanem und Schahsanem, dem berühmten Liebespaar,

deren Schicksale, in einem Roman gesammelt, von den Troubadours häufig besungen werden. Es scheint dies ein Stereotypname für alle vereinzelt dastehenden Ruinenpaare zu sein, denn es gibt Schahsanems sowol in andern Theilen Chiwas und Bocharas als auch in der Nähe Herats, und überall werden von denselben mit wenigen Variationen dieselben Sagen erzählt.

Von Köhne-Uergendsch aus trennt sich der Weg in zwei, welche der Entfernung nach nur einen kleinen Unterschied ausmachen. Der eine, minder bewohnte, geht über Porsu, Jilali, und wird nur von großen Reisegesellschaften betreten, weil die Nähe der räuberischen Tschaudors und Jomutturkomanen die Straße wenigstens bis nach Taschhauz nicht besonders sicher macht. Der andere nähert sich immer mehr dem Oxus und zieht sich durch dessen mit weniger Unterbrechung von Meierhöfen (Havlis), Dörfern und Marktflecken besäete Ufergegend. Diese letztere Straße, obwol sie die längere und durch die vielen im Wege sich befindenden Bewässerungskanäle und Gräben auch die mühsamere ist, wird doch im Sommer von den meisten gewählt; denn während auf ersterm die Karavane nur bei Taschhauz sich auflöst und jeder allein seinen Weg fortsetzen kann, so ist dies auf der letztern Straße schon bei Kiptschak der Fall.

X.

Mein Tatar.

Kann man sich zwei größere Gegensätze denken, als einen Asiaten, und noch dazu einen Mittelasiaten, zu sehen, der noch vor zwei Jahren, in seine weite, faltenreiche Kleidung gehüllt, von der primitiven und einfachen Kost eines Nomadenvolks sich nährte, und nun in europäischem, und noch dazu engem, ungarischem Costüm, gestiefelt und gespornt einhergeht und sich bereits vollständig an Kost und Sitten des Abendlandes gewöhnt hat; einen Asiaten, der, zur Mollahklasse bestimmt, in der einsamen Zelle des Medresse Mehemmed-Emin in Chiwa stundenlang mit Gebeten und mit den Lehren des Islams sich beschäftigte, und nun in der Bibliothek einer europäischen Akademie umherwühlt und die Folianten über Philosophie, Welt- und Kirchengeschichte, griechische, lateinische und sonst alle möglichen Autoren aufsucht; einen Asiaten, der den Namen Europas kaum oder doch nur mit größtem Abschen nennen gehört, der die Institutionen und die Anschauungsweise seiner wild-orientalischen Welt als die einzig rechte und vernünftige kannte, und nun die Leitartikel europäischer Blätter studirt, über die politischen Verhältnisse der abendländischen Staaten plaudert und dabei die kühnsten Vergleiche über beide Welten anstellt?

Das sind gewiß grelle Gegensätze, und diese Gegensätze stellt mein Mollah in Person dar; der Hadschi, den ich aus Mittelasien mit mir brachte, der auf seinem Wege nach Mekka mit mir in Chiwa zusammentraf und sich mir anschloß, nun aber statt in der allerheiligsten Stadt, in der Hauptstadt Ungarns mit mir lebt. Wie ich diesen Tataren zu diesem Entschluß bewegen konnte — das hat schon manchen neugierig gemacht, und besonders erkundigte man sich lebhaft nach dem Eindruck, den meine Metamorphose vom frommen Derwisch zum europäischen Reisenden auf ihn machte. Der größte Irrthum dieser neugierigen Frager beruht natürlich auf dem seltsamen Glauben, daß ich mich ganz plötzlich entpuppt hätte. O nein, die Veränderung war eine sehr stufenweise, und die einzelnen Phasen derselben sind um so interessanter, weil sie ganz trefflich zur Illustration orientalischen und occidentalischen Wesens dienen. Die Geschichte verdient in der That etwas weitläufiger erzählt zu werden.

Wir trafen, wie bemerkt, zuerst in Chiwa zusammen. Mein Tatar, ein von Wanderlust belebter jugendlicher Mollah, suchte einen Gefährten zu einer Reise nach Mekka, und da er in mir, in dem Pseudotürken, dem Eingeborenen der heiligen Orte, den besten Reisegenossen zu finden glaubte, so schloß er sich gleich anfangs inniger an mich an. In der ersten Zeit sah er in mir blos den hochgelehrten, wildzelotischen Mollah, dem er nur mit großer Ehrfurcht gegenübersaß, dessen Lippen er jedes Wort mit größter Aufmerksamkeit ablauschte. Dieses Verhältniß bestand auf unserer Reise durch Bochara, Samarkand und Karschi bis an die Ufer des Oxus. Im letztgenannten Orte wurde ich etwas vertraulicher, ich lüftete ein wenig den Schleier der geborgten Heiligkeit, wir wurden Gefährten, unsere geringen Reisemittel wurden in einen gemeinsamen Sack gepackt, und da er ein grundehrliches, biederes Herz hatte, wurde mir seine ungeheuchelte, treue Freundschaft wirklich Trost und Stütze auf dem einsamen, gefährlichen Wege. Er freilich konnte sich nur

langsam und schwer an eine wirkliche Intimität gewöhnen; er schien sich in der Famulusrolle zu gefallen, und auf unsern Betteltouren machte er sich es zur unbestreitbaren Aufgabe, die schweren Spenden, wie Holz, Mehl u. s. w., zu sammeln, während er mir die viel leichtere Collection der Pfennige überließ. Abends pflegte er auch die Küche zu besorgen, und wenn er den Reis auf einem Fetzen oder einem Brete aufgetischt, war es ihm stets Gewissenssache, erst dann zuzugreifen, wenn ich mit meiner Faust schon zweimal den Anfang gemacht hatte. Ob ihm Ehrfurcht oder Zutrauen einen so großen Respect eingeflößt — ich weiß es nicht; genug, er sträubte sich immer mit mir auf gleichem Fuße zu stehen. Ich wollte ihm seine Freude nicht verderben und ließ ihn nach Belieben schalten und walten.

Vom jenseitigen Ufer des Oxus bis nach Herat hatte meine Frömmigkeit im selben Maße abgenommen, in dem wir uns von dem fanatischen Bochara entfernten. Gebete, Waschungen, fromme Betrachtungen — alles wurde seltener. Mein Tatar bemerkte dies wohl, doch schien es ihn wenig zu geniren und er paßte sich seinem Maëstro an. Seine religiösen Fragen wurden seltener, desto mehr nahm dafür die Aufmerksamkeit zu, mit welcher er meinen Beschreibungen und Erzählungen aus dem fremden Frenghilande, meinen Schilderungen jener wunderbaren Gegenden zuhörte. Derartige Vorlesungen fanden immer auf nächtlichen Märschen statt, wenn wir in einiger Entfernung von der Karavane einsam und vertraulich dahinritten. So innerlich wohl es mir that, in dieser gefährlichen Barbarei von dem theuern Westen sprechen zu können, so groß war die Verwunderung meines Tataren, als er hörte, daß es doch noch Städte gäbe, die schöner als Bochara wären; als er hörte, daß es Länder gäbe, wo man ohne Furcht vor Räubern, ohne Gefahr zu verdursten herumreisen könne; besonders frappirte ihn aber meine Versicherung, daß die Frenghis, die er als rauhe unerbittliche Menschenfresser kannte, bei weitem nicht so herz- und

gefühllos, daß sie bei weitem besser wären als ihr Ruf im Orient. Er hätte dies unter andern Umständen wol bezweifelt, doch versicherte dies ja der Efendi, sein Lehrer und Herr, und er schenkte mir unbedingten Glauben.

Der Wissensdurst und die Anhänglichkeit des jungen Tataren gefielen mir und gewannen ihm auch meine Neigung. Er hielt sich stets von den übrigen Mittelasiaten, seinen Landsleuten, fern und schloß sich desto inniger an mich an. Da ich bald einsah, daß aus dem jungen Manne wirklich noch etwas werden könne, so faßte ich bald den Entschluß, den Burschen nicht mehr wegzulassen und ihn sogar, womöglich, nach Europa mitzunehmen. Dies geschah, als wir noch ziemlich weit von Herat waren. In dieser Stadt gab er mir glänzende Beweise seiner Anhänglichkeit und Treue. Wie bekannt, hatte ich dort das meiste zu leiden. Gänzlicher Mangel aller Mittel ließ mich nicht selten die Qualen des Hungers fühlen, und wenn mich bei der vorgerückten Jahreszeit der Frost der kalten Nächte am Schlafe verhinderte, da war es mein Tatar, der seine dünnen Fetzen ehrlich mit mir theilte, um mir eine wärmere Decke und einen ruhigen Schlaf zu verschaffen. Während unsers sechswöchentlichen Aufenthalts in Herat litten wir sehr viel. Meine Vertröstungen, daß wir in dem nahen Persien sichere Hülfe finden würden, stärkten den Muth meines Gefährten. Die Idee, daß es in dem ketzerischen Lande der Schiiten dem frommen Sunniten wohlergehen könnte, kam ihm drollig genug vor, doch hielt ihn seine kindliche Unschuld und sein reines Vertrauen von allen fernern Conjecturen ab — er blickte, wie ich, mit Sehnsucht nach den Grenzen Irans, nach der Hauptstadt Chorasans hin.

Endlich kamen wir in Mesched an. Die innige Freundschaft des englischen Offiziers, sein Wohlwollen gegen mich wie auch gegen meinen Tataren war diesem anfangs ein Räthsel. Er wußte, daß Dolmage ein Frenghi war — was muß er sich in seiner Verwunderung nicht alles gedacht haben, als er mich, den frommen Mohammedaner, seinen adoptirten Chef

spirituel, mit einem Ungläubigen stundenlang in einer fremden Sprache schwatzen, ja aus einer und derselben Schüssel essen sah. Die Umgebung des englischen Offiziers wie auch die übrige Welt in der Stadt erklärten ihm oft, daß sein Herr ein verkappter Frenghi sei. Der Gedanke machte ihn schaudern. Mit Zorn und Entrüstung hörte er diese Muthmaßungen, doch stellte er diesbezüglich nie eine Frage an mich und sein alter Glaube blieb auch jetzt noch unerschütterlich fest.

Auf der Weiterreise nach Teheran, wo er in seinem tatarischen Costüm von den rachsüchtigen Schiiten angefeindet, in mir einen Beschützer und Freund fand, mußte seine Anhänglichkeit eo ipso immer mehr zunehmen. Natürlich war es meinerseits kein kleines Wagestück, mit diesem Menschen einen Monat lang ganz allein zu reisen, mit ihm allein so manche Nacht an einem verödetem Orte zuzubringen — ein einziger böser Gedanke, und es wäre eine leichte Sache gewesen, mich während des Mittagsschlafs auf der freien Straße zu tödten und mit meinen Pferden, Waffen und meinem Gelde in die im Norden sich erstreckende Wüste zu den Turkomanen zu fliehen. Doch blieb mir dieser Argwohn stets fern. Ich übergab ihm mit vollem Vertrauen Flinte, Schwert und Pferd, wenn ich mich ermüdet auf den Sand hinstreckte. Ich schlief ganz sorgenlos, während er Schildwache stand, denn ich hatte gleich im Anfang unserer Bekanntschaft sein gutes Herz durchschaut, und ich kann nicht sagen, daß ich mich in diesem Punkte jemals getäuscht hätte.

In Schahrud sah er mich zum zweiten mal einen Ungläubigen umarmen. Es fiel ihm auf, doch sagte er: „Mein Herr, du thust wirklich recht, dich immer zu den Frenghis zu gesellen, denn diese Perser, obwol sie an den Koran und an Mohammed glauben, sind bei Gott hundertmal ärger als die Ungläubigen!“ Er drückte mir hier, als er den zweiten Sohn Britanniens sah, seine Verwunderung darüber aus, wie doch diese Frenghis äußerlich und innerlich so angenehme Menschen wären; doch

näherte er sich ihnen nur schwer und sein stundenlanges Gaffen deutete klar darauf hin, daß bei ihm, trotzdem ein Theil des eingewurzelten Vorurtheils gewichen, doch ein gewisser Grad von scheuer Enthaltsamkeit noch immer vorhanden war.

In den letzten Tagen unsers Marsches gegen die persische Hauptstadt hatte das freudige Gefühl oft Lieder in mir erweckt. Ich fing Lieblingsarien aus gewissen Opern erst zu pfeifen und dann zu singen an. Das Pfeifen ist im Orient nicht üblich und wird für sehr unanständig und frivol gehalten; dessenungeachtet gefielen ihm die schönen Melodien aus „Troubadour", „Ernani" und „Lucia" sehr wohl. Er fragte sehr naiv: „Ob man in Begleitung dieser Weisen in Mekka den Koran recitire?", und als ich verneinend antwortete, wunderte er sich sehr.

Was sich im Posthause zu Ahuan zutrug, ist dem Leser wol nicht unbekannt. *) Er hörte mich das erste mal mit meinem europäischen Namen nennen. Dieser Name hat die zartesten Fibern seines Herzens erschüttert. Er hat ohne Zweifel lange mit sich gekämpft, bis er sich endlich entschloß, mich zu fragen. Ich erwiderte, daß ich ihm in Teheran antworten würde, was ihn einstweilen beruhigte. In Teheran kehrte ich bei meinen alten Freunden in der türkischen Gesandtschaft ein. Die jungen Efendis, die den Sultan repräsentiren, ganz fashionable europäische Diplomaten, hatten, was Kleidung und Manieren betrifft, ein weit stärkeres Colorit vom Frenghithum an sich als ich selbst. Dies verminderte seinen Argwohn, und meine Aufklärung über die moderne Civilisation seiner sunnitischen Brüder im Westen zeigte ihm allmählich die große Kluft, welche zwischen Stambul und Bochara gähnt. Er hörte von dem fortwährenden Streben der Osmanlis, sich dem Abendlande und seiner Cultur womöglich zu assimiliren, und konnte nicht umhin, dieses Beispiel selbst zu befolgen. Dazu kam, daß er von den wenigen Frenghis, die er bisher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nur

*) Vgl. „Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien" (Pesth 1867), S. 346.

Schönes und Gutes sah, und so schwanden auch sein Haß und seine Vorurtheile von Tag zu Tag. In Teheran wurde er mit meinem Landsmann Szántó, der mich häufig besuchte, näher bekannt und nach und nach vertraut. Szántó erzählte ihm mit nicht geringer Freude, daß er und sein Herr (nämlich ich) die einzigen Magyaren in Persien wären. Die Magyaren seien überdies Verwandte der Osmanlis, meinte der philologisirende Schneider, was dem Tataren sehr auffiel, ohne ihn besonders zu beunruhigen, denn längeres Zusammensein und alte Freundschaft hatten ihn mit allem ausgesöhnt. Und weil er an mir mehr Liebe als an den echten Türken sah, so kümmerte ihn die kleine Nationalitätsdifferenz nur sehr wenig. Er streifte wohlgemuth in Teheran herum, machte sich mit den Sitten und der Sprache der Perser vertraut und war höchst erfreut, als wir nach einem Aufenthalte von mehrern Wochen unsere Pferde zum Weitermarsch nach Konstantinopel aufs neue sattelten.

Bisjetzt hieß es immer nur, daß er mich bis nach Konstantinopel begleiten und von hier über Alexandria nach Mekka ziehen werde. Doch merkte ich bald, daß ihm dieser ursprüngliche Plan misfiel und daß er anderes im Sinn hatte. Die nach europäischem Muster eingerichtete türkische Gesandtschaft in Teheran und die häufige Berührung mit den übrigen Gesandtschaften hatten ihm schon einzelne Theile abendländischen Lebens in angenehmem Licht gezeigt und in ihm die Lust erweckt, dieses wunderbare Land in meiner Gesellschaft zu besuchen. Wie seine ursprüngliche Sehnsucht, die Stirn am Grabe des heiligen Propheten reiben zu können, immer mehr in den Hintergrund trat, ist nicht schwer begreiflich. Sein gesunder Menschenverstand durchschaute bald den religiösen Humbug, und da er von Natur einen eigenthümlichen Hang zu Abenteuern hatte, so entschloß er sich bald, statt des erlauchten Mekka, das früher so gefürchtete und verabscheute Frenghistan zu besuchen.

Ich that, als wenn ich nichts merkte, setzte ihn in Konstantinopel ans Ufer und wollte mich, nachdem ich ihn genügend

mit Geld versehen, von ihm verabschieden. Der arme Tatar sah mich starr an, in seinen Augen zitterte eine Thräne, und trotz des Anblicks der stolzen Minarets, trotz der Masse von Rechtgläubigen, die ihn hier umwogte, drängte es ihn doch, mit zitternder Stimme und schluchzend zu sagen: „Efendi, laß mich hier nicht allein zurück. Du hast mich aus Turkestan hierher in dieses fremde Land gebracht, ich kenne hier niemand als dich; ich folge dir gern, wohin du auch immer gehst!" — „Was, nach Frenghistan willst du mitreisen?" fragte ich ihn; „von dort ist es sehr weit nach Mekka; dort gibt es keine Moscheen und Bäder, keine muselmanische Küche; wie willst du dort leben?" Er war betroffen, stand einige Minuten still und sagte: „Ach, die Frenghis sind so gute und freundliche Menschen, ich möchte gern ihr Land sehen und will dann schon nach Stambul zurückkehren!" Das war mir genug. Ich verstand meinen Mittelasiaten, packte ihn am Ufer des Bosporus aufs neue zusammen und in drei Tagen war er schon auf einem Donaudampfschiffe, umgeben von lauter Europäern, auf dem Wege zur nahen ungarischen Hauptstadt. Am Bord des Dampfers traf ich ihn oft in Nachdenken versunken; noch wagte er nicht, europäische Kost zu genießen, er betrachtete seine Umgebung immer mit Scheu, doch gewöhnte er sich langsam an alles, und — wenige Tage später spazierte er in seinem bucharitischen Costüm in den Straßen Pesths. In den ersten Tagen konnte er vor Verwunderung kaum sprechen, denn alles kam ihm zauberhaft vor. Er bewunderte alles, was er sah; von den kubisch gehauenen Steinen des Straßenpflasters bis zu den hohen Gebäuden und Thürmen, und man kann sich leicht vorstellen, welche drollige Fragen, welche sonderbare und zuweilen hochkomische Bemerkungen dieser Sohn der Wüste inmitten der ersten europäischen Stadt machte. Das schnelle Gehen in den Straßen, das rege Herumtreiben der Menschen und Wagen frappirte ihn sehr. Besonders waren es die Frauen, die seine Aufmerksamkeit fesselten, und er konnte nicht begreifen, daß die

Frenghis, die doch sonst so kluge Leute wären, ihre Frauen in so plumpen Anzügen, ohne Bewachung, umherlaufen ließen. Bei Tage sah ich ihn oft stundenlang am Telegraphendraht lauschen; er wollte die Töne hören, die an ihm vorbeiglitten. Bei Nacht starrte er die Gaslampen an und suchte neugierig herum, ob denn etwa gar das Eisen brenne. Im Gasthause schien ihm der Luxus und die Pracht überschwenglich, und da er die Menschen nur nach der Kleidung beurtheilte, so hielt er jeden für einen großen Herrn und sagte oft: „O, ist dies ein glückliches Land, man sieht ja hier gar keine Armen!" Auch an die neugierigen Blicke, die ihn verfolgten, hatte er sich bald gewöhnt. Die ehemalige Furcht vor den Frenghis war vollständig geschwunden, er machte jedem ein freundliches Gesicht und ließ sich oft mit dem ersten besten in ein eifriges Gespräch ein. Er vergaß eigenthümlicherweise, daß man ihn hier nicht verstand, und plauderte gemüthlich fort, ohne sich durch die staunenden Mienen der Angeredeten stören zu lassen.

Ich hätte ihn gern auf meiner Reise nach London mitgenommen, doch schien es mir besser, ihn einstweilen in Ungarn zurückzulassen. Einer meiner Freunde auf dem Lande nahm ihn gastlich bei sich auf, und als ich nach einem Jahre aus England zurückkam, war ich nicht wenig erstaunt, meinen Tataren in ungarischem Costüm, statt des Turbans mit einer feinen Frisur, mit drolligem Anstand und etwas steifer Würde wiederzufinden. Er hatte sich in sehr kurzer Zeit die ungarische Sprache angeeignet; er war überall beliebt und gern gesehen, und als ich ihn das erste mal behandschuht und geputzt einer Dame gegenüber im Courtoisiegespräch vertieft sah, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten. Noch vor zwei Jahren Mollah eines Medresses ist er heute zum halben Dandy herangewachsen. Was kann man nicht alles aus einem Orientalen machen! Da er sich mit der Sprache auch die Schrift angeeignet hatte, so verschafften ihm meine Freunde aus Wohlwollen bald eine Stelle. Er wurde als Diener in der Bibliothek der Unga-

rischen Akademie verwendet, in welcher Stellung er sich noch heute befindet.

Wenn ich ihn nun über seine neue Existenz befrage und über den Unterschied zwischen östlicher und westlicher Lebensweise mit ihm spreche, so finde ich, daß ihm seine Vergangenheit wie ein Traum vor der Seele schwebt, wie ein Traum, dessen er sich wol gern aus der Ferne erinnert, den er aber mit seiner gegenwärtigen Existenz keinesfalls vertauschen möchte. Heimweh fühlt er nur selten. Er liebt unsere westliche Civilisation aus folgenden Hauptgründen: Erstens gefällt ihm hier besonders die vollkommene Sicherheit in der Gesellschaft und jeder Mangel einer tyrannischen Willkür der Regierung. In Mittelasien ist auf den Straßen selbst das nackte Leben vor Räubern nicht sicher, in der Stadt droht stete Gefahr vor den barbarischen Verordnungen der Behörden. Die häufigen grausamen Hinrichtungen, die verwüstenden Bürgerkriege fallen ihm jetzt erst auf, denn er sieht hier, wie sich Tausende von Menschen täglich berühren, ohne daß Gezänk, Schlägereien und Blutvergießen vorkommen, was in seiner Heimat oft genug der Fall ist. Zweitens ist es der europäische Comfort, der ihm so wohlthut und ihn fesselt. Er findet das Haus eines einfachen Bürgers bei uns besser bestellt als den Palast seines Fürsten. Die Reinlichkeit in Kleidung und Speisen, die bessern Manieren, mit denen sich die Menschen hier behandeln — das sind alles Magnete, die ihn anziehen und die rauhe Heimat vergessen lassen. Drittens findet er besonderes Wohlgefallen daran, daß die Unterschiede zwischen Religion und Nationalitäten hier kaum fühlbar sind, während dieselben im fernen Osten mächtige Scheidewände bilden. Bei ihm zu Hause wäre der Gedanke, sich dem Lande der Frenghis zu nähern, schon der sichere Tod, und nun befindet er sich in der Mitte dieses Landes nicht nur ohne alle Anfeindung, sondern wird sogar immer mit Liebe und mit Wärme von allen Seiten aufgenommen.

Was seine islamitischen Gefühle anbelangt, so klärten ihn in dieser Beziehung schon seine eigenen Speculationen auf. Er bemerkte wohl, daß der mohammedanische Fanatismus, je mehr er sich dem Westen näherte, immer mehr und mehr abnahm, und da er sich in demselben Maße immer mehr der Humanität und Ordnung näherte, so mußte er bald vermuthen, daß der Islam, wenigstens der Islam, den er kannte und bekannte, der erklärte Feind der Civilisation und jener feinern Lebensweise, wie er sie in Europa angetroffen, wäre. Haß oder Tadel in Bezug auf die Lehre des arabischen Propheten hat er noch nicht geäußert, doch zeigen mir seine Klügeleien und Speculationen zur Genüge, daß in seinem Innern eine starke Umwälzung stattgefunden. Ohne daß er die Ursache des großen Unterschiedes zwischen Ost und West unbedingt dem Christenthum zuschreiben wollte, ist er in seinen Consequenzen doch schon so weit gekommen, daß er nun die Unvereinbarkeit unserer abendländischen Bildung und Lebensweise mit den Lehren Mohammed's einsieht. Ausdrücklich hat er mir noch keinen Vorzug des einen oder des andern kundgegeben, es wird auch ziemlich lange dauern, bis er es wagen wird, einen solchen Gedanken laut werden zu lassen. Seine Anspielungen und abgebrochenen Bemerkungen beweisen jedoch, daß er sich mit diesen Fragen beschäftigt und mit sich selbst noch immer in heftigem Kampfe ist.

Und so geht es jedem Muselman, wenn er mit unserer abendländischen Civilisation bekannt wird, er sei Tatar, Araber, Perser oder Türke. Ein gänzlicher Uebertritt von der alten Bildung zur neuen findet nur selten statt. Die höchst wichtige Frage, ob östliche oder westliche Civilisation, ob die Lehre Christi oder Mohammed's die bessere sei, wird bei den Völkern Asiens noch lange unentschieden bleiben; ja so lange, könnte man sagen, als die Strahlen der Sonne bei uns eine gemäßigte, bei jenen eine brennende Hitze erzeugen; so lange, als die äußere Trennung zwischen Morgen- und Abendland bestehen

wird. Könnte oder wollte man die Lehre Christi den Orientalen mundgerechter machen, könnte man die Satzungen von der Incarnation, der Dreifaltigkeit u. s. w. beseitigen und die auf diese Weise modificirte Lehre an die Stelle des Korans setzen, so wäre dadurch die Möglichkeit geboten, einen kleinen, wenn auch sehr kleinen Schritt vorwärts zu thun; einen kleinen, sage ich, denn das Christenthum, obwol ein Gewächs morgenländischen Bodens, hat sich doch längst als eine Pflanze erwiesen, die nur im Abendlande gedeihen kann. Und wer wollte es ignoriren, daß Koran und Vedas von orientalischem Geiste erfunden, von demselben hochgehalten und gepriesen werden, wie nichts zweites sonst? Ihre Verdrängung würde die Schöpfung neuer, gleichartiger Producte veranlassen; ja, ich bin geneigt, zu behaupten, daß sich selbst die Lehre Christi auf östlichem Boden nach einiger Zeit in eine Art Koran oder Vedas verwandeln würde, sich verwandeln müßte, um von den Orientalen als wirkliches Eigenthum gefühlt und empfunden zu werden. Die Nestorianer, Armenier und noch andere Anhänger der orientalischen Kirche sind doch auch Christen; aber wie groß der Unterschied zwischen ihnen und ihren Religionsgenossen in Europa ist, so wenig unterscheiden sie sich in Denkungsweise, Anschauungen und Gefühlen von ihren andersgläubigen Landsleuten im Osten.

XI.

Das Hauptstadtleben in Bochara.

„Hadschi, du hast doch schon viele Länder gesehen; sage einmal, gibt es noch eine Stadt in der Welt, wo es sich so angenehm leben läßt wie in Bochara?“ Das war die Frage, mit der ich so häufig in der tatarischen Hauptstadt selbst von solchen belästigt wurde, die Indien, Persien und die Türkei schon mehreremal besucht hatten. Was ich in solchen Fällen zu antworten hatte, wird man leicht verstehen. Fragen von solcher delicaten Natur setzen den Reisenden in Paris, London und Petersburg ebenso sehr in Verlegenheit wie in Konstantinopel, Teheran und Bochara. Eitelkeit ist überall anzutreffen, und wenn auch die Superiorität in dem einen oder andern Punkte zugestanden wird, so suchen Städte und Länder ebenso wie einzelne Individuen immer gewisse Eigenschaften hervorzuheben, in denen sie sich unübertroffen halten. Beim vergleichenden Ueberblick sind diese Prärogativen oft winzig und lächerlich, doch werden vergleichende Ueberblicke nur vom Weltbürger gemacht, und als Städter ist man im tiefsten Asien derselbe, der man bei uns in Europa ist.

Bochara, dieser Mittelpunkt tatarischer Civilisation, hat unstreitig vieles, was an eine Hauptstadt erinnert, besonders für den Fremden, der durch wochenlang dauernde Wüsten und

Einöden zu ihr gelangt. Der Luxus, der in Wohnungen, Kleidern und Lebensweise getrieben wird, ist im Vergleich zu den Städten Westasiens kaum erwähnungswerth; doch hat er etwas Eigenthümliches, und es darf uns gar nicht wundern, wenn Gewohnheit und Eigenliebe den Bocharioten auf seine Vaterstadt stolz macht.

Die Häuser, die aus Lehm und Holz gebaut sind, haben mit den krummen und ungetünchten Mauern einen noch düsterern Anblick als die Wohnungen anderer mohammedanischer Städte. Wenn man durch die niedere Thür in den Hof tritt, glaubt man in eine Festung gerathen zu sein. Von allen Seiten sind hohe Schutzwände nicht so sehr gegen Diebe als gegen Liebesäugelei der Nachbarn erhoben. In Bochara, dem schändlichsten Sündenfleck, den ich im Orient kenne, wird ein Blick aus der Ferne schon für entehrend gehalten! Die Zahl der einzelnen Gemächer variirt nach den Vermögensumständen des Eigenthümers. Der größere Theil umfaßt den Harem, hier Enderun (Inneres) genannt, das kleinere Gastzimmer und den Empfangssalon; letzterer, die geräumigste Pièce des Hauses, wird am meisten geziert; so wie alle Zimmer, so hat auch dieses einen Doppelplafond, welcher als Rumpelkammer verwendet wird. Der Fußboden ist mit Ziegeln oder Steinen ausgelegt und nur längs der Wand herum mit Teppichen versehen. In einem Winkel ist ein ausgehöhlter viereckiger Stein angebracht, um die heiligen Waschungen im Zimmer bequem vollführen zu können, eine Sitte, die in keinem mohammedanischen Lande sonst anzutreffen ist. Die Wände sind ohne besondern Zierath, nur diejenige, die gegen Mekka gewendet ist, wird mit Blumenvasen oder sonstigen Arabesken bemalt. Die Fenster bestehen aus einfachen Oeffnungen mit zwei Flügelladen; Glas ist nirgends anzutreffen, und nur wenige geben sich die Mühe, in Fett getränktes Papier zu gebrauchen. Möbelstücke, die im ganzen Orient noch selten sind, sind hier kaum dem Namen nach bekannt; auch soll uns das wenig wundern, denn oft habe ich

von Orientalen, die Europa kennen, sagen gehört: „Ist es nicht ein dummer Gebrauch, den die Frenghis haben, sich ihre schönen geräumigen Zimmer mit einem Haufen von Tischen, Kanapeen, Sesseln und sonstigem Zeug so anzufüllen, daß ihnen kaum Platz übrigbleibt, sich bequem niederzusetzen (nämlich auf die Erde)?"

Der Aufwand in Kleidungsstücken entspricht ganz dem Hause und seiner Einrichtung; Tuch ist sehr selten anzutreffen und wird nur als besonderes Geschenk vom Chan an höhere Beamte ausgetheilt. Die verschiedenen Qualitäten des Aladscha (Baumwollstoffs) werden von allen Klassen, vom König bis zum Derwisch, Winter und Sommer zu Kleidern gebraucht. Obwol die Form des bochariotischen Ueberkleides immer die eines plumpen, bis an die Knöchel reichenden Schlafrocks war, so gibt es im Schnitt, Aermel, Kragen und Einfassung von Zeit zu Zeit kleine Veränderungen, welche unserm Modesystem entsprechen und in Bochara ebenso wie in Paris streng beobachtet werden. Ein Dandy in Bochara gibt sehr Acht, daß sein Turban nach der gangbaren Mode gefältelt sei, da dies ein Zeugniß von seinem guten Geschmack gibt. Besondere Sorgfalt verwendet er auf seinen Shawl, mit dem das Unterkleid um die Lenden befestigt wird, und auf den Koschbag, der von diesem herabhängt; letzterer ist ein aus mehrern Streifen bestehendes Stück Leder, an welches ein oder zwei Messer sammt Scheide, ein kleiner Theesack, ein Miswak (Zahnputzer) und eine Ledertasche für Kupfergeld u. s. w. befestigt wird. Es ist dies das Necessaire des Mittelasiaten, und nach Qualität und Werth der einzelnen Gegenstände urtheilt man über Stand, Charakter und Erziehung des Mannes.

Wer die fashionable Welt Bocharas sehen will, der muß am Freitag zwischen 10 und 12 Uhr vormittags in jener Straße sich postiren, die von Deri-Rigistan zur Meschdschidi Kelan (großen Moschee) führt. Es ist die Zeit, in welcher der Emir, gefolgt von seinen Großen, im vollen Staat zum Freitags-

gebete sich begibt. Jeder hat seine besten Kleider angelegt, jeder sein Pferd, welches hier die Stelle der Equipage vertritt, aufs glänzendste geschmückt. Die weiten, steifen und grellfarbigen Atres- (Seiden-) Anzüge stehen in auffallendem Contrast zu den bespornten hohen Stiefeln. Besonders komisch ist der schleppende, rechts und links sich schaukelnde Gang, in dem alles sich auszeichnen will. „Der wackelnde oder trottelnde Gang" (Reftari chiraman), den die Dichter des Orients so graziös finden und mit den Schwankungen der vom Zephyr bewegten Cypresse vergleichen, wird in Persien und hier sorgfältig studirt. Uns Europäern erscheint ein solcher Modemann gleich einer fetten Gans, die watschelnd von dem Felde nach Hause geht; doch sollte ich nicht spotten, denn unser steifer schneller Schritt misfällt ebenso sehr dem Orientalen, und ich müßte unhöflich sein, um das Gleichniß zu erwähnen, welches sie uns gegenüber gebrauchen.

Nicht minder auffallend ist es in Bochara, die Männer in weiten und hellfarbigen, die Frauen in engen und dunkeln Kleidern zu sehen. In Bochara, wo islamitisch-orientalische Civilisation ihren alten Stempel am treuesten bewahrt hat, sind die Frauen, diese Märtyrer östlicher Gesetzgebung, auch am schlechtesten daran.

In der Türkei hat der Contact mit christlichen Elementen schon vieles verändert, und der Jaschmak (Schleier) wird eher als ein Theil der Toilette denn als Fessel betrachtet. In Persien ist die Damenwelt noch ziemlich eingemummt, doch trägt man hellrauschende seidene Tschakschur (Hosen und Strümpfe in einem Stück), und das Rubend (ein Leinwandschleier mit einem Netz für die Augen) wird mit goldenen Agraffen geziert. In Bochara ist noch keine Spur von Toleranz bemerklich. Hier haben die Weiber nichts was Putz und Zierath genannt werden kann. Auf der Straße umhüllen sie sich den Kopf mit einem dunkelblauen langen Rock, dessen leere Aermel auf den Rücken angeheftet sind, und von rücklings gesehen würde

man die Schönen Bocharas eher für wandernde Kleiderstöcke halten. Das Gesicht bis weit über die Brust bedeckt ein Schleier von Roßhaaren, ein Gewebe, welches man bei uns in Europa selbst für ein Sieb noch zu schlecht finden möchte, und dessen Contact mit Wange und Nase gewiß nicht sehr angenehm sein mag. Die Fußbekleidung besteht aus plumpen schweren Stiefeln, in denen die armen Damenfüßchen, mit einer Masse Leinwandfetzen umwickelt, stecken.

Ein derartiger Anzug hat nicht viel Verlockendes an sich, und selbst in diesem dürfen sie sich nicht zu häufig auf den Straßen zeigen. Damen von Stande und gutem Ruf dürfen nie den Bazar oder öffentliche Orte besuchen; Einkäufe werden von den Männern besorgt, und wenn außerordentliche Besuche sie herauslocken, so ist es schicklich, sich armselig und alt zu stellen. Eine achtzehn- oder zwanzigjährige junge Dame, mit strotzender Lebenskraft, vermummt, auf einen Stock gestützt umhergehen zu lassen, einzig allein, damit sie durch ihr altes Aussehen gewissen Blicken ausweiche, ist das Nonplusultra von Tyrannei und Hypokrisie. Solch irrige Begriffe von Moral sind mehr oder weniger überall im Orient anzutreffen, doch wird man nirgends so empörende Beispiele orientalischer Uebertriebenheit finden als in Bochara, in diesem Sitze altislamitischer Civilisation. In Konstantinopel sowie in andern Städten der Türkei gibt es gewisse Seïr-jeri (Promenaden), wo die Damen, zwar still und verborgen, aber dennoch einen Grad von Geselligkeit mit der Männerwelt pflegen. In Teheran, Ispahan, Schiraz ist es Sitte, daß geputzte Damen auf stattlichen Rossen die in der Umgebung der Stadt gelegenen Wallfahrtsorte besuchen. Das Grab des Heiligen wird der Rendezvousplatz, und statt der Gebete werden häufig gegenseitige Liebeserklärungen recitirt. Doch in Bochara ist von diesem allen noch kein Schatten bemerklich. Nie habe ich einen Mann mit einer Frau auf öffentlicher Straße zusammen gesehen, man weicht seiner eigenen Ehehälfte aus (was bei uns in Europa vielleicht vielen gefallen

möchte), denn je mehr man eine Frau auf öffentlichen Orten geringschätzt, desto größer ist die Achtung, die man ihr erzeigt, und es ist bekannt, daß, wenn die Frauen des Emirs irgendwo vorüberkommen, alle Männer sich eiligst entfernen müssen.

Wie und welche Art geselligen Lebens bei solchen Verhältnissen sich gestalten könne, wird jeder wol leicht begreifen. Wo beide Geschlechter so abgesondert sind, kann die Gesellschaft nie einen freudigen Anblick gewähren; alles ist gezwungen, alles geheuchelt, alles tief niedergedrückt von jenen naturwidrigen Gesetzen, die, als Gottesbefehle auferlegt, streng beobachtet werden müssen.

Um das öffentliche Leben zu studiren, müssen wir erst die Theebuden besuchen, welche die Réunionsplätze aller Stände sind. Der Bochariot oder im allgemeinen der Mittelasiate wird, wenn er nicht besonders dringende Geschäfte hat, gewiß nicht an zwei oder drei Theebuden nacheinander vorübergehen können. Wie schon bemerkt, hat jeder sein Säckchen Thee bei sich, von welchem er beim Eintritt eine gewisse Dosis dem Localitätsinhaber übergibt, dessen Hauptgeschäft daher eher im Verkauf heißen Wassers als fertigen Thees besteht. Während des Tages und besonders an öffentlichen Orten wird nur der leichte zuckerlose Thee genommen, mit Beifügung von ein oder zwei Gultsche, ein aus Schafsfett und Mehl bestehender kleiner Kuchen, in deren Bereitung Bochara sich auszeichnet. Da das Blasen des Thees, er mag noch so heiß sein, als höchst unanständig, ja als Sünde betrachtet wird, so pflegt der Mittelasiate sein Lieblingsgetränk so lange in der Schale umherzuspülen, bis es trinkbar geworden ist. Den rechten Elnbogen in die linke Hand gestützt, muß man mit einer besondern Grazie die Schale umherschwenken, um für einen ordentlichen Menschen zu gelten und ja keinen Tropfen zu vergießen. Stundenlang kann der Bochariot in solchen Theecirkeln fortschwatzen, denn so wenig wie ihn die Conversation ermüdet, so wenig wird ihm das endlose Theetrinken zuwider, und man weiß voraus, wie viel Zeit

er braucht, um gewisse Theegattungen zu durchschwitzen. Nach jedesmaligem Leeren der Kanne werden die ausgekochten Theeblätter herumgereicht, man darf nur so viel nehmen, als man zwischen zwei Finger fassen kann, da diese von professionellen Theetrinkern als der wahre Leckerbissen betrachtet werden.

Unterhaltungen größerer Art und Weise sind die Ausflüge, die in die Umgebung der Stadt, theils zu den Gräbern der Heiligen, theils zu den Chanka (Klöstern) gewisser im Ruf der Heiligkeit stehender Ischane (Scheich), oder in dem nahe an Dervaze-Imam gelegenen Tschiharbag-Abdullah-Chan gemacht werden. Erstere führen den Namen Ziarel (Wallfahrt), doch ist die Religion nur oft das Aushängeschild, und wenn man auch einige kurze Gebete verrichtet, so werden bald à conto der erledigten Pflicht die obscönsten Sünden begangen. In Persien, besonders in gewissen Stadtvierteln Ispahans, hatte ich oft den empörenden Anblick, wie sich Leute von der zerknirschten Andacht gleich in die schändlichsten Orgien stürzten, doch haben meine Erfahrungen in Bochara die Laster der Perser ganz in Schatten gestellt. Eine Beschreibung der Sittenverderbniß Bocharas ist rein unmöglich. Doch wie denn anders? Dort, wo man Keuschheit und Sittlichkeit auf solch exaltirten und lächerlichen Grad der Vollkommenheit bringen will, muß man in die Extremität des grellen Gegensatzes verfallen. Auch bei uns in Europa ist leider noch vieles von dieser verdrehten Moral bemerklich, und ich habe die traurige Ueberzeugung noch dazu in einem solchen Lande sammeln müssen, das an der Spitze der neuern Civilisation steht.

Der Besuch eines Chankas ist ein kostspieligerer Genuß als die Wallfahrt zu einem Grabe. So wie die Dahingeschiedenen, so haben auch die lebendigen Frommen gewisse Empfangstage. Dort sind es die Abkömmlinge Sr. Heiligkeit, die den Tribut empfangen, hier hat man das Glück, von den heiligen Händen in Person sich die Säcke ausleeren zu lassen. Bei einem Besuch ist der Ischan immer ernster gestimmt wie gewöhnlich,

und da sein heiliges Auge an dem Aeußern des Gastes schon die Quantität des zu empfangenden Geschenks erkennt, so pflegt er die Länge und Kürze der Segenssprüche auch nach demselben Maße zuzuschneiden. Derartige Scenen haben mich, der ich als subordinirter Zuschauer fungirte, immer interessirt, und eine, über die ich lange herzlich lachte, ist mir ewig unvergeßlich.

In der Umgegend Bocharas war ich bei einem Scheich eingekehrt, um seinen Segen und eine kleine Geldunterstützung zu verlangen. Der erste Artikel war mir bald ausgefolgt, doch mit dem zweiten zögerte man. Plötzlich meldete sich ein Turkoman, um eine Fatiha zu bekommen; er ward eingelassen. Se. Heiligkeit machte mit größter Andacht den Hokuspokus; der Turkoman saß wie ein unschuldiges Lämmchen da, und nachdem er kräftig angehaucht wurde, griff er in seinen Geldsack, aus dem er, ohne zu zählen oder zu besehen, einige Münzen in die Hand des Segners steckte. Ich sah, wie letzterer die Spende zwischen den Fingern umherrieb, und war wirklich erstaunt, als er mir zuwinkte und die Münzen, ohne sie auch nur besehen zu haben, in Gegenwart des Turkomanen gab.

Das ist doch Mildthätigkeit, wird man sich denken. Ja, auch ich dachte so, bis ich auf den Bazar kam, wo ein Brotverkäufer eine der Münzen als falsches Geld nicht annehmen wollte; ich zeigte die übrigen, und alle wurden schlecht und werthlos gefunden. Der ebenso sehr verschmitzte als abergläubische Nomade hatte die unechte Waare mit gleicher Münze bezahlt, und da Se. Heiligkeit das Erz schon im Griff erkannte, so wurde ich damit beglückt, und war bei zwei Schurkereien der zuletzt Betrogene. Bei den Ausflügen in die Umgebungen der Stadt pflegen Wohlhabendere ihr Koch- und Theegeschirr selbst mitzunehmen. Andere besuchen die an solchen Versammlungsorten befindlichen Localitäten. So wenig man sich gern nahe an der Straße niederläßt, so sehr sucht man sogar in den Buden sich soviel wie möglich zu verstecken. Da es Sitte ist, jeden Vorübergehenden, er mag einem Stande oder Alter

angehören, welchem er will, zum Essen oder Trinken einzuladen, so befürchtet man mit Recht, daß statt der üblichen Dankerwiderung „Chosch!“ (wohl) viele Theilnehmer sich einfinden möchten. Nichteinladen wird überall für eine garstige Sünde gehalten, unbedingte Annahme ist aber nur in einigen Gegenden gebräuchlich. Diese Regel übertriebener und dennoch scheinbarer Gastfreundschaft wirkt auf beide Theile drückend und unangenehm, und die betroffene, ja ich könnte sagen, bestürzte Miene des Einladers ist mir immer drollig erschienen. Im allgemeinen gewährt der Anblick dieser einzelnen Cirkel das Bild einer sehr traurigen Fröhlichkeit. Wol mangelt es nicht an derben Witzen, an Gelächter und Geschrei, doch dort, wo die Frau, die Krone der Gesellschaft, fehlt, ist alles vergebens, dort kann und wird es nie wahres Leben geben.

Wenn ich nicht irre, so hat der Tschiharbag-Abdullah-Chan noch das meiste vom Charakter eines öffentlichen Unterhaltungsorts. Es ist dies ein von hohen Bäumen gut beschatteter Ort, durch den ein Kanal fließt, an dessen Ufern sich größtentheils Freitag nachmittags die Zöglinge der zahlreichen Medresse und die Jugend der bemittelten Klasse einfinden. Wie überall, so ist auch hier der Theekessel unvermeidlich, als specielle Berühmtheit dieser Localität aber gelten die Widdergefechte, die hier gehalten werden. Das wilde Aneinanderrennen dieser rüstigen und gereizten Thiere, der mächtige Zusammenschlag der beiden Stirnen, besonders aber die Versuche, sich gegenseitig zurückzustoßen, gewähren ein Schauspiel, welches den Bocharioten sowie jeden Mittelasiaten aufs höchste entzückt. Was das Stiergefecht in Spanien, das Pferderennen in England, das ist das Widdergefecht in Turkestan. Die Widder werden dazu abgerichtet, und es ist wirklich auffallend, wie manche dieser Thiere bis hundert Stöße aushalten. Beim Erscheinen auf der Arena läßt das Publikum sich in Wetten ein, nämlich über die Zahl der Schläge, die ein oder der andere Widder aushalten wird. Manchmal zieht der schwächere sich zurück, sehr häufig aber endet der

Kampf nur mit dem Zusammensinken eines oder des andern Kämpfers, welches durch das Sprengen des Hirnschädels erfolgt. Es ist ein grausamer Anblick, doch nicht so sehr in der Mitte der Tatarei, als derartige Spiele bei uns in Europa sind, an denen so manch civilisirter Abendländer noch Unterhaltung findet.

Den äußern Anblick des Hauptstadtlebens in Bochara wollen wir in folgender leichten Skizze zu schildern versuchen. Des Morgens, ich meine noch vor Sonnenaufgang, da religiöse Obliegenheit jedermann matinal macht, wird man einzelnen Personen begegnen, die halb verschlafen, halb gewaschen, halb angekleidet in größter Eile sich zur Moschee begeben, da eine Verspätung sowol Schande als Strafe nach sich ziehen würde. Das schnelle Vorüberlaufen dieser Zeloten erweckt die auf der Straße theils in Winkeln, theils auf Misthaufen schlafenden Hunde. Diese abgemagerten garstigen Thiere, mit denen verglichen ihre stambuler Brüder noch ein prinzliches Aussehen haben, sind sprechende Beweise der Kargheit des hypokriten Bocharioten. Mit den Hunden zu gleicher Zeit erwachen die nicht besser einquartierten Parias der tatarischen Hauptstadt. Ich meine jene Unglücklichen, die, von der unheilbaren weißen Krätze behaftet, in den Straßenecken unter einem miserabeln Zelte hausen. In Persien trifft man diese, entfernt von den Städten und Dörfern, auf den Hauptstraßen, hier werden sie aus Mangel an Sanitätsmaßregeln in der Mitte der Stadt geduldet, doch ist ihr Los das schrecklichste, das nur einen Erdgeborenen treffen kann, und zu ihrem größten Unglück leben sie noch lange. Während die Mutter ihre in Fluch geborenen Kinder mit einigen Fetzen zudeckt, setzt der Vater mit dem meist entstellten Sprossen nahe an der Straße sich nieder, um von den Vorbeigehenden Almosen zu verlangen. Almosen, um ein solches Leben zu fristen!

Nachdem die Sonne dieses entsetzliche Schauspiel schon genügend beleuchtet, fängt die Stadt in allen Theilen auch langsam an aufzuleben. Die Welt kehrt haufenweise aus der

Moschee zurück, und man begegnet schon den durch alle Thore eindringenden Scharen von Eseln, die mit Holz, Getreide, Gras, großen Milchtöpfen und Rahmschüsseln belastet im buntesten Wirrwarr durch die engen und krummen Straßen sich bewegen. In das Zetergeschrei der Treiber und gegenseitige Rufen der Käufer und Verkäufer mischt sich das gewaltige iahnen der Esel (wegen dessen diese Thiere in Bochara weit und breit berühmt sind). Auf den ersten Anblick würde man glauben, daß hier Holzspähne mit Milch, Gras mit Rahm, Kohlen mit Getreide, Seidenwürmer-Cocons mit Molken als Tutti-frutti aufgetischt werden. Doch nein, nichts wird verschüttet, nichts wird umgestürzt. Die Treiber pflegen sich wol recht brüderlich durchzuprügeln, doch langt alles unversehrt an seinem Orte an. In einer Stunde nach Sonnenaufgang sitzt der Bochariot schon bei der Schale Schirtschaj (Milchthee), welches Getränk aus dem schwarzen knasterförmigen Ziegelthee gekocht und reichlich mit Milch, Rahm oder gesalzenem Schafsfett gewürzt ist. Dieser Lieblingstrank der Tataren, in dem eine große Masse Brot eingebrockt wird, wäre richtiger eine Suppe zu nennen, und obwol der Genuß mir immer so hoch angepriesen wurde, so habe ich mich doch nur schwer daran gewöhnen können.

Nach dem Thee wird das Tagewerk begonnen, und in den Straßen macht eine besondere Regsamkeit sich bemerklich; Träger, mit großen Ballen bepackt, eilen dem Bazar zu. Es ist dies die Waare der Detailhändler, die jeden Abend ihr Gewölbe zusammenpacken und nach Hause transportiren. Hier wird eine große Kette leerer doppelhöckeriger Kamele in das Karavanserai geführt, die mit mittelasiatischen Producten beladen nach allen Richtungen ziehen werden; dort langt eine schwere Karavane aus Rußland an, welche die Mauthner und Consorten mit Späheraugen begleiten, denn die langen Ballen enthalten werthvolle Producte ungläubiger Hände, die im edeln Bochara doppelt verzollt werden müssen. Kaufleute von allen Nationen und Religionen eilen der Karavane nach, oft wird die neugebackene

Waare noch vor dem Auspacken schon verhandelt, und in solchen Momenten scheinen Afghanen, Perser, Tadschiks und Hindus sich mehr zu ereifern als unsere Börsenhelden in Paris, Wien und Frankfurt a. M. Nur der Kirgise, dieser von der Wüste angelangte Kameltreiber, ist der ruhigste von allen. Er ist ganz verblüfft und weiß nicht, ob er die Pracht der Lehmhütten, die Farben der Kleider oder die wogende Menge erst bewundern soll. Am amusantesten schien mir immer, wie der Bochariot in seiner Qualität als Großstädter diese Nomaden verspottet, und wie er durch seine feinen Sitten und seine Civilisation die Rauheit des Wüstensohnes beschämen will.

Während das Bazarleben mit seinem Lärm und Getöse, mit seinem Schreien, Rufen, Hämmern, Zanken und Klopfen in vollem Gange ist, umschwärmt die wißbegierige Jugend die zahlreichen Medresse (Collegien), um in unnützen Studien höhere Dummheit und niedere Hypokrisie zu lernen. Am interessantesten sind die Kinderschulen, die in der Mitte des Bazars, oft in der unmittelbaren Nähe von zehn bis funfzehn Kupferschmiedewerkstätten, postirt sind. Der Anblick dieser offenen Schulen, wo ein Mollah, von mehrern Reihen Kindern umgeben, in diesem Höllengetöse Leseunterricht ertheilt, ist wirklich komisch. Daß dort, wo rüstige Arme mit den Hämmern manövriren, auch kein einziger Laut hörbar wird, ist leicht zu ahnen. Lehrer und Zöglinge werden vom Schreien so roth wie die Truthühner, und dennoch ist es nur das wilde Aufreißen der Mäuler und das Anschwellen der Adern, welches beweist, daß sie studiren. *)

In den Mittagsstunden (ich meine während des Sommers, denn über die Wintersaison fehlt mir persönliche Erfahrung) wird es in den Straßen und im Bazar ein wenig ruhiger. Am Ufer der Wasserbehälter und Kanäle sind die Rechtgläubigen

*) Schulen inmitten des Bazars trifft man auch in Persien an, es sind die wohlfeilsten Kinderschulen, doch ist es mir unbegreiflich, wie die Orientalen einen solchen Unsinn dulden können und diese Unterrichtsanstalten nicht lieber in eine ruhige Straße verlegen.

mit den heiligen Waschungen beschäftigt. Während der eine sich die in Schweiß und Schmuz getränkten Füße wäscht, gebraucht der Nächststehende dasselbe Wasser zu den Mundwaschungen, ja ein dritter löscht sich sogar seinen Durst darin. Wasser, welches aus mehr als 120 Halben besteht, ist nach den Satzungen des Islams blind, d. h. Schmuz und Unflat verlieren sich darin, und Rechtgläubige haben das Privilegium, alles Scheusal als rein zu genießen. Nach dem Moscheegang belebt sich wieder alles aufs neue; es ist der zweite Anlauf ans Tagewerk, doch bei weitem nicht so stark und anhaltend wie der erste. Die muselmanische Bevölkerung macht sich früh ihren Feierabend, und es sind nur die Juden und Hindus, die am längsten beschäftigt sind; erstere, die hier großentheils das Handwerk der Seidenfärber betreiben, bewegen sich furchtsam und scheu in den Straßen, von der langen und schweren Knechtschaft eingeschüchtert; letztere laufen immer wie die Besessenen umher, und ihr kühnes Gebaren beweist, daß ihre Heimat nahe und die Zeit nicht fern ist, da auch sie ihre eigene Regierung hatten. Doch wer kennt die Heimat der unglücklichen Kinder Israels? Wer erinnert sich an die Zeit, da auch sie eine herrschende Nation waren?

Es ist drei Stunden vor Sonnenuntergang. Die Elite der Gesellschaft begibt sich in den Chanka (Kloster), um einen religiös-literarischen Genuß zu haben. Es ist die öffentliche Vorlesung der Mesnevi, eines Gedichts, das von eingeübten Lesern zu dieser Zeit des Tages in den Vorhallen der Chanka declamirt wird. Dieses Meisterwerk orientalischer Dichtkunst hat in seinen Contemplationen über das irdische Dasein sehr viel Erhabenes, Verse, Sprache und Metaphern sind wirklich entzückend schön, doch sind die Zuhörer in Bochara nicht im Stande, dieselben zu verstehen, und ihre Begeisterung ist immer eine geheuchelte. Oft hatte ich an meiner Seite in solchen Cirkeln einen Mann, der im Enthusiasmus tief aufseuzte und wie ein Stier brüllte. Ich war ganz erstaunt, und als ich mich später über seinen

Charakter erkundigte, hörte ich, daß er der schmuzigste Geizhals sei, der mehrere Häuser besitze und doch für einen Heller Purzelbäume machen würde. Jedermann ist weit entfernt, sein Leben dem Sinn der Lektüre anpassen zu wollen, doch ist es Sitte, von der Schönheit der Worte ergriffen zu werden. Jeder weiß, daß das Seufzen und Anrufen seines Nachbars falsch ist, und dennoch wetteifert man in Aeußerungen des Entzückens.

Noch ehe die letzten Strahlen der untergehenden Sonne in den westlichen Sandwüsten sich verloren haben, fängt die tatarische Hauptstadt schon zu ruhen an. Mit der eintretenden Kühle legen sich die erstickenden Staubwolken. Vor vielen Häusern, dort, wo Kanäle oder Wasserbehälter nahe sind, wird aufgespritzt und gefegt. Man setzt sich im Schatten nieder, um das Ezan zum Abendgebet abzuwarten, nach welchem förmliche Stille eintritt, denn bald sitzt alles vor den kolossalen Pilawschüsseln, und nachdem der Magen mit diesem schweren fetten Gericht beladen worden, vergeht bald die Lust des Herumspazierens. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang scheinen alle Gassen wie ausgestorben. In der finstern Nacht widerhallen nur die schweren Schritte der umherziehenden Mirschebs (Nachtwächter), welche die strengste Polizei gegen Diebe und Liebesabenteurer handhaben und selbst den ehrlichsten Mann verhaften, falls er die Schwelle seines Hauses übertreten würde, nachdem die Trommel des fürstlichen Zapfenstreichs aller Welt zu schlafen befohlen.

Was dem Bocharioten an diesem Stadtleben so sehr gefällt, was ihn für die Vorzüge seiner Hauptstadt so sehr einnimmt, ist leicht zu errathen. Es ist dies die angewöhnte Einfachheit der Lebensweise, in der noch wenig Luxus ist und in der äußern Form den Unterschied zwischen den Ständen nur wenig bemerklich macht. Dieses Wohlgefallen an der gleichen Armuth oder, besser gesagt, dieser Mangel an sichtbarem Vermögensunterschiede macht Bochara in den Augen vieler Asiaten zu einem Lieblingsort. Ich bin einem Perser in Teheran begegnet, der

funfzehn Jahre lang in Bochara Sklave war und nun in seinem schiitischen Vaterlande in der Mitte seiner Anverwandten nach der tatarischen Hauptstadt seufzte und schmachtete. Anfangs gefielen ihm die mit europäischen Luxusartikeln gefüllten Bazars der persischen Residenz, denn er hatte eine kindliche Freude daran; doch später sah er wie die Reichern Einkäufe machten, und wie ihn alles hier in seinem ärmlich erscheinenden baumwollenen Anzuge verachtete. Kein Wunder daher, wenn er nach jenem Orte sich zurückwünschte, wo er, unbewußt einer größern irdischen Bequemlichkeit, keinen Dorn im Auge, keinen Kummer im Herzen hatte.

XII.

Bochara, der Stützpunkt des Islams.

Motto: „Bochara mirevi divanei,
Laiki zendschiri zindanchanei.“
(Nach Bochara gehst du? Du bist ja toll!
Werth, daß man dich in Fesseln legen soll.)
Mesnevi.

Daß Bochara sich für den Grundpfeiler des Islams, für den reinsten Born der noch existirenden mohammedanischen Lehre hält, ist sowol von uns als auch von andern Reisenden Mittelasiens schon bemerkt worden. Diese Vorzüge der turkestanischen Hauptstadt werden aber nicht nur von den Bocharioten selbst, sondern auch von allen andern Bekennern des Islams so vieler Regionen und Länder gleichfalls noch gepriesen und bestätigt. Der mittelasiatische Pilger wird auf seinen Reisen in Kleinasien, Arabien und Aegypten mit auffallender Verehrung und Achtung empfangen, man sieht in ihm immer den Ausbund islamitischer Tugend, und wenn der Westmohammedaner, namentlich der Osmanli, den die Neuerungen, die unsere Civilisation in seiner Heimat schuf, tief verletzten, sein Auge an der unverfälscht gebliebenen Lehre des Propheten weiden will — da blickt er den aus fernem Osten angekommenen Religions- und Stammgenossen mit einer seltenen Pietät an; er seufzt auf, und in seinem Ausrufe „Ha Bocharai Serif!“ (Ja, das blee Bochara!) hat er unendlich viel gesagt.

Der Unterschied, der zwischen dem Mohammedanismus im Osten und dem im Westen Asiens besteht, ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung und verdient näher betrachtet zu werden. Wenn ich die Mollahs in Bochara fragte, wie es käme, daß sie bessere Mohammedaner wären als die Leute in Mekka und Medina, wo Mohammed gelebt und gewirkt hatte, antwortete man mir, daß „die Fackel, die ihre Strahlen in die weite Ferne sendet, am eigenen Fuße immer Finsterniß hat". Mekka wäre demnach der Fuß der Fackel, Bochara die weite Ferne. Allegorisch ist dies wol richtig, doch der Europäer läßt sich mit derartigen Gleichnissen nicht abfertigen, und da es der Gegenstand wirklich verdient, so wollen wir es versuchen, erstens die wesentlichsten Punkte des fraglichen Unterschieds und dann zweitens dessen Ursachen näher kennen zu lernen.

Wenn wir die Einzelheiten, in welchen der Islam in beiden Punkten divergirt, besprechen wollen, so könnte als Hauptcharakterzug angeführt werden, daß der Muselman im fernen Osten wild fanatisch mit Starrsinn an jeden Punkt des Korans und der Traditionen sich anklammert, als eingefleischter Orientale jede Neuerung mit Schrecken und mit Abscheu sieht, mit Einem Worte in allen seinen Strebungen darauf hinzielt, um die Religion in solchem Standpunkte zu erhalten, auf welchem sie im glücklichen Zeitalter (Vakti Seadet) des Propheten und der ersten Chalifen stand. Doch ist dies nicht einleuchtend genug; denn der Islam in jenen Gegenden ist in ein solches Stadium getreten, in welches einige überspannte Ausleger der Sunna ihn wol versetzen wollten, in welchem er aber in der Wirklichkeit unsers Wissens nie existirt hat.

Fanatismus, diese Hauptursache der Hypokrisie und Gottseligkeit, hat alle Religionen so lange geschändet, solange die Gesellschaft im Kindesalter der Civilisation das reine Licht des wahren Glaubens nicht sehen konnte. Alle Völker und alle Länder haben davon aufzuweisen, doch tritt dieser nirgends so grell zum Vorschein, nirgends begegnet man ihm in solch ekelhafter

Fratze wie eben im Orient, wo Religion, um die Seele zu bilden, sich am meisten mit dem Körper abgibt, wo, um moralischen Einfluß auszuüben, man mit physischen Tändeleien sich beschäftigt, und wo, wie vorauszusetzen ist, das Innere stark vernachlässigend, alle Welt nur nach äußerm Scheine trachtet. In Bochara ist das Princip „der Mensch muß sich nur zeigen, was er denkt, darum kümmert sich niemand“ in voller Geltung. Man kann der größte Missethäter, der verworfenste Mensch sein, man erfülle nur die äußerlichen Pflichten der Religion, und man entgeht sowol auf dieser als auch auf der andern Welt jedweder Strafe.

Die beste Illustration zu dieser Ansicht gibt das allgemein beliebte Gebet des Diebes Abdurrahman (Duai Duzd Abdurrahman), das aus ungefähr 15—20 Sätzen besteht und mit dessen Geschichte es sich folgendermaßen verhält:

„Als der Prophet (Gottes Heil über ihn)“, so lautet die Geschichte, „in Medina wohnte, ging er eines Nachmittags auf die Terrasse seines Hauses, um das Gebet zu verrichten. Er blickte mit seinen gesegneten Augen umher und sah in einem Stadttheile einen Leichenzug sich durch die Straßen bewegen, den nur wenige begleiteten, den Sarg aber mit einem wunderbaren Glanze, gleich einem Meere von rosigen Strahlen umgeben. Sobald er sein Gebet vollendet hatte, eilte er hin zu jener Stelle, schloß sich dem Leichenzuge an, und sah zu seiner großen Verwunderung, daß der Schimmer sich nie vom Sarge trennte, selbst dann nicht, als dieser in die Grube gesenkt wurde. Der Prophet konnte sich in seinem Staunen kaum fassen; er ging zur Frau des Dahingeschiedenen und fragte, wer denn ihr Mann gewesen sei? «Ach!» sagte diese weinend, «Gott sei ihm gnädig, er ist zum Wohle der Menschen gestorben; denn während seines ganzen Lebens war er ein Wegelagerer und Mörder, er hat mehr Thränen von Waisen und Witwen vergossen als er Wasser getrunken. Nur Unglück war sein Thun und Wirken. Ich habe ihn oft ermahnt, doch nichts

hat geholfen. Als Sünder lebte er und als Sünder ist er gestorben.» «Was», rief der Prophet mit immer wachsender Verwunderung, «hatte er gar keine gute Eigenschaft, hat er nie Reue bewiesen oder Buße gethan?» «Ach, nein», schluchzte diese, «nur jeden Abend pflegte er nach seinem schändlichen Tagewerke diese wenigen Zeilen (und sie zeigte das fragliche Gebet) zu lesen und dann schlief er ein, um am nächsten Tage aufs neue zu sündigen.» Der Prophet erblickte das Gebet, erkannte gleich dessen wunderbare Wirkung und hat es auch in derselben Beschaffenheit den Rechtgläubigen zurückgelassen."

Die Lehre davon bedarf keiner Auslegung und man kann sich leicht vorstellen, wie viele Mittelasiaten, mit einem derartigen Recipe à la Tezel versehen, im frommsten Bewußtsein die grauenhaftesten Thaten begehen.

Was aber in der Ausführung dieses Princips der äußern Formalitäten am meisten das Auge frappirt, sind die Gesetze der Reinlichkeit, die in Mittelasien mit strenger Genauigkeit beobachtet werden, obwol dort, wie bekannt, die ekelhafteste Unreinlichkeit anzutreffen ist. Nach mohammedanischem Gesetze wird der Körper nach jeder Entleerung unrein und bedarf einer Waschung, den Verhältnissen gemäß entweder eine kleine (Abdest) oder eine große (Gusl). Dasselbe ist auch hinsichtlich der Kleider zu beobachten, die durch Berührung des allerkleinsten Tropfens einer Purification unterworfen sind. *) Nur ersteres wird im ganzen Islam streng befolgt, letzteres wird auch nicht außer Acht gelassen, doch habe ich im Westen Asiens nie Leute getroffen wie in Bochara, die nackt ihr Gebet verrichten aus bloßem Scrupel, daß die Kleider etwa, ohne daß es das Auge wahrnehmen konnte, auf irgendeine Weise befleckt worden seien.

*) In den Augen der Orientalen werden nur Hunde und Europäer als Wandpisser betrachtet. Im ganzen Osten hockt man sich bei diesem Acte nieder, da man befürchtet in stehender Position sich durch einen Tropfen die Kleider zu verunreinigen.

Ist es nicht lächerlich genug, wenn eine Religion, wie das beim Islam der Fall ist, darüber Hefte, ja ganze Bücher vollschreibt, wie seine Anhänger sich den Körper nach einer großen und kleinen Entleerung reinigen sollen. Das Gesetz z. B. befiehlt Istindscha (Beseitigung), Istinkah (Waschung) und Istibra (Trocknung), das heißt, man bediene sich erstens zur localen Reinigung einer kleinen Erdscholle, dann wenigstens eines Maßes Wasser und schließlich eines ellenlangen Stückes Leinwand, um jede Spur sorgfältig zu beseitigen. In der Türkei, Arabien und Persien wird nur eins, nämlich Istinkah, in Mittelasien alle drei angewendet, ja, um ihre Frömmigkeit desto besser zu beweisen, tragen die eifrigen Mohammedaner drei bis vier solcher Erdschollen im Turban, welche, mit einem eigens dazu gehaltenen Messer geschnitzt, als Vorrath aufbewahrt werden. Die Vollführung dieses Gebots geschieht oft ganz öffentlich im Bazar, da viele mit ihrer gewissenhaften Frömmigkeit paradiren wollen, und unvergeßlich ist mir das Scheusal, als ich einst einen Lehrer sah, der seinen Zöglingen beiderlei Geschlechts in Handhabung der Erdscholle, Leinwand u. s. w. experimentalischen Unterricht ertheilte. Niemand fällt die Schändlichkeit der Lehre ein, niemand sieht, daß man von den Extremen der physischen Reinlichkeit in die Extreme des moralischen Schmuzes versinkt.

Die äußerste Strenge, mit welchem das Haremgesetz in Bochara gehalten wird, würden wir bei den Westmohammedanern, ja selbst bei der fanatischen Sekte der Wahabiten vergeblich suchen. Dieses naturwidrige Gesetz hat nothgedrungen ein naturwidriges Laster hervorgerufen, das bei Türken, Arabern und Persern wol auch anzutreffen ist, aber in einer verhältnißmäßig engen Grenze, und das als verächtliche Sünde sowol von den Koranauslegern als von der öffentlichen Stimme verdammt wird. In Mittelasien, namentlich in Bochara und Chokand, ist dieses scheußliche Verbrechen in einer schrecklichen Dimension verbreitet, und da die dortige Religion es für eine

Schutzmauer gegen Uebertretung des Haremsgesetzes ansieht, und für keine Sünde erklärt, so sind die Heirathen à la Tiberius ganz populär geworden; ja Väter machen sich nicht die mindesten Gewissensbisse daraus, ihre Söhne für einen gewissen Jahresgehalt an einen ihrer Freunde oder Bekannten abzutreten. Unsere europäische Feder sträubt sich, dieses ekelhafte Laster in seinem ganzen Umfange zu schildern; das, was wir geben können, sind nur schwache Andeutungen, doch hinreichend genug, um zu sagen, in welchen Abgrund von Verbrechen der überspannte Religionseifer bringt.

Ebenso steht es mit dem Verbote der Spirituosen. Der Koran befiehlt nicht nur Enthaltsamkeit vom Weine, sondern von allen berauschenden Getränken, da der besinnungslose Zustand Vernachlässigung des Gebets oder sonstiger frommer Obliegenheiten nach sich ziehen würde. Die westlichen Bekenner des Islams wollen unter diesem Verbote im strengen Sinne des Worts aber nur den Wein (Scharab) verstehen, und der Genuß des Araks (Branntwein), der unter den gebildeten Ständen der Türkei und Persiens ebenso beliebt ist wie der Wodki in Rußland, wird schon für ein gelinderes Vergehen gehalten, ja viele wollen meinen, da er ausdrücklich im Koran nicht genannt ist, so würde dessen Genuß, mit Wasser vermengt, nicht als besondere Sünde gelten. In Bochara ist Branntwein sowol als Wein äußerst selten anzutreffen, selbst Nichtmohammedaner, wie z. B. Juden und Hindus, dürfen solchen nur sehr verstohlen genießen, und in den Augen der Rechtgläubigen hält man es für eine Sünde, selbst die Worte Scharab und Arak über die Lippen zu bringen. Nicht wahr, hier würde man doch glauben, daß überall die größte Nüchternheit herrsche? Doch, wie schrecklich ist das Surrogat, welches die Hypokrisie erfunden hat!

Die Mittelasiaten unterscheiden die Spirituosen in flüssige und feste Körper, und in ebendemselben Grade, in welchem erstere verpönt sind, in ebensolchem Grade werden letztere,

unter denen man die Narkotika versteht, für unschuldig gehalten. Was sind die berühmten Opiumesser Konstantinopels, die heute beinahe ausgestorben, im Anfange dieses Jahrhunderts aber noch auf dem berüchtigten Platze Direkalti von den Vorübergehenden bewundert wurden. Was sind die vereinzelt dastehenden Haschischesser in Aegypten, was die Liebhaber des nicht gefährlichen Terjak in Persien im Vergleiche zu den Bengi (Beng heißt das Gift, welches von der Canabis indica erzeugt wird) Mittelasiens? In erstgenannten Orten hat Opium neben Vater Bacchus nie sich zu viele Anhänger verschaffen können, doch in Turkestan, wo letzterer fremd ist, ist sein Reich ein sehr ausgedehntes, und schrecklich sind die Verwüstungen, die er anrichtet. Die Zahl der Bengeesser ist besonders groß in Bochara und in Chokand, und es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß drei Viertel der Gelehrten- und Beamtenwelt, welche die dortige Intelligenz ausmachen, Opfer dieses Lasters sind. Die Regierung sieht mit völliger Gleichgültigkeit, wie Hunderte, ja Tausende den Selbstmord begehen, es wird niemand einfallen Verbot einzulegen; doch wäre jemand des Genusses eines Tropfens Wein überwiesen, so müßte er unbedingt hingerichtet werden.

Diese und viele andere derartige Misgriffe sind nur der excentrischen Genauigkeit in Beobachtung der existirenden Gesetze zuzuschreiben und können uns bei weitem nicht so sehr befremden als jene Ansichten, die im östlichen Mohammedanismus infolge einer verschiedenen Auslegung der traditionellen Lehre geschaffen wurden und die im westlichen Mohammedanismus nicht nur nicht herrschend sind, sondern von den dortigen Gelehrten auch oft als Irrthümer verschrien werden. Unter diesen werden wir in erster Reihe auf das Ordenswesen oder fromme Brüderschaften stoßen, das in Mittelasien in einer auffallenden Weise verbreitet ist und zwar unter solch strengen Regeln, mit solcher Innigkeit, die dem Charakter der Orientalen, vorzüglich den Mittelasiaten kaum zuzumuthen wäre. Während

in den westislamitischen Ländern die verschiedenen Orden der Oveißi, Kadrie, Dschelali, Mevlevi, Rufai, Bektaschi u. s. w., die von der Ulemawelt zu jeder Zeit angefeindet wurden, nur einzelne besonders erhitzte Köpfe in ihren Zauberkreis ziehen konnten, haben die Nakischbendi, Machdumaazami in Bochara und Chokand die großen Massen der Bevölkerung in sich einverleibt, die von den Ordensoffizieren, welche das temporäre Oberhaupt sind, ernannt, geleitet und regiert werden. Jede Gemeinde, sie kann noch so klein sein, hat neben den gesetzlichen Mollahs, Reis u. s. w. einen oder mehrere Ischane (Ordenspriester), und ich habe immer staunen müssen, wenn ich die blinde Gehorsamkeit, die Hochachtung sah, mit welchen die Ordensbrüder diesen gegenüberstehen. Daß diese einflußreichen Ischane der Regierung oft im Wege sind, braucht kaum gesagt zu werden, doch hat letztere es nie gewagt, auf irgendeine Weise Einhalt zu thun, denn das Ordenswesen wird hier für unzertrennlich von dem Islam gehalten, und obwol Mohammed ausdrücklich bemerkte, „La Ruhbanitum fil Islam" (Keine Mönche im Islam), so pflegen doch der Chan, seine Minister, als auch viele Ulemas, welch letztern übrigens die Ischane als mächtige Rivale innigst verhaßt sind, oft um der öffentlichen Meinung zu huldigen, die äußerlichen Attribute eines oder des andern Ordens anzunehmen.

Nicht minder überraschend ist das Verfahren der Ostmohammedaner in gerichtlichen Angelegenheiten, bei welchen sie das Urf, nämlich die Entscheidung nach Gutachten des Richters, dort, wo das Scheriat (Koransgesetz) nicht ausreichend ist, als auch das Kanun, die von spätern Legislatoren gebrachten Gesetze, als ketzerische Neuerungen völlig verwerfen, und einzig und allein das Seriat oder das vom Koran emanirte Gesetzbuch als untrügliche Richtschnur ansehen. Daß die von Mohammed vor 1200 Jahren für die gesellschaftlichen Bedürfnisse der schlichten Araber geschaffenen Gesetze unter allen Zonen und in allen Epochen nicht entsprechen konnten, ist gar nicht zu ver-

wundern. In der Türkei und Persien hat man die Nothwendigkeit einer Verbesserung schon längst eingesehen, und obwol die Ulemas, welche in diesem Schritte ihre Macht untergraben sehen, sich dagegen sträubten, so hat die Regierung doch überall durch Surrogate der Mangelhaftigkeit der primitiven Codes abgeholfen. In Turkestan sind nicht nur die Mollahs, sondern auch die Regierung und alle Welt gegen jede Ansicht über etwaige Ergänzungen höchst aufgebracht. In ihren Augen ist der Koran „fein wie ein Haar, scharf wie ein Schwert, er entspricht allen Bedürfnissen des Lebens", und jeder Andersdenkende würde als schwarzer Ungläubiger behandelt werden. Man ißt, trinkt, kleidet sich genau nach den Vorschriften des Korans, in Erhebung der Steuer und Zollgebühren, im Kriegswesen, in den Verhältnissen zu den fremden Mächten wird immer genanntes Buch als herrschende Norm betrachtet und so wie jede Neuerung im häuslichen Leben als Sünde strengstens verboten ist, ebenso kann auch England, Rußland und andere neuere Staaten, von denen der Koran keine Erwähnung macht, von den tatarischen Herrschern de facto nicht anerkannt werden, sondern sie halten es vielmehr für ihre Pflicht, diese Aufdringlinge nach dem Gesetze des Dschihad (Religionskampf) zu bekämpfen, was natürlich, wie die Gegenwart uns zeigt. ihren gänzlichen Ruin herbeiführen wird.

Auch zu den schiitischen Persern stehen die Ostmohammedaner in anderm Verhältniß als ihre westlichen Glaubensgenossen. Wie bekannt, hat dieses Schisma, freilich sehr oft unter dem Vorwande temporärer Zwecke, lange und blutige Kämpfe hervorgerufen. Türken und Araber haben seit den ersten Zwistigkeiten der Dynastien Akkojunlu und Karakojunlu mit den Persern sich oft in vernichtenden Kriegen gemessen, ein tiefer Haß und bitterer Groll trennte die beiden Sekten, doch sind erstere nie so weit gekommen, daß sie ihre schiitischen Feinde aus dem Verbande des Islams hinausstießen. Man hat den Perser als einen ketzerischen Muselman, aber immer als

Muselman angesehen, man hat ihm den Zutritt zu den heiligen Städten oder sonstigen Wallfahrtsorten gestattet, man hat in einer Moschee mit ihm zusammen gebetet und in neuerer Zeit ist zwischen Osmanli und Iranier der Haß schon so weit geschwunden, daß letztere sich mit erstern auf ganz gesetzlichem Wege verschwägern können.

In Mittelasien ist von diesem allen noch keine Spur vorhanden. Hier sind die Perser seit ihrem Auftreten in der schiitischen Glaubenssekte auf gleiche Weise verhaßt und verfolgt und im Jahre 945 der Hidschra sind sie durch ein Fetwa eines gewissen Mollah Schemseddin-Mohammed, der aus Samarkand gebürtig in Herat zur Zeit Sultan Husein-Baikeras lebte, geächtet und als Ungläubige erklärt worden. Dieses Fetwa hat den armen Iraniern viel Unheil verursacht, denn, obwol die räuberischen Turkomanen sie auch ohne Gesetzlichkeit gefangen hätten, so hätte man doch nicht auf dem Markte des fanatischen Bochara sie verkaufen können, wenn sie nicht durch Brandmarkung des Kafirs (denn nur solche sind verkäuflich) dazu geeignet geworden wären. Alle Grausamkeiten, die an ihnen ausgeübt werden, geschehen unter Vorwand der Bestrafung eines Ungläubigen, und wie sehr man die Mollahs von Turkestan damit vindiciren will, daß die Perser doch einen und denselben Koran, einen und denselben Propheten anerkennen, so wird doch genanntes Fetwa für richtig erklärt und die entgegengesetzte Behauptung der westmohammedanischen Gelehrten wird als Unwissenheit und als Irrthum verschrien.

Auch in den Ritualen sind wesentliche Abweichungen. Ich bezweifle sehr, daß selbst zu Bagdad und Damaskus während der Glanzperiode des Islams Offiziere (Reis) jeden Tag die Straßen durchlaufen hätten, um alle Welt inmitten der täglichen Beschäftigung anzuhalten, das Gebet Farz-i-Ajin sich aufsagen ließen und die Unwissenden sogleich bestraft hätten, wie dies heute noch in Bochara geschieht? In dem Ceremoniell der Beschneidung, Heirath und Leichenbestattung sind viele dem

Westislam fremdartige Gebräuche, so bestehen auch die fünfmaligen Tagesgebete aus mehr Rikats (Kniebeugungen) als anderswo, und nicht minder curios ist es, daß die Turkestaner beim Ezan (Aufruf zum Gebete) alle gesangartigen Töne, jeden Wohllaut strengstens vermeiden und solches mit einem dumpfen Gebrüll recitiren. Die Art und Weise, in welcher im Westen das Ezan gerufen wird, wird hier als Sünde erklärt, und die schönen melancholischen Töne, welche von den schlanken Minarets am Bosporus in stiller mondbeleuchteter Abendstunde so ergreifend zauberhaft klingen, werden von den Bocharioten nur mit tiefem Abscheu vernommen.

Wenn wir zu dem Gesagten uns noch die vielen Moscheen, Medresse, die alle mit Zöglingen überfüllt sind, die Karichane — Häuser, wo Blinde den ganzen Tag den Koran recitiren — die zahlreichen Chanka, wo Fanatiker den Zikr Tag und Nacht fortbrüllen, von welchen Anstalten alle Städte wimmeln, vorstellen; wenn wir uns die Geberden, die streng ernsten Blicke, das wild fanatische Aussehen der Mollahs, Ischane, Derwische, Kalenter und Asceten vergegenwärtigen, da wäre es vielleicht möglich, sich einen Begriff zu machen von Bochara, von dieser Stütze des Islams, von diesem Hauptneste überspannten Religionseifers, wo die Lehre des arabischen Propheten in einer solchen Form sich auswuchs, in welcher der Gründer sein Werk vielleicht nie sehen wollte. Von hier aus hat sich die Lehre in gleicher Tendenz über Afghanistan nach Indien, Kaschmir und die chinesische Tatarei, sowie nördlich bis nach Kazan verbreitet. In allen diesen Orten hat der Geist Bocharas feste Wurzel gefaßt; denn Bochara ist ihr Lehrer, Bochara auch und nicht Konstantinopel oder Mekka werden als Richtschnur angesehen. Unsere Civilisation wird dort einen härtern Stein des Anstoßes finden als im westlichen Asien, gegenüber den Nogai-Tataren mag Rußland schon diese Erfahrung gemacht haben — und sollte die englische Regierung bei ihren 40 Millionen mohammedanischen Unterthanen in Indien dies

bis heute noch nicht empfunden haben, so wäre dies sehr zu bedauern — denn die Folgen sind unausbleiblich.

So viel wollte ich gegenwärtig von dem Unterschiede zwischen Ost- und Westmohammedanismus sagen, und ohne besonders forschen zu müssen, werden wir in folgenden Punkten dessen Hauptursachen auffinden.

Erstens ist Asien, dieser Hauptsitz und diese Hauptquelle religiöser Schwärmerei, je östlicher wir in dasselbe vordringen, desto treuer in seinem alten Typus anzutreffen. Sowie im allgemeinen die Einwohner Indiens, Tibets und Chinas mehr schwärmerisch, mehr religiös-fanatisch oder, vielleicht besser gesagt, mehr Asiaten sind als die Bekenner des Islams, so sind auch die Ostmohammedaner viel eifriger als ihre westlichen Glaubensgenossen.

Zweitens ist eben dieser überspannte Religionseifer, den die Mittelasiaten auch als Bekenner der Lehre Zoroaster's bewiesen haben, Ursache gewesen, daß ihre Bekehrung zum Islam den Arabern so unendlich viel Mühe kostete. Mehr als zweihundert Jahre dauerte es, bis die Lehre Mohammed's den alten Glauben gänzlich verdrängen konnte. Kaum hatten die Eroberer sich von einer Stadt entfernt, als die Neubekehrten ihrem alten Glauben wieder anheimfielen, die Stadt mußte wieder erobert und wieder bekehrt werden, und nachdem die eiserne Ausdauer der Araber sie endlich zu Mohammedanern machte, fielen sie der neuen Religion mit eben demselben Feuer zu, welches sie der alten bewiesen hatten. Im Anfange der Regierung der Samaniden finden wir schon in Transoxanien Männer, die theils wegen ihrer Gelehrsamkeit, theils wegen ihrer musterhaften Frömmigkeit im ganzen Islam hoch berühmt waren. Belch hatte sich schon damals den Namen Kubbetül-Islam, die Kuppel des Islams, erworben. Die Stadt und die Umgebung Bocharas wimmelte schon damals von den Gräbern der Heiligen und Gelehrten, und es ist leicht begreiflich, wie es kam, daß diese Städte Turkestans in Frömmigkeit und Gelehrsamkeit mit

Bagdad, dem damaligen Centralpunkte mohammedanischer Welt, wo Religionstugend vom Strahlenglanze weltlicher Größe verdunkelt wurde, erfolgreich rivalisirten. Nach dem Ableben des Hauses der Samaniden, besonders aber während der mongolischen Eroberungen, haben die religiösen Bestrebungen wol einen momentanen Nachtheil erlitten, doch ist das Gebäude nicht in seinen Grundpfeilern erschüttert worden, so wie in Bagdad, wo Helaku mit Vernichtung des Schattenchalifats Motasimbillah's die Hauptkräfte des Islams nach allen Richtungen zerstäubte. In Transoxanien hat das religiöse Wirken im stillen fortgelebt, und da die Bestrebungen Timur's, seine Heimat zum Hauptsitze mohammedanischer Gelehrsamkeit zu machen, auch später von den Regenten der Scheibaniedynastie, wenngleich nicht mit demselben Bewußtsein, fortgesetzt wurden, so ist es kein Wunder, wie Bochara, jenes Bild der Religionsstrenge, das den Islam nur im Mittelalter charakterisirt hat, bis heute aufrecht halten konnte.

Drittens ist der große Körper der sunnitischen Welt durch den Schiismus Persiens, wenngleich nicht moralisch, doch factisch in zwei sich fern bleibende Theile getrennt worden. Die Pilgerfahrten zu den heiligen Städten Arabiens haben bei weitem nicht den gewiß größern Verkehr ersetzen können, der in den Zeiten des Chalifats von der östlichen Grenze des Islams bis zur westlichen ungestört stattfinden konnte. Der absichtlich genährte Sektenhaß machte Persien für jeden sunnitischen Reisenden zu einer gefährlichen Passage, und während die westlichen Sunniten durch große politische Umwälzungen, durch stete Berührung mit dem christlichen Abendlande des Einflusses fremder socialer Verhältnisse sich nicht erwehren konnten, wurde den östlichen Sunniten, die sich ziemlich allein überlassen waren, gar keine Gelegenheit geboten, in ihrer Gesellschaft Neuerungen oder Veränderungen einzuführen; denn sie verabscheuten das ketzerische Persien, durch das sie die Communication hätten aufhalten können, ebenso sehr als die Chinesen und Hindus.

Unsere Bemerkung, daß der westliche Islam, vom christlichen Abendlande beeinflußt, sich in vielem vom östlichen Islam trennte, mag so manchen auf die Idee bringen, daß die sich immer vermehrende Communication, der zwischen Europäern und Asiaten immer häufiger werdende Austausch der Gedanken in Asien allmählich eine gänzliche Umgestaltung der Dinge verursachen, oder, wie manche sanguinische Reisende neuerer Zeit glauben wollten, daß Asien mit der Zeit sich europäisiren werde. Diese Frage wird gewiß jeden, der eine Verbesserung der socialen Verhältnisse in Asien wünscht (und wer sollte dies nicht wünschen!) interessiren, sie ist natürlich zu wichtig, um hier nur so en passant besprochen zu werden; doch kann ich nicht umhin, um gewissen Misdeutungen oder falschen Combinationen vorzubeugen, zu bemerken, daß diese von uns angeführte Erscheinung noch lange nicht als maßgebendes Beispiel zu betrachten sei, denn es wäre höchst schade, wenn man das Flittergold europäischer Bildung und Denkungsweise, mit dem die neuere Gesellschaft in der Türkei und Persien ihr altes, schmuziges Kleid bedecken will, für ein edles Metall halten würde. Was europäischer Einfluß in jenen Ländern bis heute gewirkt hat, ist leider, leider muß ich sagen, sehr gering und nichtig. Die Annahme einiger unserer Kleider und Möbelstücke mag nur das unerfahrene Auge eines Touristen täuschen, innerlich ist alles so wie es vor alten Zeiten war, und wird wahrscheinlich lange, sehr lange noch so bleiben.

Es ist einmal ausgemacht, daß wir Europäer zu unserer Mutter Asien im selben Verhältnisse stehen wie im gewöhnlichen Leben mancher erwachsene Sohn zu seiner von gewissem Aberglauben sich nur schwer trennenden Mutter steht. Mutter Asia hat uns erzogen, geistig und materiell stammen wir von ihr ab, doch wird uns niemand Undankbarkeit oder Achtungslosigkeit vorwerfen können, wenn wir die Ansichten der „alten Mama" verwerfen und zu ihrem eigenen Wohle ihr hier und da unsere Ideen aufdringen.

Ja aufdringen, sage ich, denn was bis heute von der europäischen Civilisation in Asien aufgenommen wurde, ist nicht aus Ueberzeugung, nicht aus Liebe zu unsern geselligen Verhältnissen, sondern einzig und allein aus Furcht geschehen, und da gezwungene Liebe nie von Dauer ist, so wäre es sehr trüglich, von den bisherigen Veränderungen in Westasien auf die Zukunft ganz Asiens schließen zu wollen.

XIII.

Sklavenhandel und Sklavenleben in Mittelasien.

Der letzte Kanonenschuß, den die siegreichen Unionskämpfer gegen ihre separatistischen Brüder abgefeuert, hat dem Sklavenhandel auf dem westlichen Theile unserer Hemisphäre, wenngleich nicht in Ruinen gestürzt, doch eine gewaltige Bresche beigebracht. Die Flagge Großbritanniens in den Gewässern Ostafrikas, die neue Eroberung des ganzen Kaukasus durch Rußland haben diesen abscheulichen Handel auch bei den Mohammedanern Westasiens ziemlich gelähmt; die faulen, verweichlichten Orientalen mögen noch lange mit bitterm Groll auf die Humanitätsbestrebungen Europas hinblicken; der Ein- und Verkauf von Menschen geschieht doch überall mit einer gewissen Enthaltsamkeit, überall unter dem Schleier der Schamhaftigkeit, oder besser gesagt, der Furcht vor europäischen Augen. Unumschränkt und ungehindert ist dieser Handel heute einzig und allein nur noch in Mittelasien anzutreffen. Hier in diesem alten Sitze asiatischer Rauheit und Barbarei fallen dem Sklavenhandel noch immer jährlich Tausende der unglückseligsten Opfer zu. Nicht unbehülfliche, auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehende Neger sind es, sondern Mitglieder einer von jeher ihrer Bildung halber berühmten Nation, die vom Herde der bessern Culturzustände aus dem

Kreise ihrer Familie in die Sklaverei geschleppt werden. Herzzerreißender und betrübender ist das Bild des mittelasiatischen Sklavenlebens als jenes, welches eine geistreiche amerikanische Schriftstellerin vom Lose der Neger in ihrer Heimat entwarf, und da Europa von den unglücklichen Verhältnissen jener fernen Gegend bis heute nur wenig und ungenügende Nachrichten hat, so mag es ganz an seinem Orte sein, wenn wir hier unsere darauf bezügliche Erfahrungen recapituliren und ausführlich mittheilen.

Was die portugiesischen Sklavenmäkler und die arabischen Elfenbeinhändler im Innern Afrikas sind, das sind die Turkomanen für die nordöstlichen und nordwestlichen Theile Irans, ja man könnte sagen für ganz Persien. Dort wo Nomaden auf unabsehbaren, wüsten Steppen in der unmittelbaren Nähe eines civilisirten Landes sich befinden, dort ist Raub und Sklaverei immer mehr oder weniger unvermeidlich. Die wüste, arme und nackte Natur hat ihre Kinder mit einer unbändigen Lust zu Abenteuern und überlegenen physischen Kräften ausgerüstet; was der dürre Boden ihrer Heimat ihnen versagt, das müssen sie bei ihren mehr gesegneten Nachbarn suchen. Der Verkehr geschieht nur selten auf freundlichem Wege, und da der beraubte und hart mitgenommene friedliche Ackerbauer den gutberittenen Nomaden über die Grenze der spurlosen Sandfelder nicht verfolgen kann und es auch nicht wagt, so kann letzterer, geschützt vom Bollwerk seines heimatlichen Terrains, seinen räuberischen Vergnügungen ganz ungestraft nachhängen. In dieser unglücklichen Lage befanden sich früher die Städte am Rande der Sahara und der Wüste Arabiens; in letzterer sind noch heute die Karavanen den größten Gefahren ausgesetzt, und Persien muß dieses Elend mit um so größerer Wucht empfinden, da die an seiner Nordgrenze sich befindenden Wüsten die ausgedehntesten und schrecklichsten, deren Einwohner aber auch die wildesten aller Nomaden sind.

Den Kämpfen des grauen Alterthums zwischen Iraniern und Turaniern, die der Meistersänger des „Buchs der Könige“ besingt, scheinen auch die Gewaltthätigkeit der letztern zu Grunde gelegen zu haben. Die Streitenden jener Zeit werden zwar als zu einem und demselben Stamme gehörig bezeichnet, doch finden wir, daß die Völker Nordirans zur Zeit der Alexandrinischen Feldzüge den großen Macedonier um Schutz und Hülfe gegen ihre nördlichen Nachbarn baten, die sie als schreckliche, unmenschliche Figuren schilderten (wahrscheinlich mit echt mongolischem Typus, der von dem iranischen stark absticht). Alexander ließ eine große Mauer vom Kaspischen Meere bis zu den kurdischen Gebirgen aufführen, doch hat dieses Riesenwerk, ganz entsprechend der Größe seines Begründers, ebenso wenig von dauerhaftem Nutzen sein können wie das gleichartige Gebäude in China. Dieses sowol als erstere ist von dem mit ungestümer Wuth sich dahinwälzenden Strome der Barbaren bald durchbrochen worden, und die schrecklichen Verheerungen sind nur dann mehr oder weniger vermindert worden, wenn energische Fürsten statt steinerner Mauern eine Schutzwand von wohlgerüsteten Heeren aufstellen konnten. Und so ist es noch heute der Fall. Turkomanen und Oezbegen können sich in Zeit und Maß ihrer Streifzüge in Iran immer nur nach den friedlichen oder unruhigen Verhältnissen des Landes, nach der Energie und Macht der Gouverneure der zu überfallenden Provinzen richten. In den letzten Wirren bei der Begründung der kadscharischen Dynastie haben einzelne Haufen der Jomut-Turkomanen, trotzdem daß ein großer Theil von ihnen unter den Fahnen Aga-Mehemmed-Chan's diente, bis nahe an Isfahan ihre Raubzüge ausgedehnt, während nordöstlich die Tekkes bis Seistan vordrangen. Heute haben die beiden Provinzen Chorassan und Mazendran am meisten zu leiden. Die Turkomanen beobachten erst genau die persönlichen Eigenschaften und Charaktere der neuernannten Gouverneure, und sind sie von der Feigheit, Pflichtvergessen-

heit derselben überzeugt, was übrigens sehr oft der Fall ist, so fallen sie ebenso rasch und häufig über die wehrlosen Districte her, als sie sich kaum zu zeigen wagen, wenn tüchtige Offiziere an der Spitze der Angelegenheiten in diesen Grenzgegenden stehen. Zur Zeit meiner Reise waren die Wege in Chorassan so sicher, daß einzelne Reisende auf solchen Strecken dahinzogen, wo früher die größten Karavanen nur unter dem Schutz einer Batterie und einer Truppenabtheilung zu gehen wagten, denn der Gouverneur Sultan Murad Mirza hielt die räuberischen Nomaden gut im Schach, jede ihre Bewegungen war ausspionirt, und sie durften sich nur zeigen, als sie in ihrem eigenen Versteck angegriffen und streng gezüchtigt worden. In Astrabad hingegen, wo ein Schwachkopf regierte, war es so unsicher, daß die Perser von den Jomuten vor den Thoren letzterer Stadt aufgegriffen wurden.

Sämmtliche Turkomanenstämme am Rande und im Innern der Wüste halten den Sklavenraub von ihrer Existenz für so unzertrennlich, daß ein ferneres Verbleiben in den Steppen beinahe undenklich erscheint, im Fall diese Hauptlebensquelle versiegen würde. Was andere Völker mit der „Aussicht auf eine reiche Ernte“ bezeichnen, das heißt bei ihnen „Hoffnung auf offene Wege nach Iran“, und die Zeit, die man anderswo mit Feldbau, Bewässerung u. s. w. zubringt, wird bei ihnen auf Dressirung der Pferde, Herrichtung der Waffen und Scheingefechte verwendet. Gewohnheit hat dieses abscheuliche Geschäft zum redlichen Gewerbe gemacht, es wird als ein Dschihad (Religionskrieg) gegen die für ungläubig erklärten Schiiten betrachtet, die auf den Raub ziehenden Helden werden mit dem Segen der Geistlichkeit versehen, und im Falle einer seine schändlichen Thaten mit dem Leben büßt, wird er daheim als heiliger Märtyrer erklärt, ein großer Hügel mit aufgepflanzter Fahne wird über die selten in Feindeshänden zurückgelassenen Leichen erhoben und Andächtige

wallfahrten mit zerknirschten Herzen zum Grabe eines solchen heiligen Räubers.

Wie groß die Verwüstung der stark heimgesuchten Provinzen sei, ist nach erwähnter Entschlossenheit der Turkomanen leicht begreiflich. Kein Krieg oder sonstiges elementarisches Unglück wiegt das zugefügte Unheil auf. Nicht nur auf den Straßen wird Handel und Wandel gelähmt, sondern der Ackersmann muß auf seinem Felde, das er zu bestellen denkt, sich erst einen Schutzthurm bauen, um gegen plötzlichen Ueberfall im Freien sich schützen zu können; selbst das kleinste Dorf ist mit hohen Mauern umgeben, doch auch hier ist man nicht genug geborgen, denn die Turkomanen pflegen in großen Haufen derartige befestigte Orte zu belagern und führen oft die ganze Einwohnerschaft sammt Hab und Gut mit sich fort. Im östlichen Chorassan habe ich Dörfer passirt, die trotz der reichsten Wälder, welche in der nahen Umgebung sind, im Winter frieren mußten, da sich niemand um Holz zu fällen außerhalb der Mauern wagte. Andere leiden Hunger, da ihre Wasserstandsmühlen außerhalb des Dorfes liegen, und auf Reisen sich zu begeben ist geradezu das allergefährlichste Unternehmen, das man nur in äußerster Nothwendigkeit oder unter bewaffnetem Schutz unternimmt.

Wie sehr übrigens diese Furcht vor turkomanischer Gefangenschaft gerechtfertigt, ist den Lesern meines Reisebuches schon genugsam bekannt. Das Los der Neger, die im engen Raume eines Schiffs eingepfercht nach Amerika versendet werden, ist wol hart genug, doch ist es nicht minder schwer, hinter dem Sattel eines Turkomanen aufgeschnallt, die Füße über den Bug des Pferdes gebunden, oft bei Ermangelung von Nahrungsmitteln und Wasser, in stunden-, ja tagelangem Ritte sich von der süßen Heimat, aus der Mitte seiner Theuern entfernen zu müssen. Und wie groß sind erst die Entbehrungen und Leiden des Iraniers, der an gekochte Speisen, an die Annehmlichkeiten einer festen Wohnung, an die ci-

vilisirten Zustände seines Landes gewöhnt ist, unter dem Zelte des armen und wilden Turkomanen, unter dem rauhen Klima der öden Steppen, wo er Tag und Nacht, mit schweren Eisen belastet, dem Schimpf und Spott, den Flüchen und Schlägen seines tyrannischen Herrn ausgesetzt ist? Ja wahrlich, eine der härtesten Prüfungen ist der Aufenthalt unter den Nomaden, es ist der Anfang des großen Elends, und wie jeder Anfang überaus schwer und mühsam.

Dem Geschäfte des Menschenraubes liegen heute nur noch Oezbegen und Turkomanen ob. Von erstern sind besonders die Einwohner Chiwas zu nennen, doch nur dann, wenn ihre Feindseligkeit mit den Turkomanen sie an die Grenzen Irans bringt. Die Bocharioten haben seit dem Anfang dieses Jahrhunderts sich genanntem Lande nicht genähert und mit Chokand sind sie sozusagen fast nie in unmittelbare Berührung gekommen. Von den Turkomanenstämmen sind es heute die Tekkes und Jomuten, die in größter Zahl dieses Gewerbe betreiben, die einen in Chorassan, Herat, Sistan und sogar entlang der Westgrenze Afghanistans, die letztern auf dem Kaspischen Meere und an dessen südlichen Gestaden. Nach diesen sind die Salor und Sariks zu erwähnen, die, gebrochen an Zahl und Macht, selten, aber mit desto größerm Ungestüm auftreten. Alielis und Karas können nur dann und wann einer Karavane von Hindus und Tadschiks, bisweilen auch Afghanen habhaft werden, und das nur auf dem Wege nach Bochara, während die Tschaudors zwischen dem untern Laufe des Oxus und dem Kaspischen Meere, nachdem die Russen nicht mehr verkäuflich, auch nicht mehr so leicht zu fangen sind, beinahe gar kein Feld mehr übrig haben. Die Sklaven in Mittelasien sind daher ihrer Nationalität nach in der Mehrzahl schiitische Perser aus den schon genannten Provinzen und mitunter aus allen Theilen Irans, die theils auf ihrem Wege nach dem Wallfahrtsort Meschhed, theils in den Kriegen ihrem unglücklichen Lose verfallen. Ferner sunnitische Perser aus

Chaf und Herat, letztere werden größtentheils auf den Feldern und beim Pistaziensammeln gefangen. Dschemschidis und Hezares, die ihren gegenseitigen Fehden erliegen, sind seltener anzutreffen, und noch geringer ist die Zähl der Afghanen und Hindus. Araber und Osmanlis, die trotz ihrer Hochachtung auch verkauft werden, sind meines Wissens nach heute nur vier oder sechs an der Zahl, und nur Juden sind es, die von den Nomaden als Zauberer gefürchtet, bei den Turkestanern des allzu großen Abscheues halber unverkäuflich, von den Banden der Gefangenschaft befreit sind.

So wenig die Gesammtzahl der jährlich in Gefangenschaft Geschleppten bestimmt werden kann, da diese, wie schon gesagt, je nach den in Iran obwaltenden Verhältnissen variirt, ebenso schwer ist es auch, nur in annähernder Weise die Zahl der heute in ganz Turkestan lebenden Sklaven zu bestimmen. Da nicht jeder in turkomanische Hände Gefallene als Sklave nach den Chanaten verkauft wird, so ist bei den in Iran herrschenden Vermögenszuständen anzunehmen, daß beinahe ein Drittel von jenen, die in Mazendran und an der Meeresküste gefangen worden, ausgelöst werden, welcher Fall für den Nomaden besonders von Nutzen ist, da er erstens die Kosten einer längern Verpflegung erspart, zweitens sich nicht den Chancen des Marktes aussetzt: denn im Falle seine Beute fehlerhaft ist, kann er sie gar nicht verkaufen. Dieses Verhältniß ist aber nicht überall gleich. In Gefangenschaft gerathen größtentheils die ärmern Leute, da diese als Hirten und Feldarbeiter mehr der Gefahr eines Ueberfalles ausgesetzt sind und sich auch seltener loskaufen können. Wenn daher das Verhältniß von einem Drittel zum Ganzen in manchen Theilen besteht, so ist es in dem bedeutend ärmern Chorassan und Sigistan am allerschwersten aufzustellen, da ich aus dem Munde der im Sklavenhandel ergrauten Mäkler hörte, daß in dieser Gegend kaum ein Zehntel von den Turkomanen zurückgekauft werden kann und neun Zehntel als Waare auf

den Markt expedirt werden. Für sich selbst behält der Turkoman nur dann einen Sklaven, wenn dieser 1) alt oder krüppelhaft ist, aber doch so viel Dienste leisten kann, daß er sich sein Brot verdient, denn im widrigen Falle wird er erbarmungslos niedergemetzelt; 2) Säuglinge, die dann, als Turkomanen erzogen, die wildesten Freibeuter werden; 3) Wenn Cupido eine schöne brünette Iranierin ihm so theuer macht, daß ihm die Trennung zu schwer fällt. Dies letztere ereignet sich übrigens nur sehr selten — die Turkomanen sind bekanntlich die schmuzigsten Geizhälse der Welt — und da ihnen das Gefühl der Tugend, welches den tscherkessischen Hurihändlern hoch nachgerühmt wird, gänzlich fehlt, so erhalten die Höfe von Chiwa und Bochara so manche Blume aus Iran, deren Thautropfen von Turkomanenhand abgeschüttelt wurden. Man findet daher bei den Bewohnern der Steppe nur solche Perser, die in ihrer Heimat keines bessern Loses theilhaftig werden können als unter den Turkomanen, oder entwischte Sträflinge und Missethäter, die ihr früheres Handwerk, nämlich Raub und Mord, dann im Vereine mit den Nomaden ausüben.

Im gewöhnlichen Laufe des Handels pflegen die turkomanischen Menschenräuber ihre Beute höchstens nur zwei oder drei Tage zu behalten, und solche geht dann in die Hände der Mäkler über, die erstern Geld oder Nahrungsmittel als Vorschuß gegeben haben. Diese gewissenlosesten Wucherer ziehen auch den größten Nutzen von dem abscheulichen Geschäfte, denn die Plünderer sind meistens liederliche Individuen, die im Gegensatze zum allgemeinen Charakter der Nomaden alles verprassen und verspielen. Mäkler gibt es zweierlei: a) Turkomanen, die den Handel zwischen den Steppenbewohnern und den Chanaten besorgen. Sie warten eine längere Zeit, bis sie eine Zahl von 30 oder 50 Sklaven gesammelt haben, um dann in Karavane nach Chiwa oder Bochara zu gehen. Während dieses Zwischenraums wird die Waare, um die

Lagerspesen der Verköstigung zu vermindern, als Tagelöhner verliehen, jedoch unter Bürgschaft für Beschädigung. b) Sunnitische Grenzbewohner Persiens, die eine curiose zweideutige Rolle spielen und die verächtlichsten Mitwirker dieses Geschäfts sind. Während sie einerseits den Persern als Vermittler dienen, den Aufenthalt der Geraubten in der Wüste oder in Turkestan ausfindig zu machen, sind sie andrerseits die besten Spione der Räuber, denen sie die näheren Nachrichten über den Zustand eines Dorfes oder einer Karavane zukommen lassen. Manche, besonders die an der Ostgrenze Irans wohnenden, halten in Herat, Meïmene und Bochara sogar Magazine für Sklaven, und während sie jährlich einmal einen Troß von Unglücklichen beiderlei Geschlechts nach dem Markte führen, bringen sie auf ihrer Rückreise einen andern Troß von Freigewordenen oder durch ihre Vermittelung Losgekauften mit sich. Sie nehmen von der Familie des Verunglückten immer einen dreifach höhern Preis als das gewöhnliche Lösegeld mit, sprechen von den Schwierigkeiten des Aufsuchens und Loskaufens, trotzdem sie den Ort des unglücklichen Opfers, das sie vielleicht selbst hingeschickt haben, genau kennen und durch Hülfe ihrer zahlreichen Agenten auch über den Preis schon einig sind. Wahrlich interessant ist es, wie diese Schurken ihre Gefühle, Politik und Religion verändern, je nach der Richtung ihres Weges. Auf der Hinreise nach Bochara, nämlich in ihrer Qualität als Sklavenhändler, spielen sie den eifrigen Bocharioten, schimpfen über die ketzerische Schiitenwelt und frohlocken über das gerechte Los der persischen Sklaven. Auf der Rückreise nach Iran, nämlich wenn sie die Sklavenerlöser machen, da lästern sie am meisten die Grausamkeit und Tyrannei der Bocharioten, weinen bittere Thränen über das Schicksal der armen Perser und sind mit Einem Worte die weichherzigsten Menschen der Welt. Auch in der Karavane, mit der ich von Bochara nach Herat ging, reisten zwei derartige Mäkler, die in Chaf und Kain zu Hause waren.

Beide führten das Prädicat Chodscha (d. h. Abkömmlinge des Propheten), auf welch religiösen Titel sie nicht wenig stolz waren. Beispiellos war die Zärtlichkeit und Sorgfalt, die sie den unter ihrer Obhut heimkehrenden Sklaven erwiesen. Sie, die blos einige Monate früher, wie der Karavanenführer mir erzählte, einen Haufen der Unglücklichen in die harte Sklaverei führten.

In den Chanaten von Chiwa und Bochara selbst bilden die Sklavenhändler, Dogmafurusch genannt, schon eine ganz geregelte Zunft, und sind ihrer Nationalität nach mehr Sarts, Tadschik und frei gewordene Perser als Oezbegen oder sonstige dem turko-tatarischen Stamme angehörige Leute. Der Verkauf geschieht in den Magazinen oder auf andern von den Städten entfernten öffentlichen Märkten, wohin die Waare natürlich einige Tage früher transportirt wird. Die bedeutendsten Niederlagen sind anzutreffen im Chanat von Chiwa, erstens in der Hauptstadt, dann in Hezaresp, in Gazavat, in Görlen und in Köhne. Es hat außerdem noch jeder Ort von Bedeutung einen Kleinhändler, der theils in geschäftlicher Verbindung mit den Großhändlern steht, theils über deponirte Waare verfügt. In Bochara ist am ersten der Ort Karaköl und dann die Hauptstadt zu nennen, ferner Karschi und Dschihardschuj. Merkwürdig ist es, daß östlich von Samarkand dieser abscheuliche Handel immer mehr und mehr abnimmt, sodaß es in Chanat von Chokand keine großen Sklavenhändler mehr gibt, und ein großer Theil der dort befindlichen Sklaven ist auf dem Territorium von Bochara gekaut. In den nordwärts von den Chanaten liegenden Steppen, dank der russischen Herrschaft, sind nur wenig Sklaven, und das mehr als Luxusgegenstand bei den reichen Beis, anzutreffen.

Der Preis, den die Sklaven auf dem mittelasiatischen Markte haben, hängt wie bei jeder andern Waare zumeist von der im Lager sich befindenden Quantität ab, welche in Friedenszeiten kleiner, in Kriegszeiten aber größer ist. Es gibt dessen-

ungeachtet einen couranten oder permanenten Preis, der heutzutage in folgender Weise bezeichnet werden kann.

a) Männliche Sklaven.

	In Chiwa:	In Bochara:
Von 10—15 Jahren	40 Tilla	35 Tilla
„ 15—25 „	60 „	45—50 „
„ 25—40 „	70—80 „	80 „

b) Weibliche Sklaven.

	In Chiwa:	In Bochara:
Von 10—15 Jahren bei besonderer Schönheit	70—80 Tilla	70—80 Tilla
Von 15—25 Jahren.............	50—60 „	50—60 „
„ 25—40 „	40 „	40 „

Die Verschiedenheit des Preises bei männlichen Sklaven gleichen Alters hängt am meisten von ihrer körperlichen Beschaffenheit und von ihrer Nationalität ab. Die Türken Nordirans sind am meisten bevorzugt, denn erstens verständigen sie sich leichter mit dem Schwesterdialekt des Mittelasiatisch-Türkischen, zweitens sind sie robuster, mehr auch an Arbeit gewöhnt als die übrigen Einwohner Irans. Den geringsten Preis erhalten die Afghanen, denn sie sind die schlechtesten Arbeiter, und noch obendrein gefährlich ihrer Rachsucht und ihres leicht aufbrausenden Charakters halber, welche für einen grausamen Herrn oft traurige Folgen haben. Was die weiblichen Sklaven betrifft, so erfreuen sich diese lange nicht jener Stellung im Leben, deren die Töchter Tschirkassiens und Georgiens in der Türkei und Persien theilhaftig werden, und ihre Rolle ist eher mit der zu vergleichen, welche die Negerinnen in genannten Ländern spielen. Die Ursache hiervon ist sehr leicht erklärlich. Erstens entsprechen die Töchter Turkestans mehr dem Schönheitsgeschmacke der Oezbegen und Tadschiks als die Iranierinnen, welch letztere mit ihrem olivenfarbenen Gesicht und großer Nase gegenüber den weißen vollwangigen Oezbeginnen nie den Parisapfel gewinnen können. Zweitens ist die Polygamie bei dem Mittelasiaten in-

folge seiner Armuth bei weitem nicht so allgemein wie bei den Westmohammedanern. Der Oezbege ist außerdem viel zu aristokratisch, um seinen Tisch und sein Bett mit einer für Geld gekauften Sklavin theilen zu wollen, und wenn dieser Fall auch in Bochara bei den hohen Würdenträgern hier und da vorkommt, jedoch immer nur bei den ganz jung eingeführten und in Turkestan erzogenen Perserinnen, so ist es doch eine beinahe seltene Erscheinung bei der Mittelklasse. Auch ist das Heirathen hier leichter als in andern islamitischen Ländern, und Sklavinnen werden entweder nur als Luxusgegenstände im Harem der Großen oder als Dienstmägde verwendet.

Ganz anders verhält es sich mit der Verwendung der männlichen Sklaven. Dieses seit Jahrhunderten her üblich gewordene Menschencontingent der turkestanischen Steppenländer ist dem ackerbauscheuen Oezbegen schon so unentbehrlich geworden, daß er ohne dasselbe seinen Nahrungsbedarf der Erde schwerlich abgewinnen könnte, welches am besten dadurch bewiesen ist, daß der hohe und niedere Preis der Cerealien von dem Wasserstande des Oxus, am meisten aber von der größern oder kleinern Anzahl der jährlich verkauften Sklaven abhängt. Als Zweck daher, wozu die Sklaven verwendet werden, ist vorzüglich der Ackerbau, dann die Viehzucht zu nennen, und je größer die Landbesitzungen eines özbegischen Herrn sind, desto größer ist die Zahl der dazu benöthigten Sklaven. In einem Lande wie Turkestan, wo das kriegerische Element vorherrschend ist, und wo jeder Freigeborene, sei es aus Instinct, sei es aus politischer Nothwendigkeit, lieber zum Schwert als zum Pflugeisen greift, müssen die zum mörderischen Kriegsspiele verwendeten Arme durch arbeitsgewohnte Hände ersetzt werden. Dieses Verhältniß ist am besten dadurch illustrirt, daß jene Gegenden, wo die Bevölkerung dem Kriege und Raube am meisten ergeben, auch die Zahl der Sklaven die größte ist. Von den drei Chanaten steht hierin Chiwa in erster Kategorie, Bochara in

zweiter und Chokand in dritter. In Chiwa ist die große Mehrzahl der Bevölkerung özbegisch, durch die von allen Seiten angrenzenden wilden Nomaden dauert der Krieg hier unaufhörlich fort, und Anarchie ist häufiger wie in den Schwesterchanaten. In Bochara, wo die Bevölkerung mit den friedlichen Tadschiks stark untermischt ist, haben die Zustände durch eine ältere, besser geordnete Regierung schon mehr Stabilität erlangt, während schließlich in Chokand, wo es auch viele Tadschiks gibt, durch die berüchtigte Feigheit der Einwohner der innere Krieg selten und auch nie sehr verheerend ist. Neben Ackerbau und Viehzucht wird ein geringer Theil der Sklaven von den Beamten (Sipahi) als auch von dem Regenten zu Privatdiensten verwendet. Hierzu werden aber nur die im Jugendalter nach Mittelasien gebrachten genommen, die nach gänzlicher özbegischer Erziehung außer dem Schimpfnamen Kul (Sklave) nur wenig Spuren ihres harten Schicksals empfinden. Diese, gleich den tscherkessischen Sklaven der Türkei, erreichen oft die höchsten Würden, denn mit der angeborenen iranischen Scharfsinnigkeit verdrängen sie bald ihre özbegischen Rivalen, und nicht nur in den Privathäusern der Großen, sondern selbst unter den Hofbeamten finden wir in den beiden Chanaten viele, die, als Gefangene dahin gebracht, später ganze Provinzen beherrschen. In Bochara, wo bei vorherrschenden persischen Elementen die özbegische Aristokratie nicht von großer Bedeutung ist, pflegen die Regenten oft Sklavinnen zu ihren ehelichen Weibern zu machen, und so wie die Mutter des gegenwärtigen Emirs, so ist auch eine seiner Frauen iranischen Ursprungs.

Beim Ankauf von männlichen Sklaven wird daher besonders auf gesunden rüstigen Körperbau gesehen, und der Werth ist desto größer, wenn diesem ein später sich zeigendes gutes Naturell beiwohnt. Der Verkäufer muß gegen verborgene körperliche Fehler drei Tage lang gutsagen, denn obwol während des Unterhandelns der Arme gleich einem Lastthiere an allen

Theilen des Körpers sorgfältig geprüft wird, obwol man die Kraft seiner Arme, Brust, Rücken und Stimme untersucht, so pflegt man gegen die häufig gebrauchten Kniffe der Mäkler doch sehr vorsichtig zu sein. Es ist namentlich das Alter, welches bei den persischen Sklaven so schwer zu erkennen ist. So wie es in Iran Sitte ist, so pflegen auch die Turkomanen den Bart ihrer Gefangenen, im Falle dieser mit grauen Haaren schon untermengt ist, zu färben. Der Unterschied zwischen 20, ja oft 30 Jahren ist schwer zu erkennen, und es ereignet sich leicht, daß ein mit jugendlichem Aussehen und kohlschwarzem Barte gekaufter Sklave nach einigen Tagen im Besitze seines neuen Herrn sich in einen Greis metamorphosirt. Betrug und List ist bei diesem Handel um desto leichter, da der Sklave, eingeschüchtert durch Furcht und grausame Behandlung seines turkomanischen Herrn, gegen Behauptungen des letztern nie eine Einwendung zu machen wagt. Dies ist besonders bei Sklaven sunnitischen Religionsbekenntnisses von Wichtigkeit, da solche als Glaubensgenossen der Mittelasiaten nach den Gesetzen der Religion nicht verkäuflich sind, wenn sie infolge der Drohungen ihres Herrn ihre Sekte nicht selbst verleugneten. Der Mittelasiate sieht an einem Afghanen oder Herater ganz genau, daß er Sunnite ist; er weiß, daß man ihn zur Apostasie gezwungen hat, und dennoch glaubt er mit der schändlichen Hypokrisie keine Sünde zu begehen. Ich habe in Chiwa und in Bochara selbst bei Mollahs von berühmter Gelehrsamkeit und Frömmigkeit sunnitische Sklaven gefunden, und als ich diese wegen der großen Sünde zur Rechenschaft zog, antwortete man mir: „Während des Kaufs war er Schiite, daß er nun Sunnite geworden, ist einzig und allein dem heiligen Boden Turkestans zuzuschreiben.“ So wird Religion durch Religion selbst betrogen!

Wenn wir nun, nach dem, was über Sklavenhandel gesagt worden, die Existenz der Sklaven in ihrer Sklaverei besprechen wollen, wird es sich herausstellen, daß die härteste

Zeit ihres Loses nur jene ist, wenn sie gefangen in Turkomanen- oder Mäklerhänden dressirt werden, besonders aber wenn der auf seine Civilisation mit Recht stolze Iranier von dem rauhen und barbarischen Turanier, dessen Namen er in seiner Heimat nur mit Spott nannte, gleich einem Thiere verhandelt wird. Der Perser, der von Jugend an immer an die feinsten Höflichkeitsmanieren, an eine blumenreiche, gewählte Conversation, mit Einem Worte an die Annehmlichkeiten seiner Jahrtausende alten bessern socialen Verhältnisse gewöhnt ist, wird bei den derben ganz primitiven Sitten der turkestanischen Welt moralisch immer leiden. Die physischen Drangsale fallen jedoch bei weitem nicht so schwer. Die zum Ackerbau bestimmte große Mehrzahl pflegt durch gutes Betragen bald die Liebe und das Zutrauen ihres Herrn zu gewinnen. Wenn der Sklave nach einjährigem Aufenthalt sich nichts zu Schulden kommen ließ, wird er bald als Mitglied des neuen Familienkreises betrachtet, ja viele erhalten sogar nach einer bestimmten Zeit einen Monatsgehalt oder Tantième vom Product der ihnen anvertrauten Felder oder Viehzucht, und da der Iranier im allgemeinen thätiger und sparsamer ist als sein turanischer Nachbar, so pflegen die Sklaven in Turkestan in auffallend kurzer Zeit sich ein kleines Kapitälchen zusammenzuscharren. Dieses wird von den meisten zur Loskaufung aus der Sklaverei verwendet, wozu er nach siebenjähriger Dienstzeit das Recht hat. Dieser Termin wird übrigens hier und da zur Belohnung für Diensteifer oder aus besonderm Wohlwollen des Herrn verkürzt, und der Sklave wird auf dieselbe Weise mit dem Azad (Freiheits-) Brief überrascht, wie man bei uns einen treuen Diener mit irgendeinem Geschenke erfreut. Ein solches Schreiben wird vom Kadi und der weltlichen Behörde legalisirt, und der in dessen Besitz Gekommene ist sogleich Herr seiner Existenz und Handlungen. Der Befreiungsact selbst wird überall mit gewisser Feierlichkeit begangen. Man schlachtet Schafe, ladet

Gäste ein, der Emancipirte umarmt die männlichen Mitglieder des Hauses, und nachdem er mit seinem Herrn auf einem und demselben Filsstück Platz genommen, ist seine Unabhängigkeit verkündet. Unter den Kirgisen pflegt der Herr bei solcher Gelegenheit dem Sklaven ein weißes Bein an den Gürtel zu befestigen, welches bedeutet, daß er nun aus der Kaste der Schwarzbeinigen (untergebenes Volk) in die Reihe der Weißbeinigen (Adel oder Herren) getreten ist.

Dies von den gutmüthigen und folgsamen Sklaven. Dort wo das Gegentheil sich zeigt, läßt özbegische Rauheit und Barbarei sich auch in seiner vollen Strenge fühlen. Haarsträubend ist die Liste der Strafen, mit welchen man einen Widerspenstigen zum Gehorsam zwingt. Der Herr verfügt wol gesetzlich über das Leben seines gekauften Dieners, doch tödtet er ihn, um durch gänzlichen Verlust des Kaufpreises sich nicht selbst zu schaden, nur sehr selten; aber die Qualen eines solchen unglücklichen Geschöpfes sind viel härter als der Tod. Manche werden jahrelang bei kargen Brot- und Wasserraten in der wilden Wüstenei gehalten, andere einige Tage vor dem Ablauf ihrer siebenjährigen Dienstzeit aufs neue verkauft, jedoch nicht in den Chanaten selbst, denn hier sind sie ihrer bald ruchbar gewordenen Tücke halber unverkäuflich. Mit einem solchen Trugkauf werden die im Sklavenhandel unerfahrenen Kirgisen hintergangen, der Perser kommt von der Stadt in die Steppe, von wo aus er, wenngleich befreit, nur selten in die Heimat zurückkehrt.

Auffallend erschien es mir, daß von der beträchtlichen Anzahl persischer Sklaven, die nach Mittelasien kommen, nach erlangter Freiheit kaum die Hälfte in die Heimat zurückkehrt. Zur letztern Klasse gehören meistentheils jene, die entweder durch zurückgelassene Familienverhältnisse oder durch besonderes Heimweh zur Rückkehr bewogen werden. Wer länger als zwölf Jahre in Turkestan gelebt, wird solches selten mit Iran vertauschen. Die Sklaven sind, wie schon

früher bemerkt wurde, in der Majorität von armer Abkunft und nachdem sie sich in Turkestan einen sichern Erwerbszweig oder ein kleines Vermögen erworben haben, fällt es ihnen selten ein, nach Iran zu gehen, wo durch Uebermaß von Eifer und Thätigkeit die Existenz eine viel schwerere ist, wo die Lebensmittel theuerer sind, wo Luxus und Pracht der Bemittelten so viele Wünsche und Verlangen im Busen der Aermern rege machen. Dieser Umstand ist um so mehr zu bewundern, als die frei gewordenen Sklaven, mögen sie sich der größten Schätze oder der höchsten Würden erfreuen, die Schmach des Wortes Kul (Sklave) bei jeder Gelegenheit tief empfinden müssen. Wenngleich in den glänzendsten Verhältnissen, kann der Kul nie um die Hand der Tochter eines freien Oezbegen werben, von denen selbst die Aermsten mit ihm sich nicht verschwägern wollen, und ich könnte Beispiele anführen, wo ein Oezbeg selbst auf Befehl des Chans seine Tochter verweigerte, und sich lieber den Zorn seines Fürsten zuzog, als den ehemaligen Sklaven seinen Schwiegersohn zu nennen. Selbst die Chanezads (Kinder eines Sklaven), die nicht mehr verkäuflich sind *), werden auf gleiche Weise behandelt, sie können nur Töchter anderer frei gewordener Sklaven oder Sorts heirathen, und nur im vierten Geschlecht kann die Schmach des Wortes Kul ein wenig verhallen, aber nicht gänzlich vergessen werden. In einem Lande wie Mittelasien, wo Tapferkeit als höchste Tugend bezeichnet wird, sieht man in der Person des Sklaven das Nonplusultra von Feigheit, einen Menschen, der aus Mangel der Todesverachtung sich in Fesseln schlagen ließ; und diese Untugend ist es, was man ihnen so schwer verzeihen kann. Zu dieser Anschauung gesellt sich noch das grenzenlose aristokratische Gefühl der Tataren, Nomaden sowol als Ansässige, in denen sie selbst die

*) Das Verkaufen eines Chanezads wird als eine schimpfliche That betrachtet, und wer solche begeht, ist als Räuber oder Dieb verrufen.

wildesten Tories oder dreizehnlöthige Marquis von Saint-Germain übertreffen, Gefühle, die man nicht nur den fremden Iranier, sondern selbst den einheimischen Tadschik, diesen ehemaligen Besitzer des Landes, empfinden läßt.

Es ist natürlich auch einzig und allein die moralische Zurücksetzung, die der Freigewordene als Spur seiner frühern Schmach stets vor Augen hat. In seinen bürgerlichen Rechten kann er von niemand beeinträchtigt werden, und da der Orientale im allgemeinen leichter wie jeder andere Sklave der Gewohnheit wird, so konnte ich mir es leicht erklären, warum viele der frei gewordenen Perser in dem früher so sehr verachteten und gefürchteten Turkestan sich niederlassen und mit zeitweisen Besuchen ihrer Verwandten und den schiitischen Heiligen Irans ganz vergnügt im fremden Lande leben.

Leider ist es eben dieser materielle Wohlstand der Sklaven, mit welchem die Mittelasiaten sowol als die andern Mohammedaner des Ostens uns vindiciren wollen, wenn wir unsern Abscheu gegenüber dem schmählichen Handel, der mit Menschen getrieben wird, auszudrücken pflegen. So wie in Turkestan, so hört man auch oft in der Türkei sagen: „Der Sohn oder die Tochter des wilden Tschirkassiens waren in der Heimat arme Leute, die in ihren freien Bergen sich kaum mit Brot sättigen konnten — und bei uns werden sie reiche Beamte und Paschas, ja oft Prinzessinnen, die durch ihren mächtigen Einfluß das ganze Land regieren.“ Man weist hin auf die milde Behandlung der Sklaven in den Häusern der Vornehmen, wo zwischen ihnen und den übrigen Mitgliedern der Familie kein Unterschied gemacht wird, doch vergißt man, daß dies nur ausnahmsweise Fälle sind, und daß ein derartiger Glücksstern zumeist von den mehr oder weniger körperlichen Schönheiten der Gekauften abhängt. Was thun jene, die durch ein minder glückliches Aeußere die Gunst ihrer Herren nicht gewinnen können? Was die große Mehrzahl jener Bedauernswerthen, die, zu den schwersten Diensten verwendet, den ewigen Drang-

salen und dem Zorn ihrer launenhaften tyrannischen Besitzer ausgesetzt sind?

Das natürlich wird nicht in Rechenschaft gezogen, und noch weniger jener schreckliche grauenvolle Act des Verkaufens. Aber am Ufer des Bosporus oder des Oxus pflegen sich die Leute nur selten das Elend des Augenblicks zu vergegenwärtigen, wenn der unglückliche Sklave aus seiner langgewohnten Lebensweise, aus dem Kreise der Seinigen gerissen wird. Wie viele Waisen, wie viele Witwen, wie viele unbehülfliche, vom Alter gebeugte Aeltern bleiben verlassen zurück und ringen die Hände um den in harte Gefangenschaft Dahingezogenen? Unendlich ist die Zahl und noch unendlicher der jammervolle Zustand so vieler Herde, Dörfer und Gegenden, die von der Geisel des Sklavenraubes heimgesucht werden. Der Reisende in jenen Ländern wird bei jedem Schritt auf die traurigsten Spuren der Verwüstung stoßen, und sollte er selbst von der glänzendsten Zukunft eines oder des andern Sklaven überzeugt sein, so wird er doch immer ausrufen müssen: „Es ist das abscheulichste Geschäft, das je Menschenhände geschändet hat, dessen Unterdrückung die erste und heiligste Pflicht der Humanitätsbestrebungen unserer westlichen Civilisation ist!“ Die Verhinderung des Sklavenhandels in Mittelasien ist übrigens viel leichter als man sich denkt. Es sind nicht so sehr die Turkomanen als die Consumenten in den Städten, bei denen das Uebel wurzelt. Die nomadischen Bewohner aller Wüsten waren und sind zu solcher That bereit, solange sie Ansässige finden, bei denen sie ihre Waare absetzen können. Sowie die Beduinen sich nie mit Menschenraub besonders beschäftigen konnten, weil die angrenzenden Städte ihre Beute infolge des religiösen Verbots nicht kauften, so würden auch die Turkomanen bald nachlassen, wenn man in den Chanaten den Verkauf von Persern, Afghanen u. s. w. für unerlaubt erklären würde. Dies beweisen am besten die Dschemschidis, Firuzkuhis und Hezare, denen der Sklaventransport nach Bochara

durch die Turkomanen erschwert wird, und da sie in dem afghanischen Herat die Sklaven nicht verkaufen können, so müssen sie von ihren räuberischen Gelüsten, in denen sie den Turkomanen nicht nachstehen, ablassen, oder zu ihrem großen Nachtheile mit erstern sich vereinigen.

Wie einst Sultan Murad-Mirza, dieser aufgeklärte Prinz und Gouverneur von Chorassan, mir seine Verwunderung ausdrückte: daß England, welches so viele Tausende zur Verhinderung des Sklavenhandels in den afrikanischen Gewässern ausgibt, mit ganz gleichgültigem Auge zusehen kann, wie dieser Handel, inmitten Asiens, ein Land wie Persien, dessen alte Civilisation selbst dem Westen von Nutzen war, so schonungslos verwüstet und verheert — ebenso kann auch ich mein Staunen nicht verhehlen über die Gleichgültigkeit, welche Europa, namentlich jener Staat, dessen Flagge überall die Morgenröthe einer glücklichen neuen Aera im Osten verkündet, gegenüber diesen traurigen Zuständen in Asien bis heute gezeigt hat. Sentimentale Zeitungsschreiber mögen in ihren politischen Schwärmereien noch lange die Unabhängigkeitsgefühle manch rauher asiatischer Völker in Schutz nehmen, die unter dem edeln Banner der Freiheit nur Anarchie, Raub und Mord verstehen. Die Zeit der Rousseau'schen Ansichten ist vorüber, und wir können mit voller Ueberzeugung ausrufen, daß Europa, überall wo es sich im Morgenlande zeigt, sei es im friedlichen Gewande des Apostels, sei es in der gefürchteten Rüstung seiner Macht — überall nur Segen streuen kann, überall den Samen einer bessern Existenz — denn je mehr Licht von Westen gegen Osten verbreitet wird, desto mehr werden die Misbräuche der alten Welt schwinden, desto mehr werden unsere Menschenbrüder dort glücklich sein!

XIV.

Ueber die Productionsfähigkeit der drei turkestanischen Steppenländer.

So oft wir über die Eroberungen Rußlands in Mittelasien sprechen, pflegen wir immer zu sagen, daß der Hof von Petersburg in seinen weitreichenden Planen, die er gegen den Hindukusch zu mit so vielem Kostenaufwand und so vieler Mühe verfolgt, gewiß eine reichere Belohnung sucht als die Ufergegenden des Oxus und Jaxartes. Wohl wahr, seine Politik wird nicht mit dem Besitz der drei Chanate sich begnügen; doch dürfen wir den mittelbaren Gewinst dieser Eroberungen nicht unterschätzen, und es ist ganz an der Zeit, daß wir den verhältnißmäßigen Werth der turkestanischen Steppenländer kennen lernen, was und wie viel sie erzeugen oder, nach genügender Bearbeitung, erzeugen könnten.

Schon der Name „Steppenländer" trägt viel dazu bei, daß der bewohnte Theil Turkestans in Bezug auf seine productive Kraft für unbedeutend gehalten wird; hierzu kommt noch die Armuth und höchst primitive, einfache Lebensweise seiner Bewohner; es ist daher gar nicht auffallend, wenn die zu große Entfernung und die daraus hervorgehende Unkunde irrige Begriffe geschaffen und verbreitet haben. Die Einheimischen, wie auch die orientalischen Reisenden und Geographen, so z. B. Idrisi, Ibni Haukal, Ebulfeda und der gelehrte Fürst

Baber gerathen in das entgegengesetzte Extrem, indem sie Turkestan als eins der reichsten Länder der ganzen Erde darstellen und nur Indien einen Vorzug vor demselben zugestehen. Dieser Glaube war früher*) die herrschende Ansicht im westlichen Asien und ich bin demselben an vielen Orten noch in jüngster Zeit begegnet; besonders auffallend war es mir, den egoistischen Iranier zu hören, wie er den Reichthum des tödlich verhaßten Turkestan mit beredtem Munde rühmte. Was uns betrifft, so wollen wir nach Möglichkeit unparteiisch sein, können aber nicht umhin, schon von vornherein zu behaupten, daß Turkestan den uns bekannten Theil der europäischen und asiatischen Türkei, Afghanistan und Persien sowol an Reichthum als auch an Mannichfaltigkeit der Producte weit übertrifft, ja es wäre sogar schwer, in dem sonst so segensreichen und blühenden Europa ein Gebiet zu finden, das dem turkestanischen Steppenlande gleichgestellt werden könnte.

Die Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse ist wesentlich durch die klimatischen Verhältnisse bedingt, deren sich die Uferländer des Oxus und Jaxartes erfreuen. Das Klima ist nicht rauh, doch können wir es auch nicht milde nennen, und obwol es durchschnittlich dem Klima Mitteleuropas entspricht, so muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Winter an den Ufern des Aralsees und in den gebirgigen Theilen Chokands weit strenger, der Sommer hingegen in südlicher gelegenen Gebieten, besonders aber in Gegenden, welche in unmittelbarer Nähe der großen Sandwüsten liegen, oft ein beinahe tropischer, jedenfalls aber viel wärmer ist als in Mitteleuropa. Der Oxus ist von Kerki und Tschardschu an bis zu den Mündungen fast jeden Winter zugefroren; in Kungrat, Chodscha-Ili und am rechten Ufer, wo die Karakalpaks hausen,

*) Die Ebene von Sogdien oder das Zerefschanthal zwischen Bochara und Samarkand wird als ein irdisches Paradies gerühmt, und Hafiz nennt als den größten Schatz, welchen seine Geliebte aufwiegt, die Städte Bochara und Samarkand.

herrscht gewöhnlich ein sehr strenger Winter, der Schnee bleibt oft wochenlang liegen und stürmische Nordwinde (Ajamudschiz) gehören nicht zu den Seltenheiten. Unter solchen Verhältnissen kann von einem milden Klima nicht die Rede sein; doch habe ich die Sommerhitze in Chiwa schon Anfang Juni unerträglich gefunden und im August war es um Kerki und Belch herum selbst im Schatten so drückend und schwül, wie es kaum in wirklich tropischen Gegenden der Fall ist. Diese klimatischen Differenzen zeigen sich übrigens im Pflanzenreiche schon auf kleinern Strecken. So ist z. B. die Baumwolle von Jengi-Uergendsch weit besser als die von nördlichern Districten, und die Seide von Hezaresp wird im Chanat von Chiwa für ein Product erster Qualität gehalten. Den besten Reis liefert Görlen und die vorzüglichsten Früchte sind in der Umgegend des südlicher gelegenen Chiwa zu Hause. Dieselben Verhältnisse finden wir auch in Bochara und in Chokand, und nur durch Berücksichtigung derselben wird uns erklärlich, warum jedes der drei Chanate auf verhältnißmäßig kleinem Flächenraum so verschiedenartige Producte hervorbringt, wie man sie sonst nur in größern Ländern, die mehrere Zonen berühren, antrifft.*)

Was die in der That auffallende Ergiebigkeit des Bodens anbelangt, so ist diese — um mich des Ausdrucks der Eingeborenen zu bedienen — einestheils den segensreichen Flüssen, welche die Oasenländer durchschneiden, andererseits aber der Qualität des Bodens zuzuschreiben.

Von den erwähnten Flüssen ist besonders der Oxus sehr wichtig, der auch in Betreff seines befruchtenden Einflusses mit dem Nil verglichen werden kann, obwol sein Wasser noch

*) Die beste Illustration für das im Text Bemerkte ist die Verschiedenheit der Erntezeit in Turkestan. So erntet man z. B. in Belch und in der Umgegend von Andchuj Anfang Juni, in Hezaresp, Chiwa und Karaköl dagegen erst Ende Juni; in Wüstengegenden wird im Juli, in Kungrat und im Norden Chokands aber nur Anfang August geerntet.

schmackhafter als das des erstern ist. Ferner der Zeresschan, dessen Name: „Goldstreuer", schon zur Genüge den Segen andeutet, den er über seine Ufer verbreitet. Auch die kleinern Flüsse, wie z. B. der Schehri-Sebz und die Nebenarme des Jaxartes sind nicht minder bedeutend. Wenn wir dem Gesagten noch die Bemerkung hinzufügen, daß die Bewässerung der Felder mit genug Sorgfalt und mit größerer Leichtigkeit geschieht als in andern Theilen Westasiens, so werden wir den Reichthum des Bodens zwar noch immer bedeutend und großartig, aber nicht mehr wunderbar finden.

Wie ich schon in meiner „Reise in Mittelasien" bemerkte, geschieht die Bewässerung erstens durch Naturkanäle, Arna genannt, welche der unregelmäßige Gang des Oxus sehr häufig mit sich bringt; zweitens durch Japs, gegrabene, kleinere Kanäle, von denen jedes Dorf und jede Colonie theils umgeben, theils mehrmals durchschnitten ist. In jedem Orte von Bedeutung befindet sich ein höherer Beamter, Mirab (Wasserfürst, Wasseraufseher) genannt, der die verschiedenen Wasserleitungen beaufsichtigt und die von Sand gefüllten Theile derselben im Frühjahr reinigen läßt. Während des Winters sind die mit Schleusen versehenen Hauptarnas geschlossen, um gegen Ueberschwemmungen, die beim Abgehen des Eisstoßes leicht vorfallen, geschützt zu sein. Die Reinigung der Kanäle, bei welcher immer mehr die Vertiefung und Verengerung derselben angestrebt wird, findet stets Anfang April statt. Der herausgenommene Sand wird auf beiden Ufern aufgehäuft, welche dadurch oft meilenlangen Schanzen gleichen und mit ihrem kühlenden Schatten das kostbare Naß gegen die heißen Strahlen der Sommersonne schützen.

Uebrigens sind diese verschanzten Gräben, so vortheilhaft sie auch für den Ackerbau sein mögen und wirklich sind, für den allgemeinen Verkehr doch von großem Nachtheil. Die kostspieligern Kahriz — unterirdische Gräben — in Persien sind daher auch bei weitem zweckmäßiger, da sie noch überdies

ihr Wasser reiner und kühler bewahren. In Mittelasien sind die Japs und Arnas große Hindernisse für den Reisenden. Die Brücken sind entweder sehr schlecht oder sie fehlen ganz und gar. Man vergegenwärtige sich nun die Mühe und den schrecklichen Zeitverlust, wenn eine Karavane mit ihren schwerbelasteten Kamelen an einem einzigen Tagesmarsche oft 10—15 derartige verschmuzte Kanäle überschreiten muß. Auch den Flüssen selbst sind die vielen Abzapfungen sehr nachtheilig, was wir am besten beim Oxus beobachten können, denn die große Veränderung seines Laufs — indem er früher ohne Zweifel in das Kaspische Meer mündete, heute sich aber in den Aralsee ergießt*) — ist, wenn auch nicht ganz, so doch zum großen Theile diesem Uebelstande zuzuschreiben.

Welches von den drei Chanaten das fruchtbarste sein mag, das ist in der That schwer zu entscheiden, besonders jetzt, wo außer dem beklagenswerthen Conolly niemand im Stande ist, einen Gesammtüberblick über die dortigen Bodenverhältnisse zu liefern. Nach alledem, was ich auf meiner Strecke bis Samarkand gesehen und in Chokand durch meine Reisegefährten, die meist dort zu Hause waren, vernommen habe, wäre ich geneigt — besonders was die Vegetation anbelangt — dem Chanat von Chiwa den Vorzug zu geben, welches zwar weniger bebautes Land hat als die beiden andern Chanate, dieselben aber an Fülle und Qualität der Erzeugnisse weit überragt; nur in der Mannichfaltigkeit und Vorzüglichkeit der Obstgattungen mag es von Bochara übertroffen werden. In Betreff des Mineralreichs verdient ohne Zweifel Bochara den Preis, während die vorzüglichste Thierzucht ausschließliches Eigenthum der Nomaden ist.

---

*) Burnes („Travels in Bochara", II, 188) bezweifelt überhaupt, daß der Oxus früher einen andern Weg ging, und stützt sich dabei unter anderm auch auf die Aussage der Eingeborenen. Es wird niemand wunderbar vorkommen, daß ich von den letztern eben das directe Gegentheil behaupten hörte. Ja unter den Turkomanen stehen sogar viele Fabeln mit dem frühern Lauf des Oxus in Verbindung.

Der Boden, der nach Tanab (= Strick, ein Tanab zählt 60 Quadratellen) gemessen wird, ist in Chiwa und in Chokand a) Mükk, eigenes Gut, wovon Steuer gezahlt wird; b) Chanlik, Aerargüter, d. h. solches Land, welches entweder die Regierung urbar gemacht hat oder das ihr durch Confiscirung und Eroberung zugefallen ist; von diesem Lande muß ihr ein Drittel des reinen Ertrags abgeliefert werden; c) Jarimdschi, das ist solches Land, welches den Medresse (Schulen), Moscheen oder sonstigen frommen Stiftungen gehört und von welchem ein Viertel des reinen Ertrags gezahlt werden muß. Die Chanlikgüter sind in jedem District von einer gewissen Anzahl Beamten — Müschürüb*) genannt — beaufsichtigt, die zugleich die Taxen einsammeln; die Kirchengüter hingegen werden, wie in andern islamitischen Ländern, von den Mutevalis verwaltet.

Was die Qualität des Bodens im allgemeinen anbelangt, so werden die betreffenden Verhältnisse am besten klar werden, wenn ich sage, daß die erste Qualität culturfähigen Landes auf einen Tanab 100 Batman (ein Batman hat 40 Pfund), die letzte Qualität desselben nie weniger als 60 Batman erzeugt. Und wenn wir hierbei noch in Erwägung ziehen, daß die Bearbeitung des Bodens nicht nur wie überall in Asien eine sehr vernachlässigte, sondern überhaupt eine im höchsten Grade primitive ist, so wird sich der Sachkundige von der großen Fruchtbarkeit des Bodens leicht einen Begriff machen können.

Wie viel Quadratmeilen bebauten oder culturfähigen Landes die drei Chanate besitzen, das ist eine Frage, deren Beantwortung vorläufig noch ganz unmöglich ist. Die häufigen Kriege und Wirren erklären zur Genüge, daß man so zahlreiche Ruinen einst blühender Colonien antrifft, und in Bezug auf das Chanat von Chiwa wenigstens könnte man leicht an-

---

*) Wie der Name andeutet, so waren diese früher auf die Hälfte des Gewinstes ausgemiethet.

nehmen, daß der Flächenraum dieser verheerten und verwüsteten Gebiete größer ist als das gegenwärtig bebaute Land. Mit Ausnahme einiger weniger Producte, mit welchen die Chanate untereinander und mit Rußland Exporthandel treiben, wird in allem übrigen nur so viel erzeugt, wie viel der Hausbedarf verzehrt, und es leidet doch gewiß keinen Zweifel, daß die Qualität der heutigen Erzeugnisse nicht nur wesentlich verbessert, sondern auch bedeutend vervielfältigt werden könnte.

Ein kurzer Ueberblick der Producte in den drei Chanaten wird das bisher Gesagte auch speciell erläutern und bestätigen.

Das Pflanzenreich.

Unter den Cerealien, welche in den turkestanischen Steppenländern erzeugt werden, spielen Weizen und Gerste die Hauptrolle. Von ersterm existiren vier Gattungen:

1) Buchara budaji (Bocharaweizen) wird als erste Qualität betrachtet, hat lange und dünne röthliche Körner, deren Spitze grünlich ist. Diese Gattung liefert das schmackhafteste Brot, in dessen Zubereitung sich die Stadt Bochara am meisten hervorthut; es ist unter dem Namen Schirmaje (Milchmark) weit und breit berühmt.

2) Tokmak basch (Keilhaupt) hat runde dicke Körner, ist sehr substantiell und unter allen vier Gattungen am meisten unserm Weizen ähnlich. Die beste Qualität dieser Frucht wird in Chiwa angetroffen.

3) Kara süllü (Schwarzhaarig) hat dünne, sehr braune Körner; da er nicht von besonders guter Qualität ist, wird er gewöhnlich als Pferdefutter verwendet.

4) Jazlik (Sommerfrucht) gedeiht in sehr kurzem Zeitraum, ist auffallend leicht und wird vermischt mit andern Gattungen gebraucht.

Die Gerste ist in Mittelasien nicht so gut wie in Persien oder in der Türkei. Es gibt neben der gewöhnlichen Gattung noch eine schlechtere — in Chiwa Karakalpak genannt, — welche

wie überall im Osten als Pferdefutter verwendet wird. Was die Preise anbelangt, so sind die Cerealien unter normalen Verhältnissen im Vergleich mit andern Gebieten Westasiens erstaunlich billig. Der Preis eines chiwaer Batmans von bestem Weizen variirt zwischen 2 und 3 Tenge (à 75 Cent.), während die Gerste oft weniger, selten aber mehr als 1 Tenge kostet.

Reis wächst in großer Menge, doch ist er bei weitem nicht so gut wie der herater oder der vorzügliche chiraser, welcher Tschampa und Amberbuj (Ambrageruch) genannt wird. Am nächsten steht er dem ägyptischen, in der Türkei Dimjatti (Damietter) genannten Reis; doch könnte er vielleicht diesen letztern aufwiegen, wenn er sorgfältiger und rationaler behandelt würde.

Dschügeri (Holcus sorghum) wird in den drei Chanaten viel angebaut und auch in größern Massen verwendet als anderswo in Asien. Im milchigen Zustande wird er gegessen, wenn er aber trocken ist als Futter verwendet und zwar größtentheils für Füllen, da er weniger erhitzt als die Gerste und infolge seiner reichlichen süßen Substanz auch nahrhafter ist. Auch wird diese Frucht allein oder mit Weizen vermengt zum Brotbacken verwendet.

Mekke Dschügeri (türkischer Weizen) wird nie größer als eine kleine Spanne und kommt in doppelter Gestalt vor, die eine mit gelblichen, die andere aber mit ganz rothen, kleinen Körnern. Er wird nie getrocknet, immer nur im milchigen Zustande theils gegessen, theils als Thierfutter verwendet.

Tari (Grütze) kommt in verschiedenen Gattungen vor und ist ein beträchtlicher Nahrungsartikel der Mittelasiaten, wird daher viel angebaut.

Von den Hülsenfrüchten gibt es außer den auch bei uns bekannten Gattungen, wie Erbse (Burtschak), Bohne (Lubie), Linse (Jasmuk) u. s. w., noch mehrere andere, die wir nicht kennen, so z. B. das Konak, welches kleinere, aber dickere Körner hat als unsere Linse und auf einer niedern Staude wächst; Masch, etwas größer als die Hirse, von bräunlicher

Farbe u. s. w., außerdem noch manche Species, welche aber blos für den speciellen Fachmann von Interesse sind.

Von den Oelpflanzen muß ich an erster Stelle des Kündschi-Sesame Erwähnung thun, welches sehr gut gedeiht und die Chanate reichlich mit Oel, für die Küche wie auch zum Brennen, versorgt. Außer diesem nenne ich noch das Zigir, eine hirsenähnliche Pflanze, welche auf einem Stengel mehrere äpfelartige Früchte trägt, in welchen die gelben Körner nicht größer als Mohn enthalten sind. Dieses Oel wird zu Speisen, besonders zu Bäckereien verwendet. Ferner Dschigit, die Saatkörner der Baumwollkapsel, dessen Oel jedoch nicht genießbar ist. Kender (Hanf), aus welchem eine schlechte Gattung Leinwand verfertigt wird; er liefert zugleich das sehr beliebte Narkotikum Beng. Endlich Idau, eine niedere Staude, aus deren kleinen grünlichen Körnern ein bitteres, übelriechendes Oel gewonnen wird, das als Heilmittel für Thiere, besonders aber für wunde Kamele verwendet wird.

Unter den Farbenpflanzen sind berühmt: Rujan oder Bojak (Krapp), von dem in allen drei Chanaten eine gute Gattung gedeiht und in beträchtlicher Quantität nach Rußland ausgeführt wird. Im Jahre 1835 war dieser Artikel noch sehr wenig gesucht in Rußland und im Jahre 1860 sind schon 24523 russische Pud (883000 englische Pfund) importirt worden.*) Isbarak oder Barak, dessen gelbe Blümlein getrocknet und zerrieben eine schöne gelbe Farbe geben. Görtschük, eine kleeartige Pflanze, welche kleine rothe Blümlein hat, deren Blätter gekocht eine schöne schwarze Farbe geben. Buzgundsch, ein knoppernartiges Gewächs, welches nur im südlichen Maymene wächst und im Badgizgebirge (im Norden Herats) das beste Roth geben soll; es hat auch am Orte selbst einen hohen Preis. Obwol nicht in dieselbe Kategorie gehörend, muß ich hier doch des sonderbaren Terendschebin, einer harzigen, sehr

*) Mitchell, „The Russians in Central-Asia", S. 462.

süßen Substanz Erwähnung thun, welche auf einem Dorne, genannt Chari-Schutur (Kamelsdorn), wächst. Der Terendschebin zeigt sich gegen Ende des Sommers ganz unerwartet und plötzlich während der Nacht und muß sogleich in den frühen Morgenstunden, bevor er heiß wird, gesammelt werden. Dieser gummiähnliche, grauweißliche Stoff, welcher überaus süß ist und selbst im rohen Zustande gegessen werden kann, wird in Mittelasien zu Schire (Sirup), in Persien aber in den Zuckerfabriken von Mesched und Jezd verbraucht.

Was das Obst betrifft, so sind in den Chanaten beinahe alle Gattungen desselben — die Südfrüchte ausgenommen — in großer Menge und vorzüglicher Qualität anzutreffen; es wird mit demselben ein beträchtlicher Exporthandel nach Rußland, ja sogar nach dem reichen Indien getrieben. Der Mittelasiate ist nicht wenig stolz auf diese Vorzüge seiner Obstgattungen, da in Asien die Herrlichkeit und der Werth eines Landes nach der Qualität seines Wassers, seiner Luft und seines Obstes bestimmt wird. Jedes der drei Chanate hat in dieser Beziehung eine Specialität: so sind in Chiwa die Melonen und Aepfel, in Bochara die Trauben und Pfirsichen ausgezeichnet. Letzteres mag wol in den genannten Artikeln von vielen Gegenden Persiens und der Türkei übertroffen werden; Chiwa jedoch ist, was die Melonen anbelangt, nicht nur in Asien, sondern ich möchte sagen in der ganzen Welt unerreicht und unvergleichlich. Von der Schmackhaftigkeit dieser Frucht kann sich ein Europäer keinen Begriff machen. Das außerordentlich süße und aromatische Fleisch zerschmilzt im Munde und ist besonders erquickend; mit Brot genossen ist diese Frucht die beste Nahrung, welche uns die Natur bietet. Nur die berühmte Nasrabadimelone, nahe bei Ispahan, erinnert — aber freilich nur sehr schwach — an diese in ihrer Art einzige Frucht Mittelasiens.

Es gibt zahlreiche Melonengattungen, von welchen unter dem Namen Sommermelonen folgende bezeichnet werden:

1) Zamtsche wird am frühesten reif, ist rund, von gelber Farbe und hat eine dünne Schale; 2) Görbel von grünlicher Farbe und weißem Fleisch; 3) Babascheichi klein, rund und von weißem Fleische; 4) Köktsche; 5) Schirin-Petschek besonders mürbe und süß, von kleiner runder Form; 6) Schekerpare; 7) Chitaji; 8) Köknabat; 9) Aknabat; 10) Begzade.*)

Die Wintermelonen werden nur gegen Anfang October reif, halten sich aber den ganzen Winter hindurch und sind am schmackhaftesten im Monat Februar. Es gibt deren folgende Gattungen: 1) Karagulabi; 2) Kizilgulabi; 3) Beschek; 4) Pajandeki; 5) Saksaul-Kavunu. Diese werden am meisten nach Rußland ausgeführt.

Zur Vorzüglichkeit der Melonen in Mittelasien trägt am meisten der Oxus bei, denn die beste Qualität gedeiht nur an seinen Ufern. Die Melonen Bocharas sind sehr mittelmäßig und stehen an Qualität sogar den chokander nach.

Von den Trauben hat Khanikoff in seinem interessanten Werke**) zehn Sorten genannt, welche er in Bochara gefunden. Ich habe in Chiwa folgende gefunden:

1) Huseini, mit länglichen Körnern und dünnen Schalen, sehr süß und stehen den ganzen Winter durch; 2) Meske mit großen runden Körnern; 3) Sultani; 4) Chalide werden zuerst reif; 5) Schiborgani; 6) Taifi; 7) Chirmani; 8) Sajeke.

Alle diese Gattungen wachsen auf ebenem Lande, und da Wein nur in sehr kleiner Quantität von den Juden in Bochara producirt wird, so verwendet man diese köstliche Frucht theils zu Schire (Sirup), theils wird sie getrocknet genossen.

Von Aepfeln gibt es vier Gattungen und die von Hezaresp könnten es kühn mit den Erzeugnissen unserer Horticultur

---

*) Mit Freuden bemerke ich, daß von dem Samen, den ich aus Mittelasien mitgebracht, einige Gattungen in Ungarn gut gerathen sind. Es werden dies unstreitig die besten Melonen sein, welche wir in Europa haben.

**) „Bochara, its Emir and its people" (übersetzt von B. Bode).

aufnehmen. Auch die Maulbeere ist größer, mannichfaltiger und süßer als die unserige, und dieser Superiorität mag es auch zuzuschreiben sein, daß die Seide Mittelasiens besser ist als die italienische und französische und daß die schon jahrelang bei uns heimische Krankheit der Seidenwürmer dort bis heute unbekannt ist.

Was die Seidenzucht anbelangt, so stammt diese aus der chinesischen Tatarei, besonders von Choten, wohin sie, wie M. Reinaud*) richtig bemerkt, im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus dem Innern Chinas gebracht wurde. Einheimische Seidenstoffe waren in Bochara, nach dem Zeugnisse eines Manuscripts**), das die ältere Geschichte Bocharas behandelt, schon in den vorislamitischen Zeiten bekannt, und es wird nicht übertrieben scheinen, wenn wir behaupten, daß die Cultur, das Spinnen und Färben der Seide in den drei Chanaten noch weit primitiver ist als in China selbst, da dort der industrielle Fortschritt wol manches verändert hat, hier aber alles beim alten geblieben ist. Rohe Seide wird am meisten im Chanat Bochara erzeugt und zwar sowol in der Hauptstadt und in Samarkand als auch bei den Lebab-Turkomanen. Ebenfalls viel Seide wird im Chanat von Chokand und zwar in der Umgegend von Mergolan und Namengan producirt. Chiwa leistet wenig in diesem Artikel; auch an Qualität steht die dortige Seide den Producten der übrigen Chanate nach, ist aber dessenungeachtet, wie mir Fachmänner versicherten, der Seide von Gilan und Mazendran (in Persien) weit überlegen. Die Manipulation ist jedoch sehr mangelhaft, besonders fiel mir das Abwinden von den Cocons auf, wobei diese in einem Kessel voll kochenden Wassers mit einem Ruthenbesen so lange umhergerührt werden, bis sich eine gewisse Anzahl von Fäden loswickelt, welche man dann um den Besen

*) „Relations politiques et commerciales de l'empire romain avec l'Asie orientale", S. 197.

**) „Tarichi Narschachi".

windet. Das Färben ist fast ausschließlich in den Händen der Juden, das Weben besorgen die Tadschik und Mervi, die dem Geschmack und der Mode des Landes gemäß nur grellfarbige Stoffe bereiten.

Früher, besonders zur Zeit der arabischen Occupation, waren die Seidenstoffe Mittelasiens im ganzen Osten hoch berühmt, doch als die geschicktern Meister von den Eroberern nach Damaskus und Bagdad übersiedelt wurden, verschwand allmählich die alte Kunst, welche trotz aller Bemühungen Timur's, sie aus Transoxanien zurückzuverpflanzen, für immer dahin ist. In welcher Quantität hier die Seide erzeugt wird, kann am besten aus den Umständen erhellen, daß ein großer Theil der allgemein getragenen Baumwollstoffe — Aladscha genannt — stark mit Seide untermischt ist; daß nicht nur die Reichen, sondern auch jeder Mann des Mittelstandes ein oder mehrere Kleider, einige Tisch- und Sacktücher aus Seidenstoffen besitzt und daß schließlich nicht nur mit Persien, Indien und Afghanistan ein bedeutender Exporthandel getrieben wird, sondern große Quantitäten dieser Producte auch nach Rußland exportirt werden.

Ein Artikel von großer Zukunft ist die Baumwolle in Mittelasien. Sie wird in den drei Chanaten in großer Quantität gebaut, da sie den Stoff zu Kleidungsstücken aller Stände, zu Wäsche, Bettzeug und Tücher aller Art liefert. Die Baumwolle Turkestans ist besser als die indische, persische und ägyptische, ja sie wird sogar der weitberühmten amerikanischen gleichgestellt. Bis heute ist es jedoch nur Rußland, das diesen Artikel in seinen Fabriken zu Moskau, Wladimir, Tverskoy u. s. w. consumirt und in einer, in überraschender Weise wachsenden Quantität.*) Natürlich klagen die Fabrikanten sehr über das mangelhafte Verfahren der Pflanzer, namentlich über

*) Vgl. „Report by Her Majesty's Secretaries of Embassy and Legations on manufactures, commerce", Nr. 5, S. 313.

die unzureichende Reinigung von Saatkörnern, über Fälschungen der Kaufleute, welche die Ballen befeuchten oder mit Steinen anfüllen, um sie schwerer zu machen. Doch ist die Baumwolle, welche aus Chiwa und Bochara über Orenburg importirt wird, beinahe unentbehrlich für die russische Industrie.

Die Cultur der Baumwolle hat in Mittelasien ein um so bequemeres und leichteres Gebiet, da die Baumwollfelder keine Bewässerung nöthig haben und der Regen auch immer, selbst im Frühling, für nachtheilig gehalten wird. Man wählt dazu stets den harten, steinigen Boden, Soga genannt, welcher blos einmal geackert wird; die Bearbeitung und Bebauung ist im allgemeinen die am wenigsten mühsame von allen Feldbeschäftigungen. Auf Grund der statistischen Daten des orenburger Zollhauses sollte man glauben, daß die größte Quantität Baumwolle im Chanat von Bochara erzeugt wird; doch scheint dies auf einem Irrthum zu beruhen, indem die chiwaer Karavanen, wenn sie den Jaxartes überschreiten, sich sehr häufig mit den Bocharioten vereinigen oder sich wenigstens für Bocharioten ausgeben, da diese mit den Russen auf viel besserm Fuße stehen und nicht so schlecht angeschrieben sind wie sie. Wie ich aus eigener Erfahrung weiß und mich durch mehrfache Nachfragen überzeugt habe, ist die Baumwollcultur in Chiwa nicht nur weit blühender, sondern steht an Qualität auch viel höher als die der beiden Schwesterchanate. Die Frucht — hier Gavadsche genannt — ist kleiner als die von Bochara, aber auch viel feiner und weißer als selbst die Guzei-Sefid, d. h. die erste Qualität bochariotischer Baumwollindustrie. Uebrigens wird unsere Ansicht auch noch durch den Umstand bestätigt, daß die Mittelasiaten selbst dem chiwaer Product den Vorzug geben. Im Färben und Weben hat Bochara einen bessern Ruf, doch werden selbst in der Hauptstadt die Stoffe von Chiwa besser bezahlt als die einheimischen Producte; sie werden nach Afghanistan, Indien und Nordpersien exportirt und sind selbst unter den Nomaden ein stets hochgeschätzter Artikel.

Es ist daher kein Zweifel, daß dieses Product der mittelasiatischen Steppenländer einst bedeutend im Werthe wachsen wird; freilich sind dazu mehrfache fördernde Umstände dringend nothwendig; vor allem müssen in der Cultur Verbesserungen eingeführt, in der Reinigung und Verpackung unsere europäischen Maschinen zu Hülfe genommen und die Straßen möglichst sichergestellt werden. Dann würde sich nicht blos die Qualität der Producte verbessern, auch die Quantität derselben ließe sich ohne besondern Kraftaufwand in bedeutender Weise vervielfältigen. Es ist möglich, wenn auch nicht in nächster Zukunft, daß Mittelasien für Rußland einst das wird, was Neucarolina heute für die Fabrikstädte Englands ist.

Der immense Zuwachs der Baumwolleinfuhr aus Mittelasien nach Rußland wird am besten ersichtlich sein, wenn wir die von Hrn. Saville Lumley, ehemaligem ersten Secretär der englischen Gesandtschaft in Petersburg, in den Blaubüchern von 1862 und 1865 gebrachte Liste anführen. Nach diesem officiellen Ausweise ist von den Chanaten eingebracht worden:

In den Jahren:	Bochara. Rubel.	Chiwa. Rubel.	Chokand. Rubel.
1840—50	2,065697	470781	16851
1853	280514	133799	fehlen die Daten.
1854	509600	248347	
1855	513023	185683	
1856	501225	36050	
1857	578483	66776	
1858	634643	59729	
1859	495065	2274	
1860	721899	22429	4907
Summa:	4,237772	755087	4907

Nach diesem hätte sich der Export von 1840—50 in den darauffolgenden zehn Jahren auf mehr als das Doppelte

gesteigert, und wird bei günstigen politischen Verhältnissen unstreitig immer im Zunehmen sein. Es muß aber nochmals bemerkt werden, daß, obwol Bochara hier überall mit den größten Zahlen figurirt, dieses dennoch nicht ausschließlich sein eigenes Product ist. Es ist viel chiwaer Waare darunter, die von den ürgendscher Kaufleuten theils auf dem bocharaer Wege nach Orenburg (von dessen Zollamt die Liste herstammt) gebracht und dort in die Rubrik Bocharas eingetragen wird. Auch ist jedenfalls viel chokander Wolle dabei, da die Chokander, weil sie mit den Russen sehr oft in Feindseligkeit leben, auf der Grenze sich für Bocharioten ausgeben.

Das Thierreich.

Hier sind vor allem die Hausthiere und unter diesen in erster Linie das Schaf zu nennen. Man unterscheidet gewöhnlich zwei Gattungen desselben: 1) Kazak koj (das Kirgisenschaf) und 2) Oezbeg koj (das Oezbegenschaf). Das Kirgisenschaf wird sowol was die Wolle als auch das Fleisch anbelangt dem letztern vorgezogen. In Mittelasien sind durchschnittlich die Fettschwänze anzutreffen, und die scheinbar unglaubliche Behauptung, daß man diesen Thieren oft unter den breiten, auf der Erde nachschleppenden dicken Schweif Walzen anbinden oder irgendein Räderwerk befestigen muß, um ihnen das Gehen zu ermöglichen oder doch zu erleichtern, ist keineswegs übertrieben. Besonders sind es die sogenannten Bakkan koj, die genährten oder gemästeten Schafe, welche sehr oft 3—4 Batman reines Fett geben. Was den Geschmack des Fleisches anbelangt, so habe ich es als das beste in den mir bekannten Theilen Asiens gefunden, mit welchem sich die in der Türkei hochberühmten Kivirdschik und Karaman gar nicht vergleichen lassen und auch die südpersischen Schafe, auf welche die Perser so außerordentlich stolz sind, stehen ihnen nach.

Die Wolle erfreut sich nicht derselben Vorzüglichkeit und wird auch weniger zu Kleidungsstücken — wahrscheinlich wegen

Unkenntniß der Zubereitung — als zu Teppichen, Reisesäcken, Pferdedecken und andern gröbern Geweben verwendet; auch im Exporthandel figurirt sie wenig. Ein bedeutender Handelsartikel ist hingegen das schwarze, krausige Lammfell, dessen einzige Hauptquelle Bochara, namentlich Karaköl ist; von hier wird es weit und breit über Asien, ja sogar nach Europa, wo es unter dem Namen Astrachan berühmt ist, ausgeführt. Das Fell, welches dem jungen Lamm zwei oder drei Tage nach der Geburt abgezogen wird, muß einige Tage in Gerstenmehl und Salz weich werden und soll den besten Glanz erhalten, wenn es in dem Wasser des Zeresschan gewaschen wird, an dessen Ufern man auch zwischen Bochara und Bareddin im Monat Juli Hunderttausende zum Trocknen ausgebreitet sehen kann. Beliebt ist das Fell überall, am meisten jedoch wird es in Persien gesucht, wo es zur fashionablen Kopfbedeckung dient, und wenn wir bedenken, daß dort ein Külah (Hut, zu welchem drei oder vier Felle genügen) 10—15 Dukaten kostet, so werden wir uns überzeugen, daß unser Astrachan, der doch bedeutend weniger kostet, gewiß kein bocharisches Product ist. Da die Schafzucht ein Hauptnahrungsmittel für die Nomaden Mittelasiens ist, so kann man sich leicht eine Vorstellung machen von der unermeßlichen Anzahl von Heerden, welche auf den Steppen weiden und herumwandern. Die Kirgisen senden viele Schafe nach den Chanaten und besonders auch nach Rußland, wo der Import fortwährend im Wachsen begriffen ist. Im Jahre 1835 wurden um 850000, im Jahre 1860 schon um 3,644000 Rubel Schafe eingeführt.*) In demselben Jahre haben außer dieser großartigen Quantität von Schafen auch noch rohe Schafhäute um 750000 und Wolle um 86000 Silberrubel bei Orenburg die russische Grenze passirt.

Nach dem Schafe ist die Ziege eins der wichtigsten Hausthiere. Das Ziegenfleisch ist zwar nicht so gut wie das Schaf-

---

*) Vgl. „The Russians in Central-Asia", S. 462.

fleisch, doch ist es hier etwas besser als anderswo in Asien. Die Wolle, welche die Ziege liefert, steht, nach der Aussage von Burnes, zwar weit hinter der kaschmirer zurück, doch verfertigt man aus derselben ziemlich gute sowie auch wasserdichte Stoffe.

Die vorzüglichsten Pferde sind bei den Turkomanen anzutreffen, von denen die bessern nach Afghanistan, Indien und Persien ausgeführt werden. Das turkomanische Pferd, namentlich die Achal- und Jomutrasse, steht sowol an Schnelligkeit und Ausdauer als auch an Schönheit der Gestalt dem arabischen Pferde nur wenig nach. Das özbegische Pferd oder die Gattung, welche in Bochara, Chiwa und Maymene anzutreffen ist, hat mehr Stärke als Schnelligkeit.

Die Kamele Mittelasiens, unter denen die Zucht von Bochara und das doppelthöckerige Kirgisenkamel als vorzüglichste Art gelten, werden an Stärke und Schnelligkeit nur von den arabischen, namentlich von den hedschazer übertroffen. Die Fabel, daß die Kamele in ihrem Doppelmagen das Wasser rein und kühl aufbewahren, und daß die von Durst gequälten Reisenden dasselbe im äußersten Falle gebrauchen, ist hier ganz unbekannt und meine betreffenden Fragen haben bei den Nomaden nur Lachen erregt. Desto berühmter sind diese Thiere in Mittelasien durch ihre seltene Genügsamkeit, indem sie mit dem allerschlechtesten Wasser zufrieden sind, und trotz des oft ärmlichen Futters, das zuweilen nur in Disteln und Gesträuchen besteht, doch tagelang unter der schwersten Bürde ausharren. Dabei sind sie von der Tücke und Bosheit des arabischen Kamels ganz frei. Exporthandel wird mit denselben nach Persien und Afghanistan, weniger aber nach Rußland getrieben. Einen beträchtlichen Nutzen gewähren überdies die jährlich zweimal geschorenen Haare, aus denen Stricke und viele andere grobe und auch ziemlich feine Stoffe bereitet werden.

Das Rindvieh ist im allgemeinen nicht sehr zahlreich und befindet sich in einem ärmlichen Zustande. Das schönste Vieh

soll in Chokand zu finden sein; am Oxus sind es die Karakalpaks, die sich ausschließlich mit Viehzucht beschäftigen. Das Rindfleich ist in Mittelasien noch zäher und ungenießbarer als in Persien oder in der Türkei, und wird deshalb auch nur von der ärmsten Volksklasse gegessen. Auch Butter und Käse wird in verhältnißmäßig nur geringen Quantitäten von Kuhmilch erzeugt. Maulthiere werden aus religiösem Eifer, da man das Pferd, das edle Thier par excellence nicht schänden will, in Mittelasien nicht gefunden, desto mehr Sorgfalt wird hier auf die Zucht des Esels verwendet, der hier auch der schönste und beste ist von allen, die ich in Asien gesehen habe. Der Esel in Bochara ist nicht nur kräftig und hoch gewachsen, sondern auch von auffallender Behendigkeit. Er bewährt sich auf langen Karavanenzügen ebenso gut wie das Pferd.

Von Geflügel gibt es hier Hühner, die langbeinige chinesische Brut; Gänse, kleiner als die unserigen in Europa und verschiedene Gattungen von Enten. Außerdem noch Schwäne, Rebhühner, Perlhühner und Fasanen, von denen die vorzüglichsten in Chokand anzutreffen sind.

Das Mineralreich.

Daß wir von den im Busen der Erde verborgenen Reichthümern der drei Chanate heutzutage nur sehr weniges wissen, wird gewiß niemand wundernehmen. Lehmann und andere russische Reisende, die, mit genügenden geologischen Kenntnissen ausgerüstet, eingehendere Forschungen hätten machen können, waren durch die Eifersucht der tatarischen Behörden auf Schritt und Tritt in ihren Bestrebungen gehemmt. Dessenungeachtet bin ich nicht geneigt, mich der Ansicht von Burnes anzuschließen, daß Mittelasien gar keine oder nur äußerst wenige edle Metalle besitze, und daß der Goldsand im Zeresschan nicht Eigenthum des eigenen Landes sei, sondern aus andern im Hindukusch entspringenden kleinen Flüssen dahin komme. Nach den Aussagen der Mittelasiaten wäre die Gebirgsgegend um Samar-

kand und in Bedachschan, das Oveis-Karajne-Gebirge am linken Ufer des Oxus im Gebiete von Chiwa und der Große Balkan in der Wüste am Kaspischen See reich an edeln Metallen; und daß am obern Laufe des Oxus in der That Goldminen existiren, beweist der Umstand, daß daselbst trotz der sehr primitiven und vernachlässigten Weise, mit welcher die Goldwaschungen betrieben werden, dennoch jährlich eine nicht unbedeutende Quantität Goldes gefunden wird.

Das Goldwaschen oder vielmehr besser gesagt das Goldfischen geschieht mit mehrern Kamelschwänzen, welche nebeneinander zwischen zwei Stangen aufgehängt werden. Mit diesen wird längere Zeit im Wasser herumgeplätschert oder sie werden an einer Stelle in die Flut getaucht und so aufgehängt. Immer werden die trübern Stellen ausgesucht und die Arbeit gewöhnlich in den zu diesem Zwecke besten Monaten des Jahres, nämlich im Juni und Juli, vorgenommen. Ob der Goldstaub ausgeführt wird, das ist zu bezweifeln; sehr wahrscheinlich ist es eben nicht, da — wie ich von persischen Goldarbeitern in Bochara gehört habe — die kleinen Schmuckgegenstände aus einheimischem Metall verfertigt werden. Silber gibt es in Chiwa in dem obengenannten Gebirge, und zur Zeit Allahkuli-Khan's ist während einer dreijährigen Bearbeitung, welche ein in diesem Fache gebildeter Indier leitete, wirklich eine beträchtliche Quantität dieses werthvollen Erzes gewonnen werden. Nach dem Tode des genannten Fürsten soll der Indier entflohen oder ermordet worden sein. Seitdem wurden die Minen wieder sehr vernachlässigt. Auch um Schehri-Sebz herum soll es Silberminen geben, doch habe ich hierüber nur vage Gerüchte gehört.

Unter den Edelsteinen sind vor allem erwähnenswerth die Rubinen von Bedachschan, welche früher unter dem Namen Laoli Bedachschan hochberühmt waren in Asien; heute werden sie nur noch sehr spärlich gefunden. Karniol existirt in bedeutenden Quantitäten in den Bergflüssen von Bedachschan. Er

ist sehr billig und wird nach Arabien, Persien und der Türkei ausgeführt. Lapis Lazuli, welcher zum Färben verwendet wird, hat in Mittelasien geringen Werth und wird nach Rußland und Persien exportirt. Der Türkis von Bedachschan und Chokand steht dem nischapurer (in Persien) an Farbe weit nach und wird nur von den Nomaden und den nogajischen Silberarbeitern gekauft; er ist von grüner und nicht blauer Farbe und weit weniger beliebt als jener.*)

Diese Skizze von den Erzeugnissen der mittelasiatischen Steppenländer wird den Leser, besonders aber jenen, der asiatische Länder und Zustände kennt, überzeugt haben, daß Turkestan nicht zu den unfruchtbaren Ländern gerechnet werden kann. Von den Eingeborenen seines eigenen Werths und der dürren Umgebung wegen ein in Sand gefaßter Edelstein genannt, wird Mittelasien gewiß unter den Ländern des fernen Ostens eine bedeutende Rolle spielen und eine hervorragende Stellung einnehmen, wenn die wohlthuenden Strahlen unserer europäischen Civilisation den Sumpf der dortigen unglücklichen socialen Verhältnisse ausgetrocknet, wenn die großartigen Errungenschaften unsers Jahrhunderts auf dem Felde der Industrie und Agricultur sich auch dort werden Bahn gebrochen haben. Raub, Krieg und Mord, nicht aber die Oeden der umgebenden Natur, machen die Gestade des Oxus und Jaxartes zur Wüste. In Bochara, besonders aber in Chiwa ist der Ackerbau beinahe ausschließlich in den Händen der Sklaven, deren es in letzterm Chanat mehr als 80000 gibt. Die rauhen Sitten haben dem Eingeborenen das Schwert in die Hand gedrückt, — der Pflug gilt für entehrend, er wird den Händen des Sklaven übergeben. Wann werden endlich die Chanate einsehen, daß ein großer Theil ihres Unglücks und ihrer zerrütteten Verhältnisse in dieser verkehrten Anschauung wurzelt? Die russische Regierung, welche die dortigen Verhältnisse zu

*) Vgl. Ritter, „Erdkunde“, VIII, 326.

erleichtern und zu mildern bestrebt ist (denn von einer Aenderung derselben kann nicht sobald die Rede sein), verdient unsere volle Anerkennung und unsere ungetheilten Wünsche für einen glücklichen Erfolg. Der Reichthum des Bodens darf ihr nicht misgönnt werden. Wenn wir den moralischen Einfluß der Regierung und ihre etwaigen politischen Zukunftsplane beiseitelassen, so ist ja ihr materieller Vortheil im allgemeinen nicht groß, ja wir können behaupten, er ist gering im Verhältnisse zu den Mühen und Kosten, welche die Occupation und Verwaltung einer solchen Provinz erfordern, einer Provinz, zu welcher die Communication wol immer mit unsaglichen Beschwerden verbunden sein wird.

XV.

Zur ältern Geschichte Bocharas.

Was ich in diesem Kapitel über die ältere Geschichte Bocharas mittheile, ist vorzugsweise einer persischen Handschrift entnommen, welche den Namen „Tarichi Narschachi" (die Geschichte Narschachis) führt. Der Verfasser Mehemed-ben-Dschafer-el-Narschachi schrieb dieses höchst interessante Werk über Bochara im Jahre 332*) der Hidschra unter der Regierung Emir Hamid des Samaniden in arabischer Sprache. Später, d. h. im Jahre 522 der Hidschra, wurde es ins Persische übersetzt, und durch Citationen aus dem nicht minder interessanten Werke „Chazain ül Ulum" (die Schätze der Wissenschaften), welches Ebul Hasan aus Nischabur schrieb, vermehrt.

In Anbetracht seines historischen Werths würde es sich wol der Mühe lohnen, „Tarichi Narschachi" in wortgetreuer Uebersetzung zu veröffentlichen. Einer meiner Bekannten, der ausgezeichnete Orientalist Hr. von Khanikoff, beabsichtigt dies, und wird daher dieses schätzbare Werk dem größern Publikum zur Verfügung stehen. Wir haben hier nur das aufgenommen,

---

*) Ein zweites Exemplar, welches Hr. von Khanikoff besitzt, trägt das Datum von 322 der Hidschra („Journal Asiatique", Serie VI, Thl. VII, S. 284).

Vámbéry H. Geschichte Bocharas oder Transoxaniens. von d. frühest. Zeiten bis auf d. Gegwt. Nach oriental. benützten u. unbenützt. handschriftl. Geschichtsquellen. Deutsche Orig. ausg. Stuttg. Cotta. 1872. 2 Bde. (XLII, 230 u. VI, 248 S. gr. 8°) 21 M.

was in den Rahmen unserer „Skizzen aus Mittelasien" paßt, und den Originaltext deshalb auch in freier Uebersetzung gegeben, weil diese, weniger ermüdend, dem größern Publikum mehr zusagen wird.

Bochara und seine Umgebung.

Dort, wo das heilige Bochara steht, soll zu alter Zeit Morast gewesen sein, welcher von den jährlichen Ueberschwemmungen des von Samarkand kommenden Flusses entstanden war, indem letzterer im Sommer durch das Schmelzen des auf den Nachbargebirgen befindlichen Schnees zu sehr anschwoll. Dieser Morast ward später ausgetrocknet, und der fruchtbare Boden zog bald Ansiedler von allen Seiten an, die sich dort niederließen und aus ihrer Mitte einen Fürsten Namens Aberzi zu ihrem Herrscher erwählten. Bochara selbst existirte damals noch nicht, es waren mehrere Dörfer, von denen Bejkend oder Pejkend (das Dorf des Herrschers) das größte war. Tyrannei zerstreute bald die neue Colonie. Der eine Theil zog sich nach dem nördlichen Turkestan zurück, gründete die Stadt Otrar und erfreute sich bald eines blühenden Zustandes. Später kehrten sie, dem Hülferuf der zurückgebliebenen Brüder folgend, wieder zurück. Ihr Fürst, Schir Kischwer (Löwe des Landes), besiegte den bösen Abersi und steckte ihn in einen Sack voll rother Stacheln, in dem er so lange herumgewälzt wurde, bis er starb. Bochara blühte allmählich wieder auf. Schir-Kischwer, der 20 Jahre regierte, trug vieles zum Gedeihen der Colonie bei; auch seine Nachfolger folgten seinem Beispiele, und die ganze Gegend war bald bevölkert und mit Dörfern besäet.

In welche Epoche unserer Zeitrechnung dies fällt, ist sehr schwer anzudeuten. Die Fabel der ältesten Geschichte Bocharas zu durchblicken, wäre ein nutzloses Trachten. Wir wollen lieber die höchst interessanten Data des Manuscripts mittheilen und gleich mit Bochara, welches seit uralter Zeit ein Hauptort war, beginnen.

Was unsere Geschichtsquelle in Hinsicht der religiösen Wichtigkeit dieses Orts erzählt, welche Vorzüge seine Einwohner hatten, welche Auszeichnung ihrer am Tage der Auferstehung wartete u. s. w. wird den Leser nicht sehr interessiren. Als Gründer der Festung wird Siausch angegeben, der später daselbst auf einem Platze vor dem Thore Gurian von seinem eigenen Schwiegervater getödtet wurde. Dieser Ort ward von den Feueranbetern stets in Ehren gehalten, und jeder pflegte am Noruz- (Neujahrs-) Tage vor Sonnenaufgang dort einen Hahn zu opfern. Dieses Erinnerungsfest war überall berühmt, und Troubadoure haben es in Liedern lange besungen, obwol die Geschichte vor 3000 Jahren sich ereignet hat. Andere wollen behaupten, daß der Erbauer Efrasiab war. Genug, die Festung blieb lange Zeit wüste und unbewohnt, bis Bendon, der Gemahl der Königin Chatun, sie sammt einer Burg wieder aufbaute, über deren Thore er auf Eisen seinen Namen eingraben ließ. Im Jahre 600 der Hidschra waren diese Thore mit der eisernen Tafel noch sichtbar, später fiel alles in Ruinen, und alle Versuche, die Burg wieder aufzubauen, blieben fruchtlos. Auf den Rath der damaligen Weisen ließ man sie endlich in Gestalt der Pelejaden aus sieben Säulen aufbauen, und seit dieser Zeit waren alle Könige, die darinnen wohnten, siegreich; und was noch wunderbarer ist, keiner von ihnen starb, solange er das Gebäude bewohnte. Diese Burg hatte zwei Thore, das östliche oder Gusianthor, das westliche oder Rigistanthor, welche durch einen Weg verbunden waren, und umfaßte sowol die Wohnungen der höhern Offiziere als auch die Gefängnisse, Schatzkammern und Divane. Nachdem sie eine Zeit verwüstet dastand, wurde sie von Arslan-Chan wieder aufgebaut, und erfreute sich ihres frühern Ansehens. Im Jahre 534 der Hidschra, als Charezm-Schah Bochara einnahm, ließ er den von Sandschar ernannten Statthalter hinrichten und die Burg verwüsten, doch 536 ward sie wiederhergestellt. Gleiche Schicksale wurden

ihr mehreremal zutheil, bis später endlich die Mongolen unter Dschingis-Chan Bochara sammt der Festung in einen Schutthaufen verwandelten.

Von den Palästen, die Bochara aufzuweisen hatte, wird zuerst vom Serai von Rigistan Erwähnung gethan, in welchem die Herrscher des Landes sowol in den vorislamitischen Zeiten als auch späterhin zu wohnen pflegten. Seinem Umfange nach der größte und vielleicht auch der prachtvollste Palast war derjenige, den Emir Said, der Samanide, erbauen ließ, wo alle hohe Beamte mit dem Regenten in einem und demselben Gebäude sich befanden.*) Nach diesem wird der Serai Molian oder jener Palast genannt, welcher am Ufer des gleichnamigen Kanals erbaut war. Es wird derselbe als ein äußerst reizender Wohnort geschildert, welcher von den üppigsten Gärten, schönsten Wiesen und Blumenbeeten, Bächen und Springbrunnen umgeben war. Uebrigens war noch die ganze Strecke vom Thore des Rigistan bis Deschtek (kleines Feld) mit schön gemalten prächtigen Häusern, mit lieblichen Teichen und hohen schattigen Bäumen, die keinen Sonnenstrahl durchdringen ließen, bedeckt, und die Gärten strotzten von mannichfaltigen Früchten, wie Mandeln, Haselnüssen, Kirschen**) u. s. w. Bemerkenswerth ist noch das Palais Schemsabad, welches der König Schemsed-din nahe am Thore Ibrahim erbauen ließ, und das sich besonders

*) Höchst charakteristisch ist die Liste der höhern Staatsbeamten, die damals das Regierungscorps oder das bochariotische Ministerium ausmachten. Es waren dies: 1) Vezir, 2) Mustofi (der Finanzminister), 3) Amid-ul-Mulk (der Staatsgroße [vielleicht blos ein Titel]), 4) Sahibi-Schart (der Staatsanwalt), 5) Sahibi-Muejjid (der Unterstützer des Reichs [ein Titel?]), 6) Muschrif (der Ceremonienmeister), 7) Memlekeichaß (der Geheimrath), 8) Muhtesib (der Polizeiintendant), 9) Avkaf (der Minister der frommen Stiftungen), 10) Kaza (der Justizminister). In Mittelasien ist davon heute kein Schatten mehr übrig, nur in Persien und Afghanistan sind einige dieser Aemter noch anzutreffen.

**) Mandeln und Kirschen sind heute in Bochara nicht mehr als Product anzutreffen.

wegen seines Thiergartens, Kuruk *) genannt, auszeichnete. Es war dies ein Ort, der vier Meilen im Umfange hatte und mit hohen Mauern umgeben war, wo viele Taubenschläge als auch wilde Thiere, wie Affen, Gazellen, Füchse, Wölfe, Wildschweine (!) im halbgezähmten Zustande sich befanden. Nach dem Tode Schems-ed-din's bestieg erst sein Bruder Chidr-Chan, dann sein Sohn Ahmed-Chan den Thron, die den Palast stets verschönerten, doch als letzterer von Melik-Schah besiegt und nach Samarkand geführt wurde, ward er vernachlässigt und verfiel auch bald in eine Ruine. Außer diesem waren noch viele Lusthäuser in der nächsten Umgebung der Stadt, die großentheils den Keschkuschan angehörten. Mit diesem Namen wurden gewisse Leute bezeichnet, die aus dem Westen nach Bochara kamen, aber nicht Araber waren, und eines besonders guten Rufs sich erfreuten. Als Kuteibe nach der Eroberung von Bochara die Hälfte der Häuser für die Araber forderte, waren es meistens die Keschkuschan, die ihre Wohnungen verließen und außerhalb der Stadt sich anbauten. Von diesen Lusthäusern sind später nur zwei oder drei übriggeblieben, die den Namen Köschki-Mogan (Kioske der Priester der Feueranbeter) führten. Wie bekannt, waren in Bochara viele Tempel der Feueranbeter, und die Mogane pflegten solche Orte immer mit großer Sorge aufrecht zu halten. Die erste Stadtmauer, die um Bochara gezogen wurde, ist auf Befehl des Gouverneurs Ebul-Abbas im Jahre 215 der Hidschra erbaut worden, nachdem die Einwohner sich beklagten, daß sie von den Einfällen der Türken so viel zu leiden hätten. Im Jahre 235 wurde sie ausgebessert und verstärkt, ward aber später ganz ruinirt als die mongolischen Horden die Stadt und Umgebung Bocharas verwüsteten. Außer dem Gesagten werden noch Moscheen und andere Bauten erwähnt. Es sind dies aber Einzelheiten, mit

*) Kuruk ist ein türkisches Wort, welches Garten, Gehege heißt und noch heute in Mittelasien zur Bezeichnung eines Thiergartens gebraucht wird.

denen wir unsere Leser verschonen wollen. Die vergangene Blüte Bocharas und seiner weitern Umgebung ist genügend bewiesen, wenn wir anführen, daß gegen zwölf Kanäle oder größere Wasserleitungen die Gegend in allen Richtungen durchschnitten. Die Fruchtbarkeit und der Segen des Bodens ist im Osten sprichwörtlich geworden. Am meisten beweisen dies die Steuern, die der Stadt und Umgebung aufgelegt wurden. Nach der vierten, d. i. der schließlichen Eroberung Bocharas durch Kuteibe, bekam der Chalif in Bagdad jährlich 200000, der Gouverneur von Cherasson 10000 Direm. Zur Zeit der Samaniden zahlten Bochara und Kermineh mehr als 1 Mill. Direm Steuer, welches nach dem damaligen hohen Werthe des Geldes eine beträchtliche Summe war. *)

Auch in der Industrie hat sich Bochara unter den andern Völkern des damaligen Asien ausgezeichnet. Die Kleiderstoffe, die am Ufer des Zerefschans fabricirt wurden, waren in Arabien, Persien, Aegypten, der Türkei und selbst in Indien gesucht. Man hatte blos drei Farben, weiß, roth und grün, aber es waren schwere und starke Seidenstoffe, die lange Zeit als das Lieblingskleid der Könige und Fürsten vieler Länder getragen wurden. Nächst diesen waren es die großen Teppiche und Vorhänge, die in Bochara gewebt wurden. Erstere waren so kostbar, daß die Stadt Bochara ihren jährlichen Tribut an Bagdad mit einem einzigen Teppiche bezahlen konnte. Bei den spätern Verwüstungen Bocharas zerstreuten sich die geschickten Handwerker und mit ihnen ging auch ihre Kunst zu Grunde.

---

*) In den vorislamitischen Zeiten war in Bochara nur Tauschhandel. Der erste Regent, welcher Silbermünzen prägen ließ, war Kenenchor. Die Münze hatte auf einer Seite sein Bild und war aus reinem Silber. Dies dauerte bis zur Zeit Abubekr's. Die alte Prägung wurde immer seltener, und ward durch die schlechtere Münze aus Charezm ersetzt. Zur Zeit Harun-al-Raschid's ließ Atrif, der damalige Gouverneur, aus sechserlei Erzen eine neue Münze schlagen, welche Atrifi oder Azrifi genannt wurde. (Ich glaube, daß das in Persien gebräuchliche Wort Eschrefi [Dukaten] nicht aus dem Arabischen, sondern aus dem obigen Azrifi entstanden ist.)

Die Umgebung Bocharas.

Außer der Hauptstadt und ihren Merkwürdigkeiten sind in dem uns vorliegenden Manuscript auch mehrere Orte der Umgebung Bocharas erwähnt. Einige von diesen existiren noch heute, andere sind spurlos verschwunden.

Kermineh, in welchem mehrere andere Dörfer begriffen sind, hat viele Dichter erzeugt. Es ist von Bochara blos 14 Farsach entfernt und wurde früher Dihi Churdek (kleines Dorf) genannt. Nur ist ein größerer Ort, wo es mehrere Moscheen und Karavanserais gibt, und eine von der ganzen Umgebung stark besuchte Wallfahrtsstätte. In Bochara wird besonders viel darauf gehalten, und eine Reise dahin wird einer halben Pilgerfahrt nach Mekka gleichgeschätzt. In fremden Ländern wird sein Name oft mit dem Namen Bocharas vertauscht. Tavais (wie es die Araber nannten, denn der eigentliche Name war Kud) war ein beträchtlicher Ort, der seiner Märkte halber berühmt war. Diese dauerten gewöhnlich zehn Tage, und wurden jährlich von mehr als 10000 Menschen besucht, die von Fenghana (Chokand) und von allen Seiten hierher strömten. Dieser Umstand machte die Einwohner wohlhabend, und sie waren auch ihres Reichsthums halber berühmt. Tavais liegt auf der Hauptstraße nach Samarkand und ist 7 Farsach von Bochara entfernt. Iskuhket, ein großes und reiches Dorf, das einen ausgebreiteten Handel mit dem dort erzeugten Kirbas (eine Art Leinwand) treibt, mehrere Moscheen und Karavanserais hat und für eins der lieblichsten Dörfer Bocharas gehalten wird. Zendine erzeugt den besten Kirbas in Bochara, der nach Arak, Fars, Kirman und andern fernen Ländern exportirt und überall von den Fürsten und von den Großen zu Kleidungsstücken gebraucht wird. Es steht daher überall in hohem Ansehen und wird so theuer wie die schwersten Stoffe bezahlt. Revane ist ein stark befestigter Ort, war früher Residenz der Könige, und soll von Schapur

erbaut werden sein. Es ist an der Grenze gegen Turkestan gelegen, hält wöchentlich einen Markt, an welchem viel Zendinedschi (Leinwand von vorher erwähnter Art) verkauft wird. Effchana, ein wohlbefestigter Platz, hat eine Moschee, die Kuteibe erbaute, und wöchentlich einen Markt. Berkend, ein altes, großes Dorf, das der Emir Ismael Samani kaufte, und dessen Einkommen unter die Derwische und Seide vertheilte. Rametin ist älter als Bochara und war früher Wohnort der Fürsten. Es soll von Efrasiab erbaut worden sein, der es auch später befestigte, als er von Rejchosrev angegriffen wurde, der den Tod seines Vaters Siausch und Schwiegersohns Efrasiab rächen wollte. In Rametin waren die berühmtesten Tempel der Feueranbeter in ganz Transoxanien. Efrasiab wurde nach zwei Jahren von Rejchosrev gefangen und getödtet, und sein Grab soll am Eingang jenes Feuertempels sich befinden, welcher auf jenem hohen Berge stand, der neben dem Berge Chodscha Iman gelegen ist; dieses soll vor 3000 Jahren geschehen sein. Ferach'scha ist eine von den Städten Bocharas, berühmt wegen seines Schlosses, das vor 1000 Jahren vom Fürsten Gedelz erbaut ist und dann jahrelang im verwüsteten Zustande lag. Später hat der Fürst Hebek einen Theil restaurirt, und Binjad, der Sohn Tugschades, soll auch darin gestorben sein. Zur Zeit des Islams wollte Emir Ismael (der Samanide) es in eine Moschee verwandeln, und bot den Einwohnern 20000 Direm an zur Deckung der Herstellungskosten, doch sie schlugen es ab. Zur Zeit Emir Hajder's (der Samanide) waren noch einige Holzüberreste davon vorhanden, welche dieser nach Bochara brachte und in den Bauten seines Schlosses verbrauchte. Ferach'scha hat jährlich 15 Märkte, von welchen der letzte, der am Ende des Jahres abgehalten wird, 20 Tage dauert und auch der Noruzmarkt (Neujahrsmarkt) genannt wird, welches seit jener Zeit noch immer in Bochara Sitte ist. Fünf Tage nach dem Noruzmarkte fällt der Noruzi-Mogan (Neujahr der Mogans, d. i. der Priester der Feueranbeter).

Bejkend ist in der Reihe der Städte aufgezählt worden, dessen Einwohner ganz aufgebracht waren, wenn man es ein Dorf nannte, und wenn ein Bejkender in Bagdad nach seiner Heimat gefragt wurde, so pflegte er immer Bochara zu nennen. Es war auch wirklich ein beträchtlicher Ort, der viele schöne Gebäude und Moscheen hatte, und im Jahre 240 der Hidschra hat es noch viele Rabate (Steinhäuser in der Form eines Karavanserai) gegeben. Die Anzahl dieser Gebäude war mehr als tausend, deren jedes den Einwohnern eines gewissen Dorfes gehörte, die im Sommer auf ihren Landsitzen wohnten, im Winter aber die Frucht ihrer Arbeit in der Stadt verzehrten, und dabei recht wohlgemuth waren. Außerdem waren die Bejkender große Kaufleute, die nach China und nach der See (?) Handel trieben. Die Festungswerke dieser Stadt, welche älter als Bochara ist, haben Kuteibe bei der Einnahme viel zu schaffen gemacht, und früher pflegte jeder Fürst hier sein Schloß zu haben. Zwischen Bejkend und Farab ist eine Strecke von 12 Farsach, die durch eine Sandwüste geht. Arslan-Chan hatte hier ein prachtvolles Gebäude errichtet und mit vielen Kosten den Kanal Dscharamgam bis in dessen Nähe gezogen. In der Umgebung von Bejkend gibt es viel Röhricht und große Seen, welche man Barkenti Ferrach oder Karaköl nennt. Nach glaubwürdiger Aussage sollen diese gegen 20 Farsach Länge haben, und dabei so reich an Wasservögeln und Fischen sein, wie keine andere Gegend in ganz Chorassan. Da der Kanal Dscharamgam nicht hinreichend Wasser hatte, so wollte Arslan-Chan von diesen Seen aus einen Fluß nach Bejkend leiten, welcher Ort auf einer kleinen Anhöhe liegt. Man fing zu graben an, bis man auf einen überaus harten Felsen stieß, bei dem alles Hauen und Stoßen nutzlos blieb. Ganze Lasten von Fett und Essig wurden aufgebraucht, um den Stein zu erweichen (?), doch nichts half und das Werk mußte unterlassen werden. Farab hat eine große Moschee, deren Mauern und Kuppel aus Ziegel gebaut wurden, ohne daß ein Stückchen Holz auch

nur sichtbar war. Es hatte seinen eigenen Fürsten, der von Bochara in einem gewissen Grade von Unabhängigkeit regierte.

Königin Chatun *) und die vier ersten arabischen Feldherren.

Zur Zeit der arabischen Occupation, oder besser gesagt zu jener Zeit, als die ersten Vorposten jener arabischen Abenteurer nach dem fernen Osten drangen, war in Bochara eine Frau auf dem Throne, die während der Unmündigkeit ihres Sohnes Tugschade 15 Jahre lang die Zügel der Regierung mit Macht und Gerechtigkeit handhabte. Von dieser Frau, die als Nuschirvan Mittelasiens gilt, wird erzählt, daß sie täglich zu Pferde aus ihrem Schlosse auf dem Rigistan**) erschien, hier auf einem Throne Platz nahm und, von allen Klassen des Volks umgeben, den Regierungsangelegenheiten oblag.

Gegen das Ende des Jahres 53 der Hidschra haben die Araber unter Anführung Abdullah-bin-Zijad's den Oxus überschritten und das damals bedeutende Bejkend eingenommen, durch welchen Sieg sie in den Besitz von großen Schätzen und gegen 4000 Gefangenen kamen. Im Jahre 54 der Hidschra griffen sie Bochara mit einem starken Heere und Belagerungsmaschinen an. Chatun erschrak vor der drohenden Gefahr. Ein Gesandter wurde an den arabischen Feldherrn mit Geschenken geschickt, damit er wenigstens einen vierzehntägigen Waffenstillstand auswirke, ein anderer aber auf heimlichem Wege zu den nordöstlich weilenden türkischen Stämmen um schleunige Hülfe expedirt. Die List war von gutem Erfolge. Die nichts ahnenden Araber gewährten den Waffenstillstand, währenddessen die türkischen Hülfstruppen auch herannahten; Chatun fühlte sich stark genug, griff die Belagerer an und

*) Chatun heißt im Türkischen Frau, welchen Wortes wir uns statt des Namens bedienen wollen, wie dies in dem uns vorliegenden Manuscript der Fall ist.

*) Rigistan heißt im Altpersischen ein öffentlicher Platz, d. h. ein solcher Ort, welcher mit Sand (Rig) bestreut und leer gehalten wird.

zwang sie zur Flucht. Die Schlappe wird selbst von arabischen Geschichtschreibern nicht wegleugnet, nur fügen diese hinzu, daß das muselmanische Heer eine reiche Beute an Gold, Silber, Kleidungsstücken und Waffen machte, unter welcher die goldenen und mit Edelsteinen reich gezierten Stiefeln der Königin Chatun waren, deren Werth man auf 200000 Drachmen schätzte. Abdullah-bin-Zijad ließ nun in der Umgebung alle Bäume umhauen und die Dörfer verwüsten; Chatun ward um das Los ihres Landes besorgt und schloß einen Frieden mit den Arabern, den sie nach Aussage der letztern um 1 Mill. Drachmen erkaufte.

Im Jahre 56 der Hidschra wurde Said-bin-Osman zum Gouverneur Chorassans ernannt. Er überschritt den Oxus und ging auf Bochara los. Chatun wollte den Frieden um eine gleiche Summe erkaufen, als sie Abdullah-bin-Zijad gegeben hatte; doch Said, der mit 120000 Mann in Kesch (Schehri-Sebz) und Nachscheb (Karschi) stand, schlug das Anerbieten aus, eröffnete den Kampf und schloß erst Frieden, nachdem er die Armee Chatun's geschlagen hatte. Die Königin mußte sich unterwerfen und erschien als Vasallin im Lager der Araber. *) Die unterworfene Stadt gab 80 Geiseln, und Said-bin-Osman zog nach Samarkand, welches er auch einnahm und von da mit Schätzen reich beladen nach Medina zurückkehrte. Die Sage erzählt, daß die Geiseln, die Chatun dem arabischen Feldherrn gab, jene Häuptlinge waren, die an der Legitimität des Prinzen Tugschade zweifelten und gegen die Königin complotirten. Nach getroffener Verabredung sollten diese nur so lange das arabische Heer begleiten, solange solches auf dem Gebiete Bocharas sich befände, doch Said wollte sie als Trophäen bei seinem Einzuge in Medina mitnehmen. Dies

*) Man erzählt, daß Said-bin-Osman in Chatun, die eine berühmte Schönheit war, sich verliebte, und daß sogar in spätern Jahren in Bochara Volkslieder existirten, die dieses Verhältniß besangen.

empörte die betrogenen Bocharioten, und da sie ihren Untergang als unvermeidlich erkannten, wollten sie wenigstens mit Rache sterben. Sie erschlugen Said und machten dann gegenseitig ihrem Leben ein Ende.

An des letztern Stelle wurde Muslim-bin-Zijad zum Statthalter von Chorassan ernannt. Er eilte schnell auf seinen Posten, sammelte ein beträchtliches Heer und ging auf das neuerdings abtrünnig gewordene Bochara los. Chatun merkte bald, daß sie allein mit ihm sich nicht messen konnte, und suchte überall Hülfe. Dem Terchun (Fürsten) von Samarkand trug sie ihre Hand an, um den Schutz ihres Landes zu erkaufen. Auch der mächtige Türkenfürst Bendun wurde herbeigerufen. Da alle Beistand versprachen, beeilten sich die Araber Frieden zu schließen, auch Chatun willigte ein, und schon kam der Friede zu Stande, als Bendun mit 120000 Mann erschien und die reuige Königin zum Treubruch verleitete. Der arabische Feldherr war aufs äußerste aufgebracht und sandte einen seiner Offiziere, Namens Mehleb, um Chatun an den schuldigen Gehorsam zu erinnern. Mehleb nahm von jeder Fahne einen Mann mit sich, verließ heimlich das Lager, in der Absicht, in der Nacht auf irgendeinem Punkte die feindliche Armee zu überfallen. Er war schon am Ufer des Flusses (Zeresschan) angelangt, als einige Araber, in der Meinung, daß es sich um einen Raubzug handle, von Habgier angelockt, sich zu ihm gesellten. Ihre gesammte Anzahl war nicht größer als 900. Die feindlichen Reiter bemerkten sie bald und metzelten gleich im ersten Angriffe 400 von ihnen nieder. Der Rest floh eiligst zurück, wurde aber verfolgt und gegen Tagesanbruch nahe am Choten (?) erreicht. Die Türken eröffneten einen erbitterten Kampf. Mehleb war von allen Seiten umgeben und verkündete durch ein gewaltiges Geschrei dem nahen arabischen Lager die Gefahr, in der er sich befand. Der Hülferuf wurde gehört. Muslim erkannte die Stimme Mehleb's, kümmerte sich aber wenig darum, und nur Abdullah, der die Gleichgültigkeit

des Feldherrn tadelte, warf sich mit einigen schnell auf die Rosse, um den hart bedrängten Brüdern zu Hülfe zu kommen. Ihre Ankunft belebte den Muth Mehleb's und der Seinigen, es erneuerte sich der Kampf, in welchem Bendun fiel und die Türken mit großem Verlust in die Flucht geschlagen wurden. Eine ungeheuere Beute fiel den Siegern in die Hände, und bei der Theilung soll jeder Reiter gegen 1000 Direm bekommen haben. Nach diesem Vorfalle machte Chatun Frieden und huldigte aufs neue den Arabern. Als sie im Lager erschien, bat sie, Abdullah, dessen Heldenthaten alle Welt in Verwunderung setzten, in der Nähe sehen zu dürfen. Muslim rief ihn herbei, er hatte ein blaues Oberkleid mit rothem Gurt angelegt und machte durch sein stattliches Aussehen einen großen Eindruck auf die Königin, die ihn reichlich beschenkte.

Der vierte arabische Feldherr, der nach Bochara geschickt wurde und sich dieses auch gänzlich unterwarf, war Kuteibe-bin-Muslim. Er ging nach Chorassan unter dem Chalifat Hüddschadsch's, eroberte auf seinem Wege die Provinz Tocharistan und überschritt den Oxus im Jahre 88 der Hidschra. Von seinem Heranzuge unterrichtet, wurde Bejkend in eine starke Festung umgewandelt, deren Einnahme harte Kämpfe verursachte. Die Araber mußten es 50 Tage belagern und litten sehr viel dabei. Da Gewalt nichts nützte, wurde zur List Zuflucht genommen. Kuteibe ließ unterirdische Wege graben, die Festung wurde überrumpelt und eingenommen. Er verzieh den Einwohnern, machte mit ihnen Frieden, und nachdem er dort einen gewissen Varka-bin-Nassr als Gouverneur zurückgelassen hatte, ging er auf Bochara los. Er war noch auf dem Wege dahin, als man ihm die Nachricht brachte, daß die Bejkender den zurückgelassenen Statthalter erschlagen hätten. Wie es sich herausstellte, hatte dieser die Revolte durch Schandthaten hervorgerufen; Kuteibe eilte dennoch zurück, fiel über die Stadt her, plünderte und verwüstete sie und tödtete alle waffenfähigen Männer.

Das reiche und mächtige Bejkend, das mit Thee und andern chinesischen Waaren einen ausgebreiteten Handel trieb, wurde völlig zerstört; einige Theile wurden später zwar wieder aufgebaut, doch sein blühender Zustand war für immer dahin. Man erzählt, daß die Araber bei der Einnahme und Plünderung unter den übrigen Schätzen in einem Tempel ein silbernes Götzenbild gefunden hätten, das mit den Kleidern zusammen 150 Miskal wog. Am merkwürdigsten waren zwei Perlen, so groß wie Taubeneier, die nach der Aussage der Bejkender von einem Vogel in den Tempel gebracht worden seien. Kuteibe sandte dieselben dem Chalifen Hüdschadsch zum Präsent, der in einem Dankschreiben sowol seine Bewunderung für den Gegenstand als auch für die Großmuth des Senders ausdrückte. Von hier zog Kuteibe gegen Vardan (das heutige Vardanzi), welches er mit allen dazugehörigen Dörfern eroberte.

Dieses erfolgreiche Vordringen des arabischen Heeres erschreckte die kleinen Fürsten jener Gegend, sie verbanden sich daher und griffen mit vereinten Kräften die fremden Eindringlinge an. Wie der arabische Geschichtschreiber behauptet, wurde Kuteibe sehr in die Enge getrieben, dazu hatte er noch bemerklichen Mangel an Waffen, und man berichtet, daß eine Lanze um 50, ein Helm um 50, ein Panzer um 900 Direm gekauft wurde. Glücklicherweise wurde der Herrscher Samarkands durch Trug und List aus dem Bunde auf die Seite der Araber gezogen, und da diese die Nachricht aussprengten, daß in Kesch und Nach'scheb neue Hülfstruppen angelangt wären, zogen die türkischen Häuptlinge sich auch bald nach Norden zurück, und Kuteibe blieb ungestört im Besitze der eroberten Provinz Transoxanien.

Tugschade und Mokanna (der verschleierte Prophet von Chorassan).

Tugschade, der nach dem Tode seiner Mutter zum König von Bochara erwählt wurde, hatte seinen Thron einzig und allein

Kuteibe zu verdanken, da ihn dieser gegen einen mächtigen Nachbar und Feind, den Herrscher von Vardan schützte, der in Bochara mehreremal eindrang, aber immer von Kuteibe zurückgeschlagen wurde. Dankbarkeitsgefühl mag die Hauptursache gewesen sein, daß Tugschade zum Islam überging und durch besondern Eifer in der neuen Lehre sich auszeichnete. Er regierte 32 Jahre nicht so sehr als selbständiger Herrscher, sondern mehr als Vasall Kuteibe's, der in ihm eine mächtige Stütze fand, die Lehre Mohammed's, welcher die Einwohner Bocharas im Anfange sehr abgeneigt waren, mit Gewalt zu verbreiten.

Da die arabischen Abenteurer die Bekehrung zum Islam als Hauptbedingniß der Unterwerfung machten, so hatten die Bocharioten bei jedesmaliger Einnahme ihrer Hauptstadt dem Anscheine nach sich zum Islam bekannt, waren aber nach der Entfernung der Eroberer gleich wieder zur beliebten nationalen Religion der Parsi zurückgekehrt. Kuteibe wollte diesem Einhalt thun. Er befahl daher, daß die Hälfte der Häuser der ganzen Stadt den Arabern eingeräumt werden solle. Die Neubekehrten geriethen hierdurch in unmittelbare Nähe ihrer Lehrer, die sie stets überwachten und zur neuen Lehre anspornten. Im Jahre 94 der Hidschra ließ er eine große Moschee bauen, wo zum Freitagsgebet sich alles versammeln mußte, und wo der Koran auffallenderweise in persischer Sprache gelesen wurde. Diese Moschee existirte noch zur Zeit des Autors unserer Handschrift, der noch hinzufügt, daß auf der Thür Figuren eingeschnitten waren (welches bekanntlich nach dem Islam an jedem Orte, geschweige bei einer Moschee als große Sünde betrachtet wird); als Ursache erzählt man, daß diese Thüren einem frühern Tempel der Feueranbeter entlehnt und später auch beibehalten wurden.

Tugschade regierte 32 Jahre. Nach seinem Tode bestieg sein Sohn Kuteibe (den er aus Anhänglichkeit an den arabischen

Feldherrn so nannte) den Thron. Anfangs spielte dieser den Muselman, da es sich aber bald herausstellte, daß er sich geheim zur alten Religion bekannte, ward er auf Befehl Ebu-musbin's, des Statthalters von Chorassan, hingerichtet, und an seiner Stelle wurde Binjat, auch ein Sohn Tugschade's, zum Herrscher Bocharas ernannt. Während der Regierung dieser beiden letzten war es, daß die Sefiddschamgan oder die Weißgekleideten, wie die Anhänger Mokanna's, des verschleierten Propheten von Chorassan, genannt wurden, mit der neuen Lehre sogleich auch die Fahne der Rebellion gegen die arabischen Eroberer erhoben. So wie Kuteibe (Sohn Tugschade's), so hatte sich auch Binjat zu den Rebellen geschlagen, wurde aber im Jahre 166 der Hidschra auf Befehl des Chalifen ermordet. Die Familie Tugschade's behielt den Thron Bocharas bis 301 der Hidschra, als Abu-Jschak, der Sohn Jbrahim's, der Sohn Chalid's, der Sohn Binjat's, sein Recht an Emir Jsmael, den Samaniden, abtrat.

Was die Rebellion der Sefiddschamegan und Mokanna's anbetrifft, so hätte dieselbe gewiß sehr gefährliche Folgen für den Jslam in Mittelasien haben können, wenn die damaligen Behörden in Bochara, besonders aber der Chalif Mehdi zur Unterdrückung der neuen Sekte nicht alle mögliche Sorgfalt angewendet hätten. Wie in dem uns vorliegenden Manuscript erzählt wird, soll Mokanna (der verschleierte Prophet von Chorassan), dessen eigentlicher Name Haschim-bin-Hekim war, im Dorfe Gere, nahe bei Merv, geboren sein, und schon früh mit mehrerlei Wissenschaften, besonders aber mit Zauberei und geheimen Künsten sich beschäftigt haben. Mokanna oder der Verschleierte wurde er deswegen genannt, weil er sein Haupt immer mit einem Schleier bedeckte, da er bekanntlich sehr garstig von Gesichte, einäugig und dazu noch glatzköpfig war. Er hatte schon unter Ebu-Muslim einen höhern militärischen Rang, und da er schon damals in seiner Rolle als Prophet auftrat, so wurde er gefangen nach Bagdad

geschickt und dort ins Gefängniß geworfen. Er entfloh von dort, kam nach Merv zurück, und als er das erste mal unter den Leuten sich zeigte, fragte er: „Wißt ihr, wer ich bin?“ Man sagte ihm, daß er Haschim-bin-Hekim wäre, darauf antwortete er: „Ihr seid in Irrthum! Ich bin euer Gott und Gott aller Welten. Ich nenne mich, wie ich will. Früher erschien ich in dieser Welt in der Gestalt Adam's, Ibrahim's, Musa's, Jesus', Mohammed's, Ebu-Muslim's und nun in der Gestalt, in der ihr mich seht.“ „Wie kommt es“, fragte man ihn, „daß jene nur als Propheten sich ankündigten, du aber Gott sein willst?“ „Jene waren blos sensuell“, antwortete er, „ich aber bin durch und durch geistig und habe stets die Macht besessen, in jedwelcher Gestalt mich zu zeigen.“

Er wohnte damals noch in Merv, doch seine Agenten gingen überall umher, um Anhänger zu gewinnen, und seine Bekehrungsbriefe begannen wie folgt:

„Im Namen des barmherzigen und allgnädigen Gottes. Ich Haschim, Sohn Hekim's, Herr aller Herren. Gelobt sei Gott der einzige, er, der früher in Adam, Noah, Ibrahim, Musa, Christus, Mohammed, Ebu-Muslim sich offenbarte. Nämlich ich, Mokanna, Herr der Macht und des Glanzes und der Wahrheit. Scharet euch um mich und wisset, daß mein die Weltherrschaft, mein die Glorie und Allmacht. Außer mir gibt es keinen Gott. Der mit mir geht, kommt ins Paradies, der von mir flieht, fällt in die Hölle.“

Unter seinen Helfershelfern zeichnete sich am meisten ein Araber, Namens Abdullah, aus, der in der Umgebung von Kesch sehr viele verleitete. Später schlug sich auch der größte Theil der Dörfer von Samarkand und Bochara zu ihm. Die Bekenner der neuen Sekte wurden von Tag zu Tag mächtiger, und mit ihrer Zahl wuchs sowol der Aufruhr und die Unordnung als auch der Schrecken und die Gefahr der Muselmanen.

Als der Statthalter von Chorassan von diesem Vorfalle unterrichtet war, wollte er Mokanna gefangen nehmen, doch er

hielt sich eine lange Zeit versteckt, und obwol alle Ueberfahrten des Oxus genau bewacht wurden, so gelang es ihm dennoch nach Transoxanien zu entkommen und da in seine starke Festung auf dem Berge Sam nahe der Stadt Kesch (das heutige Schehri-Sebz) sich zurückzuziehen. Auch Mehdi, der Chalif, erschrak über die Nachricht, er sandte erst Truppen und kam später persönlich bis nach Nischabur, denn es war nahe daran, daß die Anhänger Mokanna's siegten und der Islam gänzlich zu Grunde gehen konnte. Da in der neuen Sekte Raub und Mord gestattet war, so gesellten sich bald unzählige Horden aus Turkestan zu den Aufständischen; die Muselmanen waren von allen Seiten hart bedrängt, ihre Dörfer wurden geplündert, ihre Weiber und Kinder in Gefangenschaft fortgeschleppt. Im Jahre 159 der Hidschra zog der Commandant von Bochara gegen sie mit einer beträchtlichen Macht, und es begann jener Kampf, der jahrelang zwischen den Anhängern Mokanna's und Mohammedanern in jener Gegend geführt wurde. Der verschleierte Prophet wich nicht von seinem befestigten Sitze, sein geistiger Einfluß war hinreichend, seine Anhänger zum hartnäckigsten Widerstande anzuspornen.

Die arabische Besatzung Bocharas mit den wenigen, die dem Islam treu geblieben, fühlten sich bald zu schwach gegen den an Zahl und Fanatismus ihnen weit überlegenen Feind. Aus Bagdad wurden Hülfstruppen unter Anführung Dschebrail-bin-Jahja's gesandt, und der gutbefestigte Ort Narschach, welcher ein Hauptsitz der Sefiddschamegan in der Umgegend Bocharas war, wurde zuerst angegriffen. Nach langer vergeblicher Belagerung konnte die Mauer nur dadurch beschädigt werden, daß man dicht an derselben einen 50 Ellen langen Graben mit Holz und Naphtha anfüllte und dieses anzündete, wodurch die Querbalken der Mauer verbrannten und die stützlose Masse auch bald darauf einstürzte. Mit dem Schwert in der Hand stürzten die Mohammedaner in die Festung,

viele wurden niedergemetzelt, viele unterwarfen sich unter der Bedingung, mit ihren Waffen freien Abzug zu erhalten, die Festung wurde geräumt, doch als die Sefiddschamegan hörten, daß ihre Anführer verrätherischerweise ermordet worden, griffen sie selbst im feindlichen Lager zu den Waffen. Ein neuer erbitterter Kampf entstand, in welchem die Araber siegten und die Anhänger Mokanna's theils aufgerieben, theils in die Flucht gejagt wurden. Nach Narschach mußte Samarkand, dessen Einwohner sich größtentheils zur neuen Sekte bekannten, genommen werden. Die Belagerung und Kämpfe vor diesem Orte dauerten mehr als zwei Jahre, weil eine große Anzahl von Türken zu den Samarkandern sich gesellt hatte, ohne daß auf der einen oder andern Seite irgendein Erfolg errungen werden konnte.

Mokanna, der mysteriöse Prophet, selbst hielt sich während dieser Zeit immer in seiner Festung auf, von hundert der schönsten Weiber Transoxaniens umgeben. Das Innere der Burg war nur von diesen, von ihm und von einem einzigen männlichen Pagen eingenommen, sonst wurde keinem irdischen Auge gestattet, in dieses Heiligthum einzudringen. Man erzählt, daß 50000 seiner Anhänger vor dem Festungsthore lagerten und innigst flehten, ihnen doch ein einziges mal seine göttliche Herrlichkeit zeigen zu wollen. Er weigerte sich und sandte seinen Pagen mit der Botschaft: „Sage meinen Dienern, daß auch Musa (Moses) meine Gottheit sehen wollte, aber die Strahlen meines Glanzes nicht aushalten konnte. Den Erdgeborenen tödtet plötzlich mein Anblick." Die begeisterten Anhänger versicherten, gern ihr Leben als Opfer zu bringen, der hohe Genuß möge ihnen nur gestattet werden. Da sie ferner nicht mehr abgewiesen werden konnten, willigte Mokanna in ihre Bitten ein und bestellte sie zu einer gewissen Zeit vor das Thor der Festung, wo er sich zu zeigen versprach. Am Abend des festgesetzten Tages ließ er alle seine Weiber mit Spiegeln in den Händen in der Festung der

Reihe nach sich aufstellen, die Strahlen der untergehenden Sonne reflectirten in den Spiegeln, und als vom Widerschein alles erfüllt war, ließ er die Thore öffnen. Der Glanz blendete die Augen der andächtigen Gläubigen, die in ihrer Betroffenheit zur Erde fielen und ausriefen: „O Gott! genug für uns von dieser Herrlichkeit, denn wenn wir mehr sehen, gehen wir alle zu Grunde." Lange lagen sie da im Staube, ihn anbetend, bis er endlich seinen Pagen mit der Botschaft absandte: „Sie mögen nun aufstehen, Gott sei mit ihnen zufrieden und habe aller Welten Gut ihnen preisgegeben."

Vierzehn Jahre lang soll Mokanna in dieser Burg gehaust haben, seine Zeit größtentheils mit den Weibern im Gezeche und Gelage verbringend.

Nach einer harten Belagerung hatte ihn endlich der arabische Feldherr Said=Hirsi in die Enge getrieben. Der äußere Theil war eingenommen, und es blieb nur noch die auf einer steilen Anhöhe gelegene unzugängliche Citadelle übrig. Mit dem Erlöschen seines Glücksterns wurde Mokanna von den Seinigen verlassen, und als er den unvermeidlichen Untergang herannahen sah, faßte er den Entschluß, um nicht in Feindeshände zu fallen, lieber mit seinen Weibern und Schätzen sich selbst zu vernichten. Den Weibern gab er in einem letzten Zechgelage im Weine eine starke Dosis Gift und forderte sie auf, mit ihm einen Becher zu leeren. Alle tranken bis auf eine, die den Wein verstohlenerweise in ihren Busen goß und als Augenzeugin später die ganze Katastrophe mittheilte. Nach ihrer Aussage hätte Mokanna, nachdem die Weiber alle todt niederfielen, seinem treuen Pagen den Kopf abgehauen und ganz nackt in einem Ofen, der drei Tage lang geheizt wurde, mit seinen Schätzen sich verbrannt. Er hatte schon früher gesagt, daß er in den Himmel gehen wolle, um die Engel gegen seine abtrünnig gewordenen Anhänger zu Hülfe zu rufen. „Ich habe lange den Ofen bewacht", erzählte die glücklich Entkommene, „doch ist er aus demselben nie wieder zum Vorschein gekommen."

Nach dem Tode Mokanna's hat es hier und da noch manche curiose Sekten und Religionen gegeben, doch gegenüber der immer wachsenden Macht des Islams blieben sie verborgen. Unter den Samaniden breitete sich die Lehre Mohammed's immer mehr und mehr aus, und Transoxanien wurde bald seines religiösen Eifers halber im ganzen Islam berühmt.

XVI.

Ethnographische Skizze der turanischen und iranischen Rassen Mittelasiens.

1) Die Osttürken.

A) Physiognomien und Sitten.

Ich glaube, daß es auf dem ganzen Erdball nur wenige Punkte geben mag, die für unsere geschichtlichen Forschungen von höherer Wichtigkeit wären als die Oasenländer Mittelasiens, diese in der Vorzeit unversiegbaren Schleusen jener kriegerischen Horden, welche die schönsten Gegenden Asiens oft überschwemmten und eroberten und, in wilder Flut gegen Westen strömend, selbst Europa in Schrecken setzten. Kein Volk mag auf dem Gebiete der Ethnographie für uns von solchem Interesse sein als das turko-tatarische, das unter so verschiedenen Namen und Gestalten auf der Bühne der Weltbegebenheiten erschienen ist und auf unsere eigenen historischen Verhältnisse solch mächtigen Einfluß ausgeübt hat. Und ist es nicht auffallend, daß wir eben dieses am allerwenigsten kennen! Hunnen, Avaren, Utiguren, Kutriguren, Chazaren und so viele andere schweben nur im Zwielicht der Fabel vor unsern Augen. Das Waffengeklirr, welches diese vom Jaxartes bis ins Herz Galliens und Roms ertönen ließen, ist schon längst verhallt, ja, wir würden umsonst ihren Ursprung erforschen wollen, wenn wir nicht in den kargen Daten der damaligen abendländischen

Chroniken einige Anhaltepunkte fänden. Diese Daten beweisen uns, daß zwischen den damaligen tatarischen Horden und den heutigen Bewohnern Mittelasiens ein gewisser Grad der Analogie nicht zu verkennen sei, ja wir finden in den Bildern, die von ihnen entworfen sind, und in der Schilderung ihrer Lebensweise so viele Aehnlichkeit mit dem Sittengemälde und der physischen Beschaffenheit der heutigen Turkestaner. Dasselbe Leben was uns Priscus vom Hofe des Hunnenkönigs schildert, ist noch heute im Zelt eines Nomadenhäuptlings anzutreffen. Attila ist origineller als Dschingis-Chan und Timur, doch als historische Persönlichkeiten bleiben sie sich gleich. Energie und Glückszufälle könnten auch noch heute an den Ufern des Oxus und Jaxartes leicht einen derartigen Helden erzeugen, dessen Armee, gleich einer Schneelavine in ihrem Vordringen alles mit sich fortreißend, zu Hunderttausenden anwachsend, und der wahrscheinlich als neue Gottesgeisel auftreten würde, wenn ihm die mächtige Barrière unserer Civilisation und ihr im Osten weit sich erstreckender Einfluß nicht den Weg versperrten.

Ja, die Völker Mittelasiens, besonders die Nomaden, sind in den innern Verhältnissen ihrer Existenz dieselben, welche sie vor 2000 Jahren waren. In ihren physiognomischen Merkmalen sind wol schon Veränderungen eingetreten, und die Vermischung mit iranischem und semitischem Blut vor, besonders aber nach der arabischen Occupation hat die Züge des mongolisch-kalmückischen Typus hier und da denen der kaukasischen Rasse nahe gebracht. Der Tatar in Mittelasien ist nicht mehr derselbe, wie wir ihn bei den griechisch-gothischen Schriftstellern geschildert finden; denn selbst in den Zeiten Dschingis-Chan's war er schon ausgeartet. Es ist daher von Interesse zu beobachten, wie diese Veränderung auf unserm Wege von Osten gegen Westen in den immer mehr abnehmenden physiognomischen Kennzeichen bemerklich wird, wie diese Entturkisirung, wenn ich mich so ausdrücken darf, bei den einzelnen Stämmen Mittel-

asiens in solchem Grade sich wahrnehmen läßt, und in welchem Grade diese einzelnen Abstufungen durch sociale Verhältnisse mit fremden Elementen mehr oder weniger in Berührung kamen. Dies wird sich am besten bei einem Ueberblick über die türkischen Völker Mittelasiens, vom Innern Chinas bis zum Kaspischen Meer, zeigen; die von hier weiter bis zur Adria oder an die Ufer der Donau sich erstreckenden Türken sind Westtürken und können nicht so sehr durch physiognomische Abzeichen, als durch Analogie der Sprache, Charaktere und Sitten zum Familiencomplex gerechnet werden. Bei den erstern, deren Massen compacter zusammengeblieben sind, ist die Einheit des Stammes, trotz aller Zweige und Familien, in denen sich die Mittelasiaten streng voneinander unterscheiden wollen, trotz aller unserer ethnographischen Benennungen noch klar in den Gesichtszügen und andern gemeinschaftlichen physischen Merkmalen zu lesen. Welche Anschauungen wir immer von dem Ursprunge der Türken haben mögen, es bleibt doch eine ausgemachte Sache, daß sie in nächster Verwandtschaft zu den Mongolen stehen und zwar in einem weit engern Verhältniß, als dies z. B. zwischen Indiern und Persern im iranischen Stamme der Fall ist.

Viel, unendlich viel ist zu thun, bis wir das gegenseitige Verhältniß des ganzen turko-tatarischen Stammes, der vom Hindukusch bis zu den Gestaden des Eismeeres, vom Innern Chinas bis zu den Ufern der Donau sich erstreckt, erforscht haben. Unsere gegenwärtige Skizze ist nur ein schwacher Versuch eines kleinen Theils, enthält Anschauungen, worauf uns persönliche Erfahrungen gebracht haben, und mag hier und da etwas Neues enthalten. Wir theilen die Türken auf der uns bekannten Strecke von Osten gegen Westen in folgende Zweige: a) Buruten, schwarze oder echte Kirgisen; b) Kirgisen, eigentlich Kazaks; c) Karakalpaks; d) Turkomanen; e) Oezbegen.

a) Buruten.

Die Buruten, echte oder schwarze Kirgisen genannt, bewohnen die östlichen Grenzen Turkestans, namentlich die Thalgegenden des Thian-schan-Gebirges, mehrere Punkte am Gestade des Issik-kül bis nahe an die Grenzstädte Chokands. Wie man mir erzählte, denn gesehen habe ich nur einige, sind sie durchgängig von untersetztem, aber kräftigem Wuchse, mit starken Knochen und von auffallender Behendigkeit, welch letzterer Eigenschaft auch ihr kriegerischer Ruf zuzuschreiben ist. In ihrer Physiognomie sind sie von den Mongolen und Kalmücken nur dadurch zu unterscheiden, daß ihr Gesicht weniger flach, ihre Wangen weniger fleischig, ihre Stirn etwas höher, ihre Augen weniger enggeschlitzt sind als die der letztern. Hinsichtlich ihrer Farbe unterscheiden sie sich wenig von den benachbarten Nomadenstämmen, doch sollen rothe oder blonde Haare und weißer Teint, durch welche Merkmale unsere europäischen Gelehrten diesen Stamm mit den Finnen und andern nordaltajischen Völkern in Verwandtschaft bringen wollen, nur selten sich vorfinden, wenigstens versicherten mir meine chokander Freunde, daß es unter Hunderten kaum einen oder zwei gebe.*)

Allem Anschein nach sind die Kiptschaken, deren ich in meiner „Reise in Mittelasien" (S. 304) erwähne, nichts anderes als eine Abtheilung der Buruten, die in und um Chokand herum sich niedergelassen und sowol vom Islam als auch von den

*) Klaproth in seinen „Tableaux historiques" und Abel Rémusat in seinen „Recherches sur les langues tartares" rechnen diesen Stamm zu der hindu-gothischen Rasse, welche Behauptung heute schon jedermann als Irrthum betrachten wird. Der finnische Gelehrte Castrén mag ohne Zweifel recht haben, wenn er in seinen Forschungen in Südsibirien in einem blondfarbigen türkischen Stamme seine Stammverwandten findet; doch sind dies keine Buruten, und ich glaube, daß selbst der gelehrte W. Schott sich irrt, wenn er, chinesischen Quellen folgend, dieser Meinung in seiner Abhandlung „Ueber die echten Kirgisen" (Berlin 1865) Raum gibt. Mir scheint, daß man die Buruten mit den Uisuns verwechselt, welche nördlicher wohnen, blondfarbig und wahrscheinlich Ueberbleibsel finnischen Stammes sind. (Vgl. Mitchell, „The Russians in Central-Asia", S. 64.)

socialen Verhältnissen Turkestans mehr angenommen haben als die übrigen Buruten, die durch ihre Berührung mit Kalmücken und Mongolen sich nur hier und da zum Islam bekennen, sowie auch ihre Sprache mehr mongolische Worte birgt als der Dialekt der Kiptschaken. Von diesem meist originellen türkischen Volke gehen wir zur zweiten Abstufung über, und das ist

b) der Kirgise.

Beim Kirgisen oder Kazak (wie er sich selbst nennt) ist der Charakter des mongolisch-kalmückischen Typus nicht mehr in so auffallender Gesammtheit anzutreffen wie beim Buruten, obwol er in Sprache und Lebensweise nur wenig von letzterm verschieden ist. In der Farbe ist er allen übrigen Bewohnern der mittelasiatischen Steppe so ziemlich gleich. Das Frauengeschlecht und die Jugend im allgemeinen haben einen weißen, oft ganz europäischen Teint; doch wird dieser durch die Lebensweise in frischer Luft, in Hitze und Kälte bald entstellt. Die Kirgisen sind von untersetzter, kräftiger Gestalt, mit starken Knochen, haben zumeist kurzen Nacken, welcher ein wesentliches Merkmal der Turanier gegenüber den langhalsigen Iraniern ist, keinen besonders großen Kopf, dessen Scheitel rund, mehr zugespitzt als flach ist. Sie haben weniger enggeschlitzte, aber schräg hinlaufende funkelnde Augen, hervorstehende Backenknochen *), stumpfe runde Nase, breite flache Stirn und ein breiteres Kinn als die Buruten. Ihr Bart besteht blos aus wenigen Haaren am Kinn und an beiden Enden der Oberlippe, und es ist auffallend, daß sie diesen Mangel bedauern und an

*) Daß so mancher Nomade an mir den Mangel an hervorstehenden Backenknochen als ein entstellendes Uebel tadelte, habe ich schon erwähnt. Dies darf uns gar nicht wundern, und es ist mir wahrlich auffallend, daß Livingstone in seinem „The Zambesi and its Tributaries" behaupten kann, Afrikanerinnen aus dem Makololostamm gesehen zu haben, die, vor dem Spiegel stehend, den großen breiten Mund, der dort allgemein ist, zu verkleinern strebten, in der Absicht, sich schöner zu machen.

dieser physiognomischen Eigenheit keineswegs solch Wohlgefallen finden als an den hervorstehenden Backenknochen, kleinen Augen u. s. w., die bei ihnen für Schönheiten gelten.

Da, wie gesagt, die Merkmale der primitiven Rasse bei ihnen schon nicht mehr so frappant und allgemein sind wie bei den Buruten und Kalmücken, so finden sie ihr Ideal von vollkommener Schönheit auch nur bei genannten Nachbarn, mit denen sie sich gern vermischen, und Lewschine hat richtig bemerkt, wenn er des Vorzugs erwähnt, den sie kalmückischen Weibern vor den ihrigen einräumen. *)

Daß bei der großen Ausdehnung der Kirgisen auf dem nördlichen Steppenlande Mittelasiens in äußerlichen Kennzeichen merkliche Nuancen sich vorfinden mögen, ist kaum zu bezweifeln; doch wird man leicht begreifen, daß unsere Eintheilung von großer, kleiner und mittlerer Horde ihnen unbekannt ist; denn durch das gemeinschaftliche Band der Lebensweise, Sitten und Charaktere sind sie, trotz der vielen Unterabtheilungen **), in Zweige, Familien und Linien, welche sie selbst gleich den Turkomanen als schroffe Scheidewände gern betrachten, doch immer dieselben. Es sei am Ufer der Emba oder des Aralsees, als auch in der Umgegend des Balchasch und Alatau, so ist in dem von ihnen gesprochenen Dialekt nur wenig Unterschied zu finden. Viele Märchen und Lieder, so manche Nationalspeisen und Nationalspiele sind überall in gleicher Weise anzutreffen und, obwol es zu den Seltenheiten gehört, so haben Wanderlust und kriegerische Unruhen doch oft die entferntesten Stämme zueinander gebracht.

In ihren Kleidern zeichnen sich die Kirgisen meistens in der Kopfbedeckung von den übrigen Nomaden und Ansässigen Mittelasiens aus. Die Männer tragen im Sommer einen

---

*) Alexis von Lewschine, „Description des Kirghiz-Kazaks" (Paris 1840), S. 317.

**) Vgl. obiges Werk, Kap. II, S. 300.

Filzhut, Kalpak *), im Winter eine mit Fell gefütterte, mit Tuch überzogene Mütze, Tumak, deren hintere Lappen den Nacken und die Ohren beschützen. Außer diesen haben sie noch eine kleine Pelzkappe, Korejsch, die aber mehr zum Hausgebrauch verwendet wird. Die Weiber tragen, so lange sie unverheirathet sind, eine Scheökele, welche sich von dem turkomanischen gleichartigen Kopfputze dadurch unterscheidet, daß sie mehr kegelförmig ist und den Schleier nicht vorn, sondern auf dem Rücken bis zu den Lenden herabhängen läßt. Auch die Frisur ist anders. Die jungen Turkomaninnen flechten die Haare in zwei große Zöpfe, die Kirgisinnen in acht dünne, die je vier und vier auf die Brust herabhängen. Die Frauen bedecken ihr Haupt mit einem Letschek, einem Tuche, welches Kopf und Nacken bedeckt. Im Négligéanzuge winden die Mädchen rothe Taschentücher, die Frauen aber weiße oder dunkelfarbige um den Kopf.

Die Ueberkleider haben dieselbe abgeschmackte faltenreiche Form wie überall in Mittelasien, nur, daß helle und glänzende Farben mehr beliebt sind, und im nördlichen Chokand ist es Sitte, daß die jungen Kirgisen sich aus der unbearbeiteten glänzenden Haut der fuchsrothen Pferde einen Anzug bereiten, bei welchem man den Pferdeschweif als Zierath vom Nacken herabhängen läßt. In der Fußbekleidung ist nur so viel Unterschied, daß die westlichen Kirgisen mehr die russische Form der Stiefeln, die östlichen hingegen die chinesische, nämlich mit spitzigem krummen Schnabel und dünnem hohen Absatz angenommen haben.

Ihre Religion ist fast durchgängig die mohammedanische; doch, wie sich von den socialen Verhältnissen schließen läßt, in sehr schlaffem Zustande, was übrigens in Betreff des Islams bei den Nomaden fast überall der Fall ist. Vor und lange

*) Kalpak heißt die hohe Pelzmütze in der Türkei und in Ungarn, mit welchem das ungarische Wort Kalap-Hut auch verwandt ist.

nach der arabischen Occupation in Mittelasien *) haben die Kirgisen sich zum Schamanismus bekannt, und es ist kein Wunder, wenn in Anbetracht der lockern Wurzeln, welche die Lehre des arabischen Propheten dort fassen konnte, so vieles aus dem frühern Glauben sich noch bis heute hat aufrecht erhalten können. In einem ganzen Zweige, der aus mehrern hundert Zelten besteht, gibt es oft nur ein oder zwei Leute, Mollah und Secretär des Oberhauptes, die ein wenig den Koran lesen können und den Vorbeter und Religionslehrer machen. Es sind dies größtentheils die schlechtern Studenten aus den Schulen der drei Chanate, die des Gewinstes halber in der Steppe Dienste nehmen, da wahrer proselytischer Eifer schon längst ausgestorben ist und die Tüchtigern in den Städten Anstellungen suchen.**) Einen Mollah oder Achonden zu halten ist übrigens mehr Modesache, mit der man auf seinen Wohlstand hindeuten will. Der Nomade, dem seine materielle Existenz mehr am Herzen liegt, hält Religion für einen secundären Gegenstand. Er nennt sich Mohammedaner, doch werden Beten, Fasten und andere Religionsgesetze nur wenig beachtet, und es darf nicht auffallen, wenn der Aberglaube, diese Reminiscenz aus dem Kindesalter aller Völker, noch hier eine bedeutende Rolle spielt. Chiromantie, Sterndeuterei, Teufelverscheuchen, Krankenanblasen und sonstigen Humbug wollen wir gar nicht erwähnen, da solche in gebildeten islamitischen Ländern, wie in Persien und der Türkei, noch in vollem Ansehen, ja sogar im aufgeklärten Europa noch hier und da Spuren anzutreffen sind. Von dem Aberglauben der Kirgisen ist für uns nur jener am

*) Der Islam soll nach Fischer („Histoire de Sibérie", S. 86 und anderswo) gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts durch einen gewissen Kutschum eingeführt worden sein. Dieses Datum ist für die im Norden, d. h. in Südsibirien Wohnenden wol anzunehmen, doch in der Nähe von Turkestan hat die Conversion schon viel früher stattgefunden.

**) Lewschine sagt dasselbe in seinem genannten Werke über die Kirgisen, S. 358.

interessantesten, der sich speciell auf den frühern Glauben dieser Nomaden bezieht und uns hiermit einige Ahnungen über ihre frühern socialen Verhältnisse verschafft.

Daß Opfer dargebracht wurden, beweisen die noch jetzt existirenden Orakel von Schulterblatt und Eingeweiden. Ersteres, Keöze süjegi genannt, besteht darin, daß man das gereinigte Schulterblatt eines frischgeschlachteten Schafs ins Feuer steckt und so lange der Glut aussetzt, bis es zu Pulver gebrannt ist. Dasselbe wird dann aus dem Feuer genommen und sorgfältig niedergelegt, und der Sachkundige, welcher gewöhnlich ein Graubart, ein Bachschi oder ein Quacksalber (Kam) zu sein pflegt, studirt dann mit großem Ernst und bedeutungsvoller Miene in den Spalten des verbrannten Beines.*) Wenn drei Hauptspaltungen parallel gegen das breite Ende des Beines hinlaufen, so bedeutet es Glück, in entgegengesetzter Richtung aber Unglück. Letzteres wird natürlich selten ausgelegt, doch ist dies kein Wunder; denn wenn man zu Delphi und Pythia die civilisirten Griechen beschwindelte, warum soll dies auf der kirgisischen Steppe nicht vorkommen? Aus der Lage und Verflechtung der Eingeweide wahrzusagen, ist schon eine seltenere Wissenschaft, in welcher sich die Kalmücken besonders hervorthun sollen. Auffallend ist es, daß dieses Orakel nur dann befragt wird, wenn man über das Geschlecht eines zu gebärenden Kindes neugierig ist.

Auch das Feuer muß in Achtung gestanden haben, denn erstens darf nie in dasselbe gespuckt werden, zweitens sind die Feierlichkeiten und die Tänze um das Feuer eine Sitte, die wunderbarerweise in so vielen Gegenden Asiens, Afrikas und Europas existirt, auch noch heute auf der Steppe sowie auch in Chiwa und Chokand gäng und gebe. Das Licht auszublasen

*) Dr. A. Bastian hat das Orakel des Schulterbeins auch bei den Buräten, die sich zum Schamanismus bekennen, gefunden, und es ist bei den Kirgisen als ein Ueberbleibsel genannten Glaubens zu betrachten. (Vgl. „Das Ausland", Jahrgang 1866, Nr. 23.)

wird bei den Kirgisen sowol als in ganz Mittelasien für sehr ungezogen gehalten, und schließlich werden in der Farbe des brennenden Oels, Fettes u. s. w. so viele Prognostika erkannt.

Unendlich groß ist der Aberglaube der Weiber und wahrlich der Mühe werth, zu einem besondern Studium gemacht zu werden. Schon ein Mädchen im vierten Jahre ist davon eingenommen, wie erst eine alte Nomadenmatrone, die ihr ganzes Leben auf der einsamen Steppe verlebte, die alle ihre geistigen Fähigkeiten nur in dieser Richtung entfaltete. Jeder einzelne Theil des Zelts, jedes Hausgeräthe ist mit Aberglauben im Zusammenhang; dieser wird beim Zeltaufschlagen, Melken, Kochen, Spinnen und Weben streng beobachtet, weit mehr als die Gesetze des Islams, die nie besonders zu Herzen gehen. Die beliebteste Art des Wahrsagens ist die mit frischgesponnenem Garn. Es werden vier Steine, zwei weiße und zwei schwarze, niedergelegt, in der Mitte wird ein Faden stark gewunden und das obere Ende plötzlich losgelassen. Senkt sich der Faden in seinem Fall zu den schwarzen Steinen, so bedeutet es Unglück, zu den weißen das Gegentheil. Der Hand des Drehers wird gar keine Wirkung zugemuthet; denn das Orakel muß untrüglich sein. Dieses heißt Ijik-jip (Spindelgarn) und ist überall in Mittelasien zu Hause.

Von den Speisen, die den Kirgisen eigen sind, wollen wir nennen: Sürü, welches aus geräuchertem Fleisch (Pferde-, Hammel- oder Schaffleisch) besteht, welches in kleine Stücke geschnitten und in Fett geröstet wird. Seine Vorzüglichkeit beruht darin, daß es wochenlang herumgetragen werden kann, ohne zu verderben. Ködsche, gewöhnlicher Weizen, welcher in Wasser gekocht und in sauerer Milch gegessen wird.

Als Nationalspiele der Kirgisen sind zu betrachten: Tadschak-kisimi (Stockzwinge). Es gilt ein in die Höhe gehaltenes Seil zu überspringen. Der Sieger wird beklatscht, der Ungeschickte hingegen wird zwischen zwei Stühle eingezwängt und dem Hohn der Gesellschaft preisgegeben. Ferner Eschekdschajiri

(wunder Eselsrücken), wobei man in einem Anlauf drei oder vier niedergehockte Spielgefährten überspringen muß.

c) Der Karakalpak

bildet die dritte Abstufung in der Rasse und ist, obwol in Sprache und Sitten verwandt, in physiognomischen Abzeichen von den Kirgisen wesentlich verschieden. Die Karakalpaks zeichnen sich durch einen hohen, starken Wuchs und durch eine kräftigere Gestalt vor allen Stämmen Mittelasiens aus. Sie haben einen großen Kopf mit flachem vollen Gesicht, große Augen, Stumpfnasen, wenig vorstehende Backenknochen, ein plattes und wenig zugespitztes Kinn, auffallend lange Arme und breite Hände. Im ganzen genommen stehen ihre plumpen Gesichtszüge mit ihrer nicht minder plumpen Gestalt in guter Harmonie, und der Spottreim der Nachbarvölker:

Karakalpak,
Jüzi jalpak,
üzi jalpak

(der Karakalpak hat ein flaches Gesicht und ist selbst flach) ist nicht ohne Grund erfunden worden. Ihrer Farbe nach nähern sie sich mehr den Oezbegen, besonders sind es ihre Frauen, welche den weißen Teint lange behalten und mit ihren großen Augen, vollem Gesicht und schwarzen Haaren einen nicht unangenehmen Eindruck machen. In Mittelasien ist ihre Schönheit hochberühmt. Die Männer haben ziemlich starke, aber nie lange Bärte.

Die Karakalpaks, die mitunter fälschlich zu den Kirgisen gerechnet werden, sind heute nur im Chanat von Chiwa anzutreffen, wohin sie im Anfang dieses Jahrhunderts zogen. Ein Mollah aus diesem Stamme erzählte mir, daß sie früher am Ufer des Jaxartes und zwar nahe an dessen Mündungen lebten, während ein anderer Theil sich in der Nachbarschaft der Kalmücken (wahrscheinlich im Gubernium von Semipalatinsk) aufhielt. Der erste Theil dieser Aussage scheint nicht ganz aus

der Luft gegriffen zu sein, denn Lewschine (genanntes Werk S. 114) erwähnt bei den Ruinen von Dschemkend, daß noch im vergangenen Jahrhundert dort die Karakalpaks gewohnt hätten. Allem Anschein nach haben sie von den Kirgisen, denen sie am nächsten stehen, sich schon seit langem losgerissen und heute bilden sie hinsichtlich ihrer Physiognomie den Uebergangspunkt von letztern zu den Oezbegen.

In ihrer Kleidung nähern sie sich eher den Oezbegen als den Kirgisen. Die Männer tragen große Telpeks (Pelzmützen), die tief im Nacken sitzen und Ohren und Stirn bedecken; die Weiber haben einen mantelähnlichen Kragen um den Hals und finden besonderes Wohlgefallen an rothen und grünen Stiefeln. Das Zelt der Karakalpaks ist viel größer und fester gebaut als das der übrigen Nomaden und wird von einer Gattung großer Hunde bewacht, welche auch nur bei diesem Stamm vorkommen; und so wie ihre Wohnungen im allgemeinen von denen der übrigen Nomaden durch Schmuz und Unreinlichkeit sich auszeichnen, so zeigen sie auch in Kost und Kleidung eine Vernachlässigung, die sie sowol zum häufigen Spott als auch zum Abscheu der Nachbarn machen.

Zu ihren Nationalspeisen gehören: das Torama, welches aus kleingehacktem Fleisch besteht und mit einer großen Quantität Zwiebeln (welches Gewächs dort sehr beliebt ist) und Mehlspeise vermischt gekocht wird; Kazandschappaj, ein in der Pfanne in Fett gebackenes Brot, das als Leckerbissen gilt; Baursak, eine Mehlspeise, die aus viereckigen, mit Fleisch gefüllten Teigstücken besteht.

Ihre Lieblingsspiele sind: Kumalak, gleich dem Mühlspiele in Europa, welches mit dem getrockneten Schafskoth gespielt wird. Auch sind viele von ihnen dem Hazardspiel Aschik ergeben.

d) Der Turkoman,

den ich als vierte Abstufung der mongolisch-türkischen Rasse in ihrer Ausdehnung gegen Westen bezeichne, hat vieles von der

charakteristischen Eigenheit der Kirgisen sowol als auch der Karakalpaks. Der echte turkomanische Typus, wie solcher bei den Tekkes-Tschaudor und bei den tiefer in der Wüste lebenden Jomuten zu finden ist, beurkundet sich durch einen mittlern Wuchs, verhältnißmäßig kleinen Kopf, länglichen Schädel (welches dem Umstande zugeschrieben wird, daß sie als Kinder nicht in einer Wiege, sondern in einer aus einem Leintuch gemachten Schaukel gehalten werden), wenig sich erhebende Backenknochen, etwas stumpfe Nase, längliches Kinn, einwärts gebogene Füße (eine wahrscheinliche Folge des vielen Reitens) und besonders durch die hellglänzenden feurigen Augen, die bei allen Söhnen der Wüste, bei den Turkomanen aber am meisten, auffallend sind. Der Farbe nach kann man blonde Haare als überwiegend nennen, und es gibt sogar ganze Stämme, z. B. der Kelte-Stamm bei den Görgen-Jomuten, die durchgängig hellblond sind. Am Rande der Wüste, besonders aber an der persischen Grenze, findet man durch die häufige und starke Vermischung mit der iranischen Rasse diese Hauptzüge schon ganz verwischt, indem man viele Männer mit starken schwarzen Bärten und oft ohne die geringste Spur der mongolisch-türkischen Rasse sieht. Ja, die Göklens sind diejenigen, die mit Ausnahme der Bildung der Augen im allgemeinen den Persern ähnlich sind. Der Sklavenraub, welcher seit undenklichen Zeiten in den nördlichen Provinzen Persiens ausgeübt wird, hat dort, wo der Transitohandel mit persischen Sklaven stattfindet, merkliche Spuren zurückgelassen. Doch nur bei den Grenzbewohnern, denn die im Innern der Wüste Lebenden und mehr mit der friedlichen Viehzucht als mit Alamans (Raubzügen) sich Beschäftigenden haben durchschnittlich die Merkmale des echt turkomanischen Typus bewahrt. So wie die Nomaden im allgemeinen behender und lebhafter in ihren Bewegungen sind als die ansässigen Stammgenossen, was natürlich dem ewigen Wanderleben, der abenteuerlichen Existenz zuzuschreiben ist, so zeichnen die Turkomanen in diesen Eigenschaften sich vor

allen übrigen Zeltbewohnern Mittelasiens aus, und ihr magerer Körper, abgehärtet von einer sehr magern Kost, kann in Entbehrungen und in Ausdauer selbst den Araber übertreffen.

Im ganzen genommen bilden die Turkomanen, trotz des Gepräges der Familieneinheit, ein sonderbares Gemisch von Sitten und Gebräuchen, die entweder hier und da bei den Nachbarnomaden und auswärtigen Oezbegen oder nur bei ihnen allein anzutreffen sind. Während ihre Sprache sich in vielem dem azerbajdschanischen Dialekt nähert, haben ihre Sitten den rein turko-tatarischen Stempel, und sowol in ihren socialen Verhältnissen als auch in ihrem kriegerischen Wesen, ihren häuslichen und religiösen Gebräuchen haben sie mehr Gemeinschaftliches mit den Kiptschaken (ein Zweig der Buruten) als mit den Kirgisen, Karakalpaks und Oezbegen, mit denen sie schon seit mehrern Jahrhunderten in steter Berührung leben. Daß sie sich früh, ja sehr früh vom Gros der turko-tatarischen Völker getrennt haben, leidet keinen Zweifel. Nach eigener Behauptung sind sie von Osten erst nach Nordwest, namentlich gegen die Südgrenze der einstmaligen Goldenen Horde und von hier nach Süden gezogen. Diese Behauptung hat viel Wahrscheinlichkeit, und als Beweise werden die einzelnen Häuflein angeführt, welche auf dem Wege zurückgeblieben sind und noch heute als Ueberbleibsel sich dort befinden. Als solche sind auch die Turkomanen im Norden Kermінehs und Samarkands zu betrachten, die inmitten der verwandten Elemente doch ihrer Nationalität treu geblieben sind.

Ihre Auswanderung aus Mangischlak, diesem unstreitig ältesten Sitz der Turkomanen, wird von den Centralasiaten selbst in folgender chronologischer Ordnung bezeichnet. Als die ältesten in der heutigen Heimat nennt man die Salors und Sariks, nach diesen waren es die Jomuten, die aber noch vor dem Zeitalter der Sefeviden von Norden gegen Süden, entlang der Ufer des Kaspischen Sees, zogen. Die Tekkes sollen nur zur Zeit Timur's in kleiner Zahl nach Achal versetzt worden

sein, um die damals große Macht der Salors zu paralysiren. Die Ersaris sind gegen Ende des letzten Jahrhunderts von Mangischlak aus an den Ufern des Oxus angesiedelt worden, während schließlich die Tschaudors erst seit neuerer Zeit von Mehemmed-Emin-Chan (Chiwa) von den Binnenländern des Aral- und Kaspischen Sees nach dem jenseitigen Ufer des Oxus geworfen wurden, obwol viele ihrer Stammgenossen noch heute im alten Sitz sich befinden.

Da das Augenmerk der Turkomanen auf ihre Hauptbeschäftigung, die Raubzüge, gerichtet ist, so ist es ganz natürlich, daß viele ihrer Sitten mit dieser in Harmonie gebracht werden. Ihr Anzug, obwol ursprünglich chiwaisch, wird kürzer und enger gemacht, um sich leichter zu Pferde bewegen zu können; der schwere Pelzhut wird durch einen kleinern ersetzt. Ihre Unterhosen, welche die Stelle der Beinkleider vertreten, sind sehr weit und erinnern an die Nationaltracht des ungarischen Bauern. Eigenthümlich sind die Locken, welche den jungen Leuten hinter den Ohren weit über die Schultern herabhängen. Diese läßt man schon von früher Jugend an wachsen, während des ersten Jahres nach der Verheirathung werden sie in der Mütze versteckt getragen und nur nach Verlauf desselben abgeschnitten. Dieser Kopfputz verleiht dem jungen Cavalier beim Reiten ein stattliches Aussehen, und er ist nicht wenig stolz darauf. Auch die Frauentracht hat einige Specialitäten, zu welchen das, gleich der Ungarnjacke herabhängende, langärmelige Ueberkleid gehört, der Kopfputz und der massive silberne Schmuck als: Arm- und Halsbänder, Amulettaschen u. s. w. Es ist nicht selten, unter den Frauen vollkommene Schönheiten anzutreffen, die in Wuchs und Regelmäßigkeit der Züge den Georgierinnen nicht nachstehen. Obwol die Mädchen bei allen Nomaden ziemlich geübte Reiterinnen sind, so ragen doch die jungen Turkomaninnen in dieser Kunst über alle hervor.

Hinsichtlich ihres islamitischen Religionseifers, ihrer Neigung zu dem alten Aberglauben, sind sie dieselben wie die Kirgisen,

und da die Leser meiner „Reisen in Mittelasien“ mit ihnen schon bekannt sind, so wollen wir von ihnen zu den Oezbegen übergehen.

e) **Die Oezbegen,**

die als die ansässigen und civilisirten Bewohner Mittelasiens betrachtet werden können, haben durch die starke Vermischung mit den altpersischen Elementen jener Gegenden, als auch durch die beträchtliche Anzahl von Sklaven, die aus dem heutigen Iran dorthin gebracht werden, nur noch schwache Spuren der mongolisch-türkischen Rasse aufzuweisen. In ihrem breiten Gesicht ist es nur die Formation der Stirn, der scharfe Winkel, den die Schläfe bilden, und namentlich die Augen, welche an den tatarischen Ursprung erinnern. Die Oezbegen werden von den Tadschiks immer mit dem Spottnamen „Jogum-Kelle“, d. h. Dickschädel, bezeichnet, und wirklich ist dieser Theil des Körpers bei ihnen breiter, dicker und plumper wie bei ihren übrigen turanischen Stammgenossen. Bei der Verschiedenheit, die unter ihnen in den drei Chanaten und in der chinesischen Tatarei herrscht, ist es dennoch wahrzunehmen, daß die Dorfbewohner im allgemeinen mehr Kennzeichen des Nationaltypus besitzen als die Städter, und daß die Oezbegen von Chiwa z. B. an dem breitern, vollen Gesicht, niederer flacher Stirn, großen Mund; die Oezbegen von Bochara an der schon etwas mehr gewölbten Stirn, mehr ovalem Gesicht und zugespitztem länglichen Kinn, und an dem Vorherrschen der schwarzen Haare und Augen; schließlich die Chokander an ihrer auffallenden Aehnlichkeit mit den Kirgisen (nicht Kasaks) zu erkennen sind.

Auch in der Hautfarbe gibt es einige Nuancen. In der Umgegend von Kaschgar und Aksu ist Gelbbraun bis ins Schwärzliche hin, in Chokand Braun, in Chiwa Weiß die herrschende Farbe, ja die Oezbegen sind im selben Maße Bastarden der turanischen Rasse als die Tadschiks und Sarts (die Ureinwohner des alten Transoxanien, Sogdien und Ferganas)

Bastarden der iranischen geworden sind.*) Ueber Ursprung, Einwanderung und Niederlassung der Oezbegen haben wir nur wenige, überdies höchst verwirrte Nachrichten. Während einige behaupten, daß der Name Oezbeg der Name eines ihrer berühmtesten Fürsten war, der zur Zeit Dschingis-Chan's die ganze Steppe regierte, wollen andere in der Etymologie des Worts Oezbeg (eigener Prinz, eigenes Haupt)**), die Bedeutung von Unabhängigkeit finden, durch welche sich dieser Stamm auszeichnete, indem er von irgendeinem Herrscher (?) sich losriß und auf eigene Faust seinen Eroberungsmarsch gegen Westen unternahm. Auf dem Felde mittelasiatischer Begebenheiten tritt der Name mit dem Hause der Scheibani ***), namentlich mit dessen Begründer Ebul-Cheir-Chan, in den Vordergrund; denn obwol Timur demselben Stamm angehört haben soll, so wird doch bei ihm mehr das Türkenthum als das Oezbegenthum hervorgehoben.

Wenn ich nicht irre, mir scheint es wenigstens so, bilden die heutigen Oezbegen einen solchen Stamm, der, bei seiner Niederlassung höchst unbedeutend in der Zahl, nur dann erst heranwuchs, nachdem er die Contingente der verschiedenen von Norden nach Süden ziehenden Nomaden in seinen Schos aufnahm. Diese Behauptung ist wol kühn, doch sind folgende Umstände, die solche nicht ganz unmöglich machen: 1) Die schon angedeutete Verschiedenheit, die zwischen den Oezbegen Turke-

*) Gibbon's „Roman Empire, ed. by Dr. W. Smith" (London 1862, S. 296) bemerkt mit Recht: „The Uzbegs are the most altered from their primitive manners: 1) by the profession of the Mohametan religion and 2) by the processions of cities and harvests of the Great Bucharia."

**) Die Behauptung Abulgari's, daß die ersten Oezbegen Leute aus dem Volke Dschudschi waren, die sich so nach Annahme des Islams nannten, scheint ganz irrig zu sein.

***) Scheich Chudadad, ein Gelehrter und Ascet zur Zeit des Auftretens der Scheibanis, sagt zu einem Parteigänger der letztern: „Sana Oezbegin mu kirek?" (Mußt du einen Oezbeg [eigenen Beg] haben?), statt des Timuriden Baber, der folglich kein definitiver Oezbege war. („Tarichi-Seid-Rakim" in meinem Manuscript, das ich aus Bochara mitgebracht habe.)

stans von Komul bis zum Aralsee sich zeigt, wobei sich der Grad der Aehnlichkeit nicht verkennen läßt, der zwischen letztern und den in der Nachbarschaft lebenden Nomaden existirt, welche, von gewissen Umständen bewogen, in denen Wohlstand und Religion die erste Rolle spielen, sich in den Städten niederließen und mit den Oezbegen verschmolzen. 2) Sind viele Namen der Zweige und Familien der Oezbegen auch den übrigen Stämmen Mittelasiens gemein. So finden wir z. B. die Stämme Kungrat, Kiptschak, Naiman, Taz, Kandschigali, Kanli, Dschelair, mit welchen die 32 Hauptabtheilungen der Oezbegen sich benennen, auch bei den Kirgisen, ja auch die Turkomanen und Karakalpaks haben deren einige aufzuweisen, welches bei der hohen Wichtigkeit, mit der die Nomaden die Familiennamen beobachten, gewiß nicht der Fall wäre, wenn nicht früher ein gemeinschaftliches Verhältniß existirt hätte.

So wenig wir über ihren Ursprung im Reinen sind, so wenig können wir auch die Zeit ihrer Niederlassung bestimmen. Die Meinung persischer Geschichtschreiber, als hätte die özbegische Macht sich nur auf den Trümmern der Timuriden erhoben, ist wol richtig, doch hat dies keinen Bezug auf die Oezbegen selbst. Es ist nur der Name, der damals in den Vordergrund trat; doch wer kann uns sagen, zu welchem Stamm sich jene türkische Bevölkerung bekannte, die lange vor Timur, vor Dschingis-Chan, zur Zeit der Charezmier (Fürsten, d. i. Schahicharezmian), also schon im 13. Jahrhundert in den drei Chanaten ansässig war? In Chiwa hörte ich oft die Glanzperiode Alt-Uergendschs, nämlich vor dem Einfall der Mongolen, als eine özbegische schildern. Wäre dies blos nur nationale Eitelkeit oder hatten die damaligen Türken Chiwas sich wirklich schon Oezbegen genannt? Türken waren schon während der arabischen Occupation, wie aus der ältern Geschichte Bocharas zu ersehen ist, obgleich nicht in der Mitte, aber gewiß in der Nähe der altpersischen Städte zur Zeit der Samaniden, ansässig, und es wäre von höchstem Interesse, zu wissen, welchem Stamm sie wol angehörten.

Auch in den Sitten der Oezbegen ist genug Fremdartiges, zumeist durch den Islam und die unstete Lebensweise eingeführt, aber bei weitem nicht so viel als bei den Westtürken, die durch die fremden Elemente, die sie in sich aufnahmen, schon ganz entnationalisirt sind. Die Oezbegen sind fromme, ja, man könnte sagen, zelotische Muselmanen. Der Hang zum Ascetenleben blüht, Kaschmir ausgenommen, nirgends im islamitischen Orient so sehr wie dort; ein Drittel der Städtebewohner ist Ischan, Chalfa, Sofi oder Aspirant auf diese heiligen Titulaturen, und dennoch hat die Lehre Mohammed's das Sittengemälde verhältnißmäßig nur wenig beeinträchtigt. In Chiwa und in einigen Gegenden der chinesischen Tatarei ist man den alten Nomadensitten am treuesten geblieben. Man baut Häuser, die zu Stallungen und Speichern verwendet werden, aber als Wohnort zieht man immer das im Hofe aufgeschlagene Zelt vor, denn das Bauen von festen Wohnungen wird vom echten Oezbegen noch heute verspottet und verlacht als eine nur beim Sart (persische Ureinwohner) übliche Gewohnheit, von dem das Sprichwort auch sagt: „Sart bajsa tam salar" (Wenn der Sart reich wird, baut er gleich ein Haus), zum Unterschied vom Oezbegen, der sich lieber Pferde oder Waffen anschafft. Auch in Speise und Kleidung haben sich, die Hauptstädte ausgenommen, nur wenig Verfeinerungen eingeschlichen. Während in den Städten das Haremleben in voller Kraft ist, findet man auf dem Lande alle Oezbeginnen unverschleiert, die, zum großen Aerger der Mollahs, dem naturwidrigen Zwang lange widerstehen. Ceremonien bei Leichenbegängnissen, Heirathen und Geburten enthalten vieles, was dem Islam nicht nur fremd, sondern gar verpönt ist, welche Abweichungen einen grellen Contrast zu den sonst meistens überspannten religiösen Gefühlen der Mittelasiaten bilden. Nicht minder verdient unsere Aufmerksamkeit das starre Festhalten am kriegerischen Wesen, worin sich die Oezbegen von den übrigen ansässigen Völkerschaften Mittel- und Westasiens auszeichnen. Agricultur und feste

Wohnungen pflegen friedlicher zu stimmen, doch ist dies bei erstern nicht der Fall, denn die Oezbegen übertreffen an Tapferkeit so manchen Nomaden.

B) Charaktere.

So groß die Strecke auch immer sein mag, auf der sich die verschiedenen Zweige des türkischen Stammes befinden, so mannichfaltig der Einfluß fremder Elemente auch immer auf ihre socialen Verhältnisse gewirkt haben mag, so sind dennoch die Züge eines gemeinschaftlichen Charakterbildes bei ihnen nicht zu verkennen, eines Bildes, in welchem sich mehr Spuren der Analogie zeigen, als sich bezüglich der Physiognomie und anderer physischen Merkmale haben auffinden lassen.

Der Türke ist überall schwerfällig und plump in seinen geistigen und körperlichen Bewegungen, daher fest und beharrlich in seinen Entschlüssen, nicht etwa aus einem Princip der Lebensphilosophie, sondern aus Apathie und offenem Abscheu gegen alles, was ihn aus der schon angenommenen Stellung zu bringen sucht. Dies verleiht ihm das von europäischen Reisenden so oft gerühmte ernste und feierliche Aussehen. So wie am Ufer des Bosporus der Osmanli in seinem Kief stundenlang den klaren Himmel anschauen kann, während er nur so viel Bewegung macht, um die blauen Rauchsäulen seiner Pfeife gegen das noch blauere Firmament hinaufzublasen — so kann der Oezbege oder Kirgise im engen Zelt oder in der unabsehbaren weiten Wüste stundenlang regungslos sitzen; denn während er im erstern seinen Blick an den tausendmal schon gesehenen Farben der Filzdecken oder Teppiche weidet, pflegt ihn in letzterer die wellenartig gekräuselte Oberfläche des Flugsandes zu ergötzen. So wie der Osmanli jeden, der behend und flink einhergeht, belebter Zunge ist oder gar gesticulirt, als einen Halbwahnsinnigen oder Unglücklichen nur bedauern kann, so hält auch der Oezbege jede schnellere Bewegung der Füße und Hände als höchst unanständig. Ja, als ich einmal einen meiner tatarischen

Reisegefährten ermahnte, sich durch einen Seitensprung vor den stürzenden Waarenballen zu retten, rief er mir beleidigt zu: „Bin ich denn ein Weib, daß ich durch Sprünge oder Tänze mich beschimpfen soll?"

Mit diesem tiefen Ernst und marmorkalten Gesichtsausdruck finden wir überall beim Türken eine starke Neigung zum Prunk und zur Stattlichkeit verbunden, doch artet diese nie in Eitelkeit oder Fanfaronnade aus, wie dies bei den Persern der Fall ist. In Konstantinopel hört man oft das Sprichwort: „Verstand ist Europa, Reichthümer Indien und Pracht den Ottomanen eigen." Die feierlichen Aufzüge (Alaj) des Sultans und der Großen sind im Osten und im Westen gleichberühmt, und das imposante Aeußere, welches bei solchen Gelegenheiten zur Schau getragen wird, ist nirgends in solcher Treue anzutreffen als bei ihren Stammgenossen in Mittelasien. Ein Oezbege oder Turkoman, wenn er zu Pferde oder im Zelt an der Spitze seiner Familie sitzt, hat dasselbe stolze Gebaren, dasselbe Selbstbewußtsein von Größe und Macht. Er ist fest überzeugt, daß er zum Herrschen, die ihn umgebenden fremden Völker zum Gehorsam geboren sind, wie dies der Osmanli gegenüber den Bulgaren, Armeniern, Kurden und Arabern denkt. Seine Liebe zur Unabhängigkeit ist grenzenlos und zugleich auch Hauptursache, daß er selbst unter einem sonst sehr geliebten Häuptling nicht lange verbleiben kann, und lieber 10 oder 20 ärmliche Räuber oder Abenteurer selbständig befehligt, als an der Spitze einer wohlgerüsteten eleganten Truppe zu stehen, die außer ihm noch einen größern Herrn kennt. Der wilde unbändige Stolz, das hohe aristokratische Gefühl der Turko-Tataren hat zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen die übrigen mit ihnen in Berührung gekommenen Völker tief verletzen müssen. Das Gebaren des Osmanli gegenüber seinen Untergebenen, den frühern Besitzern der Türkei, ist ganz treu ausgedrückt in den Manieren, mit welchen die Oezbegen die Tadschiks, diese alten Herren Turkestans, behandeln. Tadschik ist

immer der Ausdruck des Hohnes oder Mitleids, und der özbegische Hof Bocharas, obwol in religiöser Hochachtung, wird wegen dem daselbst vorherrschenden iranischen Geiste doch als Tadschik verspottet.

Mit diesem Charakterzug übereinstimmend ist auch die Vorliebe des Türken für Ruhe und Trägheit; denn obwol Fleiß und Thätigkeit nach unsern europäischen Begriffen in Asien nirgends anzutreffen sind, so wird doch die Arbeit weder bei den iranischen Völkern noch bei den semitischen so sehr verabscheut wie bei den Türken, die nur Jagd und Krieg des Mannes würdig halten, dem Ackerbau nur gezwungen obliegen, alles Uebrige aber für eine Schande betrachten. In der Türkei hat es daher nie einen besondern Wohlstand gegeben. Der Bauer war immer faul und nachlässig, die Zahl der Handwerker stets beschränkt, und die Beamtenklasse hatte nur damals Reichthümer, als die Janitscharenhorden von ihren Plünderungszügen mit Schätzen beladen heimkehren konnten. So ist auch in Mittelasien der Ackerbau ausschließlich in den Händen der persischen Sklaven, Handel und Gewerbe bei den Tadschiks, Hindus und Juden; denn selbst die schon seit Jahrhunderten ansässigen Oezbegen sind auf Raub und Krieg bedacht, und wenn sie sich keinen auswärtigen Feind schaffen können, so fallen sie in blutigem Bruderkampf sich gegenseitig an.

Was die geistigen Fähigkeiten betrifft, so habe ich gefunden, daß der Türke überall den andern asiatischen Völkerschaften, namentlich den iranischen und semitischen, weit nachsteht, und daß er durch Beschränktheit des Geistes jene Vortheile verliert, die ihm seine andern Vorzüge zu erwerben pflegen. Diese Schwäche wird mit dem Worte Türklük (Türkenthum), von welchem Kabalik (Grobheit) und Jogunluk (Dickheit) Synonyme sind, bezeichnet. Unter Türklük versteht man auch die Ungeschliffenheit und Rauheit in Manieren, und wenn auch hier und da diese Gebrechen mit der Benennung Sadelik (Einfachheit) beschönigt werden, so werden sie doch großentheils als

beschimpfende Epitheta dem türkischen Namen beigelegt. So wie der Osmanli vom Armenier, Griechen und Araber überlistet wird, so wird der Oezbege von dem feinen, sehr geschmeidigen Tadschik und dem ebenso schlauen als habsüchtigen Hindu immer hintergangen. Ob dies einem Nationalfehler oder einer extremen Nonchalance zuzuschreiben sei, ist schwer zu entscheiden; doch ist es höchst merkwürdig, daß der Türke, im fernen Osten sowol als in der unmittelbaren Nachbarschaft des civilisirten Abendlandes das Denken scheut, und daß seine Einfälle nirgends für besondere Geistesfunken gehalten werden.

Natürlich ist dieser Nachtheil auch einerseits Ursache, daß beim Türken mehr Redlichkeit, Offenherzigkeit und Treue sich vorfindet als bei allen übrigen Völkern Asiens. Türklük, worunter die Fremden die früher erwähnten Fehler verstehen, dient den Türken selbst oft zur Bezeichnung der Schlichtheit, Einfachheit und Aufrichtigkeit. Die Schatten- und Lichtseiten des Türklük sind schon seit alten Zeiten bemerklich gewesen und immer besprochen worden, so oft man Parallelen zwischen den Charakteren der Türken und anderer Nationen, namentlich der Perser, aufstellte. Man rühmt den Scharfsinn, die feinen Manieren des letztern; doch, wer einen treuen Diener, eine ergebene Armee oder einen zuverlässigen Menschen sucht, wird immer den Türken den Vorzug geben. Wir finden daher schon seit frühesten Zeiten auswärtige Fürsten, die sich der türkischen Truppen gern bedienten, solche ins Land riefen und die Häuptlinge mit den höchsten Würden bekleideten, und da Tapferkeit, Beharrlichkeit und Herrschsucht ihnen mehr eigen ist als den übrigen Völkern Asiens, so ist es leicht zu erklären, daß sie sich von Söldlingen bald zu Regenten emporschwangen und von ihrem Heimatsitz bis zur Adria so manche Völker des iranischen und semitischen Stammes unter ihr Scepter brachten und viele von ihnen noch heute beherrschen. Meines Erachtens ist es nicht nur Ueberlegenheit an physischen Kräften, welche die türkischen Dynastien auf den fremden Thronen erhalten

hat und noch erhält; es ist auch vieles ihren Charaktervorzügen zuzuschreiben. Sie sind rauh und von wilder Natur, aber selten aus Bosheit grausam; sie bereichern sich auf Kosten der Unterthanen, theilen aber die gesammelten Schätze großmüthig wieder aus; sie sind streng gegen ihre Untergebenen, vergessen aber selten die Pflichten, die sie als patriarchalisches Oberhaupt gegen letztere zu erfüllen haben. Mit Einem Worte in allem Thun und Wirken der Türken ist eine Art von Gutmüthigkeit zu bemerken, welche vielleicht mehr der Indolenz und dem laisser-aller, als einer bestimmten Absicht Gutes zu thun zuzuschreiben ist, die aber, welchen Ursprungs sie immer sei, als Tugend wirkt.

Schließlich wollen wir noch der Gastfreundschaft erwähnen, die bei den Türken mehr zu Hause ist als bei den iranischen und semitischen Völkern, und zwar aus sehr einfachem Grunde. Wie bekannt, nimmt Gastfreundschaft im selben Grade ab, in welchem ein Volk sich vom Nomadenstande der ansässigen Lebensweise nähert, und so wie Asien im allgemeinen in dieser Tugend weit über Europa hervorragt, so unterscheiden sich Türken, die der Majorität nach eingefleischte Nomaden sind, von den übrigen Asiaten, die, schon lange ansässig, einer alten Civilisation sich erfreuen.

Dies wäre ein schwacher Versuch zum gemeinschaftlichen Charakterbild der Türken. Was die Nuancen der verschiedenen Stämme betrifft, so finden wir die Buruten wilder, zäher als die übrigen nomadischen Rassengenossen.*) Sie sind mehr abergläubisch, aber auch weniger heimtückisch als z. B. Kirgisen und Turkomanen, weil sie, ohne gänzlich vom Schamanismus abgefallen zu sein, auch den Islam nur noch wenig kennen, und es ist wohlbekannt, daß, je schwächer die Begriffe eines Nomaden-

*) Dasselbe bestätigt auch Radloff in seinem Bericht an die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg. (Vgl. das „Bulletin" der genannten Gesellschaft, XII, 418.)

volks über Religion sind, desto geringer sind seine Laster, um so gastfreundlicher aber ist er den Fremden gegenüber. Die Kirgisen hingegen sind in ihrem Hauptcharakterzuge schon weniger kriegerisch, obwol sie sich leicht entschließen können, eine Baranta (Raubzug) zu unternehmen. Sie bilden das Gros der türkischen Nomaden, sind am meisten dem Wanderleben ergeben, und während die Turkomanen an vielen Orten in halbangesiedeltem Zustande zu treffen sind, z. B. entlang dem linken Oxusufer von Belch bis Tschardschuj und in Chiwa, so lassen sich von den Kirgisen bis heute nur schwer derartige Beispiele aufweisen. Zu unterjochen sind sie leichter als andere Nomaden, weil sie, wie schon gesagt, friedfertiger und weniger tapfer sind, doch ihre Colonisirung scheint beinahe ins Bereich der Unmöglichkeit zu gehören, wenigstens wird es Rußland eine Riesenarbeit kosten, im Fall es solches beabsichtigen sollte. Die Karakalpaks werden durch ihre auffallende Schlichtheit überall für dumm und tölpelhaft gehalten. Sie repräsentiren den Idioten der mittelasiatischen Völker, und viele Anekdoten werden auf ihre Kosten erzählt. An Tapferkeit stehen sie selbst den Kirgisen nach; sie sind selten als Eroberer aufgetreten und pflegen selbst als Hülfstruppen anderer nur selten angewendet zu werden. Da sie sich vorzüglich mit Rindviehzucht beschäftigen und am liebsten in waldigen Gegenden ihren Aufenthalt nehmen, werden sie vom Oezbegen mit dem Schimpfnamen Ajik (Bär) benannt, doch wird Thätigkeit, Herzensgüte und Treusinn ihnen überall zuerkannt. Die Turkomanen sind unter allen Völkern Mittelasiens als die unruhigsten Abenteurer berüchtigt, und das mit Recht; denn nicht nur dort, sondern auf dem ganzen Erdboden mag es schwerlich ein zweites Volk geben, das von solch räuberischer Natur, von solch unruhigem Geist und von solch unbändigem Freiheitssinn wäre als diese Kinder der Wüste. Rauben, Plündern und Sklaven machen ist in ihren Augen ein ehrwürdiges Metier, in das sie sich seit Jahrhunderten hineingelebt. Sie halten die Andersdenkenden für dumm oder toll, und sind

dieser Leidenschaft so ergeben, daß sie bei ihrem eigenen Stamm, ja oft in ihrer Familie zu plündern anfangen, im Fall sie an auswärtigen Raubzügen verhindert sind. Als sehr schwache Entschuldigung könnte angeführt werden, daß sie die allerwildesten und meist wüste Gegenden bewohnen, wo selbst Viehzucht nur ein karges Einkommen gibt; doch lindert die Frucht ihres abscheulichen Handwerks fast nie ihre drückende Armuth, denn sie sind ebenso schmuzige Geizhälse als habsüchtig und darben oft im Besitz von Reichthümern ebenso wie die Allerärmsten. Die Oezbegen spielen die Fashionables unter ihren Rassegenossen in Turkestan. Sie sind nicht wenig stolz auf ihre Bildung, die sie durch islamitische Civilisation erhalten, und wollen, von diesem Gesichtspunkt der Superiorität ausgehend, ihre nomadisirenden Brüder beherrschen. Höchst lobenswerth ist an ihnen ihr zähes Festhalten an so manchen schönen Eigenschaften ihres Nationalcharakters, den der Islam an andern Orten so leicht umgestaltet und schändet. Bei den Oezbegen ist, trotz der Hypokrisie und Scheinheiligkeit, die der dortige Islam zu verbreiten sich bestrebt, noch immer sehr viel Redlichkeit, Biedersinn und türkische Offenherzigkeit anzutreffen, in welchen Qualitäten sie sich von den verworfenen und lasterhaften Tadschiks bedeutend unterscheiden und letztere zu beherrschen auch wirklich würdig sind. Der Oezbege ist, soweit persönliche Erfahrung mir gezeigt hat, von China bis zur Donau auch der einzige Türke, der alle Lichtseiten seines Nationalcharakters repräsentirt.

2) Die Iranier.

So wie das turanische Volk, besonders aber die früher erwähnten turko-tatarischen Stämme, im Alterthum durch ihr kriegerisches Wesen, durch wilde unbändige Rauheit der Sitten sich berühmt gemacht haben, so sind die Iranier als schroffer Gegensatz eben dieselben, die durch Feinheit der Sitten, durch glänzende Culturzustände von jeher bekannt waren. Erstere sind bei ihren Nachbarn immer als Verwüster, Zerstörer und Plünderer aufgetreten, letztere hingegen als Civilisatoren, Verbreiter der Künste und mildern socialen Verhältnisse. Denn es ist nicht nur der ganze mohammedanische Osten, der iranische Cultur annahm, sondern selbst wir Europäer haben vieles von diesem merkwürdigen Volke entlehnt, welches theils durch den Kanal altgriechischer und byzantinischer Bildung, theils durch spätere Berührung des Abendlandes mit dem Morgenlande, wie z. B. durch die Kreuzzüge, natürlich immer durch die zweite Hand, zu uns gelangte. Iran war von jeher der Sitz von Bildung, und in der ganzen Culturgeschichte der Menschheit könnten wir vergebens ein Volk suchen, das trotz der großartigen politischen Umwälzungen, trotz der häufigen auswärtigen Einflüsse den alten Geist seiner Civilisation, den Charakter seines Nationallebens so lange und doch so treu bewahren konnte wie die Iranier. Ein großer Unterschied ist zwischen der Lehre Zoroaster's und der des arabischen Propheten, und doch sind im heutigen Persien fast alle Züge jenes Charakterbildes zu entdecken, welches die griechischen Geschichtschreiber von den alten Persern entwarfen. Beim flüchtigen, oberfläch-

lichen Anblick mag dies nicht so leicht ins Auge fallen, denn dem äußern Scheine nach wäre es beinahe schwer, unter der Agglomeration der Völkerschaften des heutigen Irans den echten Iranier herauszufinden, doch wird eine tiefere Einsicht uns bald von der Wahrheit des Gesagten überzeugen, und wir werden sehen, daß der Iranier von den semitischen und turanischen Elementen, die seit mehr als tausend Jahren seine Nationalitäten gefährdeten, in Sitten und Denkungsweise nicht nur nichts angenommen, sondern vielmehr auf letztere einen mächtigen Einfluß ausgeübt hat.

Die Wiege des iranischen Volks ist, wie neuere Ethnographen, namentlich der gelehrte russische Reisende von Khanikoff in seinem „Mémoire sur l'ethnographie de la Perse" behauptet, der östliche Theil des heutigen Persien und vorzugsweise das südliche Sigistan oder Sistan und das nordöstlich sich erstreckende Chorassan. Es ist nicht nur die Ethnographie allein, sondern auch die Geschichte, welche mit dieser Behauptung übereinstimmt. Denn so wie Sigistan, die Heimat Rustem's und anderer aus dem classischen Alter berühmter iranischer Helden, noch von den heutigen Märchenerzählern als Schauplatz genannt wird, sobald sie etwas Großmächtiges oder Uraltes schildern wollen, so ist in Chorassan das alte Belch als erste Quelle der Religion und der feinen Bildung berühmt, und Merv wird als jener Ort bezeichnet, wo Adam von den Engeln den ersten Unterricht im Ackerbau erhielt. Mit Einem Worte, was auf uralt sich bezieht, ist nur im Osten, aber nie im Westen zu finden.

Die turanische Rasse hat bei ihrer Ausbreitung, wie im vorhergehenden Abschnitte bemerkt wurde, die Richtung von Osten gegen Westen genommen, die iranische hat von Süden gegen Norden sich ausgebreitet, und zwar in zwei Richtungen, die eine gegen Nordost, die andere gegen Nordwest. Die Auswanderung hat in jenem grauen Alterthume stattgefunden, von welchem wir kaum die leisesten Ahnungen haben können,

doch sind es auch hier die Züge des gemeinschaftlichen Typus, die uns gleich Leitsternen durch die Nacht der Unwissenheit führen, und obwol die iranische Rasse durch die an Zahl überlegenen turko-tatarischen Völkerschaften in neuerer Zeit viel gelitten hat, so kann man dennoch in den zerstreut liegenden Gruppen die einzelnen Ringe der ehemaligen Kette entdecken und ebenso sehr in den östlichen Ueberresten den primitiven echten Iranier, als in den westlichen den in steter Berührung mit turanisch-semitischen Elementen gestandenen Meder erkennen.

Diese aus persönlicher Ueberzeugung hervorgehende Ansicht — und jeder, der die Perser des heutigen Iran und Mittelasiens genau beobachtet, wird solches wahrnehmen müssen — findet in den gelehrten Forschungen unserer Keilschriftenentzifferer auch einigermaßen ihre Bestätigung, und namentlich ist es das iranische Völkerverzeichniß der Keilschriften zu Persepolis, welches bei Aufzählung aller Völker Irans, indem es vom Mittelpunkte des Reichs (Persepolis) ausgeht, in westlicher und östlicher Richtung fortfährt.*) Natürlich ist in demselben nichts Ausdrückliches bemerkt worden über höheres oder niederes Alter, über physiognomische Unterschiede des einen oder andern Familienzweigs; aber daß eine wesentliche Verschiedenheit schon im frühen Alterthume existirte, ist kaum zu bezweifeln. „Auf Westiran“, sagt F. Spiegel **), „beginnen die semitischen Einflüsse schon sehr früh zur Zeit des assyrisch-babylonischen Reichs und dauern durch die ganze Achämenidenzeit fort. Nach dem Verfalle des Achämenidenreichs tritt neben den Semiten noch die Vermischung mit Griechen auf u. s. w.“, was ganz richtig bemerkt ist; denn in den südlichen Provinzen von Farsistan,

---

*) Ritter, „Westasien“, II, 86.

**) „Die ethnographische Stellung des iranischen Volks.“ (Vgl. „Das Ausland“, Jahrgang 1866, Nr. 36, S. 853.)

Laristan und Luristan, wo die Berührung der iranischen und semitischen Elemente seit uralten Zeiten eine ununterbrochene ist, finden wir in der Person des heutigen Persers alle jene physischen Merkmale wieder, welche Herodot und die spätern griechischen Geschichtschreiber an diesem Volke wahrgenommen haben. Die hagere Gestalt, welche den Westiraniern mehr als den Ostiraniern eigen ist, erinnert stark an den Hauptzug des Arabers, der bei den nichtsemitischen Völkern immer als nahif (hager, schlank) geschildert ist, während man den Türken als kesif (plump, dick), den echten Perser als zarif (edel, fein) bezeichnet. Die semitischen Elemente haben am Süd- und Ostrande Persiens, von Benderbuschir angefangen bis nahe an Kirmanschah, vorzüglich aber auch bei den Städtebewohnern, sehr merkliche Spuren zurückgelassen, was um so mehr in die Augen fällt, wenn wir die Physiognomie und Statur eines Sigistaners mit der eines Isfahaners vergleichen. Am besten läßt sich dies an den Gebern (Feueranbetern) bemerken, die unter den Westiraniern sich aufhalten und von letztern sehr verschieden sind. Sowie man unter ihnen die überwiegende Zahl der schlanken, hagern Gestalten vermißt, so ist auch das schmale Kinn, die dünne Nase nur selten anzutreffen. Der Geber wird in einer Gesellschaft von Chafis gewiß weniger auffallen als inmitten einer Gruppe von Isfahanern, und da die im Westen Irans nur spärlich zerstreuten Gebern als die von Einmischung fremder Elemente am meisten verschont gebliebenen Ueberreste des iranischen Urvolkes anzusehen sind, so kann mit Sicherheit behauptet werden, daß der physiognomische Unterschied zwischen Ost- und Westiraniern schon von jeher existirt hat und existirt haben muß. Die griechischen Geschichtschreiber des alexandrinischen Feldzugs, die sowol mit den östlichen als auch mit den westlichen Völkern des damals noch großen iranischen Reichs in Berührung kamen, haben in ihren Beschreibungen die ethnographische Seite der Frage, die für unsere Studien von hoher Wichtigkeit ist, ganz unbeachtet

gelassen. Auch aus den Sculpturen, die aus dem sassanidischen Zeitalter herstammen, ersehen wir wenig Belehrendes. Die Figuren auf den Basreliefs von Nakschi-Rustem, Nakschi-Redscheb und in der Nähe Kazeruns mögen wol getreue Bilder der damaligen Perser liefern, doch ist über die Nationalität derselben nichts Genaueres berichtet, und wieweit sich aus der Statur und den Zügen urtheilen läßt, scheinen diese eher den West- als den Ostiraniern anzugehören; denn ihre auffallende Aehnlichkeit mit den heutigen Bewohnern Westirans muß jedem ins Auge fallen. Nur spätere europäische Reisende sind es, die auf den gegenseitigen Unterschied uns aufmerksam machen. So finden wir, daß Garcia Silva Figeroa, der 1624 in einer diplomatischen Mission Persien besuchte, schon auf die Verschiedenheit der Ost- und Westiranier uns aufmerksam macht*), ohne jedoch auf Einzelheiten der physischen Merkmale sich einzulassen. Chardin, welcher dieses Land 1664—77 bereiste, ist schon deutlicher, denn er sagt, daß die Gebern, in denen er die Ueberbleibsel der alten Perser sieht, von häßlichem Aeußern, schwerfälliger Gestalt, rauher Haut und dunkler Farbe sind und einen wesentlichen Contrast bilden zu den mit tscherkessischem und georgischem Blut vermischten heutigen Einwohnern Westirans, welche Meinung auch Peter Angelus (Labrosse), ein Zeitgenosse des letztern, in seinem 1684 veröffentlichten „Gazophylacium linguae Persarum", im Artikel „Georgien", auch positiver ausspricht.**)

Nachdem daher über den Unterschied zwischen West- und Ostiraniern kein Zweifel obwalten kann, so wollen wir die divergirenden Punkte in einem Gesammtüberblick hinstellen und dann die einzelnen Zweige oder Glieder der zwei Hauptfamilien so vorführen, wie wir solche auf unsern Reisen zu sehen Gelegen-

---

*) Vgl. Khanikoff, „Mémoire sur l'ethnographie de la Perse" (Paris 1866), S. 45.

**) Vgl. obiges Werk, S. 47.

heit hatten, ohne jedoch die hierauf bezüglichen Bemerkungen unserer Vorgänger unbeachtet zu lassen.

	a) Westiranier.	b) Ostiranier.
Gestalt:	In der überwiegenden Mehrzahl wenngleich nicht von schlanker, doch hagerer, dünner Gestalt, von leicht biegsamen Bewegungen und anmuthiger Haltung, ebenso selten ganz mager oder sehr fett, als auffallend hoch oder sehr klein.	Von etwas untersetzterer Figur als a, stärkerm und breiterm Knochenbau, aber auch schwerfälliger in der Bewegung, obwol lange nicht so plump wie die Turanier.
Kopf:	Oval, schmale und mäßig hohe Stirn, an den Schläfen abgeplattet und länglicher Schädel, schmales Kinn.	Viel weniger oval als a, ja beinahe rund zu nennen, eine breitere Stirn, auch breitere Backenknochen und mehr fleischige Wangen. Das Kinn jedoch länglichrund und weniger spitzig als bei den Turaniern.
Augen:	Groß, schwarz, mit langem obern Lid und bogenförmig gewölbten Augenbrauen.	Schwarz und länglicher Schnitt, dichte und dicke Augenbrauen.
Nase:	Lang, dünn, oft gebogen.	Minder lang, mitunter dick an den Wurzeln, aber nie so stumpf und breit als bei den Turaniern.
Mund:	Proportionirt, merklich dünn anliegende Lippen.	Häufig breite und dicke Lippen.
Haare:	Schwarz, von dichtem und starkem Wuchse, vorzüglich lange, dünne Bärte.	Schwarz, von dichtem Wuchse. Bärte dichter, aber weniger lang als die Westiranier.

Infolge dieser Verschiedenheit der physischen Aeußerlichkeiten ist auch in den moralischen Eigenheiten dieser beiden

Familien ein Unterschied nicht zu verkennen. So steht der Ostiranier, obwol den Türken an Behendigkeit des Geistes und Körpers stark überlegen, hinter dem Perser des heutigen Irans weit zurück, und es scheint, als wenn im symmetrischen Gliedermaße, in der Feinheit der Züge des Westiraniers auch die Präge seiner geistigen Superiorität ausgedrückt sei.

Die Ostiranier

glauben wir nach der geographischen Lage ihrer nordöstlichen Ausdehnung in folgende Unterabtheilungen oder Zweige eintheilen zu können: a) Sejistaner oder Chafis, b) Tschihar-Ajmak, c) Tadschik und Sart, von welchen noch ein jeder mehrere Unterabtheilungen oder Glieder zählt. So wie wir bei der turanischen Rasse in unserm Fortschreiten gegen Westen den mongolischen Charakter der Physiognomie immer mehr und mehr vermissen und bei den einzelnen Zweigen einer stets prägnanter sich zeigenden Rassenmischung begegnen werden, so finden wir auch, daß die Ostiranier in dem Maße ihrer Entfernung von dem alten Mutterlande immer weniger iranisch und mehr turanisch werden. So wie der Burute zum Anatolier unvermischt sich verhält, so verhält sich der Sejistaner zum Tadschik von Kaschgar. Letzterer mag wol der alte Insasse jener Gegend genannt werden, doch wird niemand es bestreiten, daß die in großer Mehrzahl ihn umgebenden turanischen Elemente denselben stark beeinflußt haben.

a) Die Sejistaner oder Chafis,

jene schiitische Bevölkerung Ostirans, welche den östlichen Theil Irans, von den südlichen Grenzen des heutigen Chorassan angefangen bis über Bihrdschan bewohnen. Sie werden häufiger mit dem Namen Chafi als mit dem der Sejistaner benannt, da die Hauptmasse in Chaf und in der Umgebung desselben, in Ruj, Tebbes und Bihrdschan sich befindet, während das altclassische

Sejistan heute mehr von Afghanen- und Beludschenhorden durchzogen wird und den friedlichen Persern nur wenig sichern Aufenthalt bietet. Nach den historischen Berühmtheiten Mervs zu urtheilen, welches bei den in der Vendidad aufgezählten 13 Ortschaften unter dem Namen Murn als dritter Platz bezeichnet ist, könnte man leicht schließen, daß die Einwohner des heutigen Chorassan, namentlich des nördlichen Theils, auch zu den Ostiraniern gerechnet werden möchten. Natürlich war dies vor der arabischen Occupation mehr oder weniger der Fall, aber heute sind die Chorassaner so stark mit turko-tatarischen Elementen untermischt, daß der echt ostiranische Typus erst jenseit der südlichen Gebirgskette hinter Schehri-No beginnt. Ohne mit einer besondern ethnographischen Vorbildung ausgerüstet zu sein, wird der Reisende sogleich wahrnehmen, daß der Chafi (wir bleiben bei der Benennung, die im Lande selbst üblich ist), obwol braun von der Farbe, von dem Isfahani z. B. sich dadurch unterscheidet, daß sein Teint mehr olivenbraun, während der des letztern, von der Sonne gebräunt, mehr dunkelbraun zu sein scheint. Zweitens wird ihm der vorher erwähnte Unterschied in der Statur und in den Gesichtszügen, besonders aber das minder feurige Auge auffallen, und drittens wird er in seinem Verkehr jene Lebhaftigkeit, jene Rührigkeit vermissen, die er bei den unter gleichen klimatischen Verhältnissen lebenden Westiraniern überall antrifft. Es ist kaum zu bezweifeln, daß dieser Unterschied zwischen solchen Völkerschaften, die wie die fraglichen von gemeinsamem Ursprung sowie gleicher Sprache und Religion, seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden unter einem und demselben politischen Verbande leben, viele befremden wird. Dieses Verhältniß ließe sich auch schwer durch einen analogen Fall in andern Ländern erhellen; doch werden wir die Ursachen sogleich erkennen, wenn wir folgende Punkte näher in Augenschein nehmen. 1) Ist der genannte Theil Ostirans von jeher von den semitischen sowol als von den turanischen Einwanderungen verschont geblieben, da erstere

sich nur bis zum westlichen Rande der Wüste erstreckten, letztere in ihrem Zuge gegen Westen nur selten von der Hauptstraße, Merv, Nischabur und Rei, ablenkend, die südlichen Abhänge des Dschagatay-Gebirges überschritten. 2) Ist Ostiran selbst in neuerer Zeit, wo die schiitische Sekte die Kette der Einheit fester um die persische Bevölkerung Irans schlang, durch die große Wüste getrennt geblieben, und trotz des allerwildesten Sektenhasses ist der heutige Verkehr viel stärker mit den sunnitischen Afghanen und Heratis als mit den westlichen Brüdern. Trotz aller Beschwerden der Wüstenreise, trotz aller Beludschenfurcht gehen wol jährlich einige Karavanen von Schiraz, Isfahan über Jezd, Tebbes nach dem heiligen Meshed, doch wird das südöstlich gelegene Chaf und Bihrdschan nie berührt, und so wie in der Gegenwart, so war auch dies früher der Fall.

Bei dem gegenseitigen Verkehr der Völker ist es unstreitig die Sprache einzig und allein, welche die Eindrücke fremder Elemente am leichtesten annimmt und solche am allerlängsten bewahrt. Der persische Dialekt des heutigen Iran ist überfüllt mit arabisch-türkischen Wörtern. Im südlichen Fars sowol als im nördlichen Mazendran ist hierin nur wenig Unterschied, im Osten Irans jedoch ist der entlehnte Sprachschatz schon geringer, und wir finden in vielem jenes Persische repräsentirt, in welchem Firdusi bei absichtlicher Vermeidung des Arabischen sein großes Epos schrieb. Was den Gebrauch alter Formen und Wörter anbetrifft, so ist das Persische Bocharas, und namentlich der Tadschiks, am ersten Orte zu nennen, doch haben letztere zu viel lexikalischen und grammatikalischen Stoff aus dem Türkischen entlehnt, und eben dieser Umstand ist es, welcher in uns die Ueberzeugung festgestellt hat, daß im Osten Irans wol das reinste und älteste Persisch gesprochen wird.

Was die Sprache anbelangt, wäre ich daher wol geneigt, die Chafis oder Sejistaner als primitivste aller Iranier zu

bezeichnen, doch hinsichtlich ihrer ethnographischen Stellung zum ganzen iranischen Stamme würde ich es keinesfalls wagen, ihnen jene Rolle zuzumuthen, in welcher die Buruten zum ganzen turko-tatarischen Stamme stehen. Welcher Zweig der ostiranischen Familie wol der primitivste sei, ist eine solche Frage, der niemand den hohen Grad von Wichtigkeit absprechen kann, doch ist die Beantwortung viel schwerer als bei den Turko-Tataren. Denn das Erscheinen letzterer auf der Bühne der welthistorischen Begebenheiten ist verhältnißmäßig neu, während erstere in einer solchen Periode auftraten, von welcher wir kaum die leiseste Ahnung haben.

Es sei daher wiederholt gesagt, die Sejistaner oder Chafis sind bei den Ostiraniern am ersten Orte zu nennen, doch nur infolge ihrer geographischen Lage und nicht aus Induction über den mehr primitiven Charakter ihres Zweigs.

b) Die Tschihar-Ajmaks.*)

Tschihar-Ajmak ist ein Sammelname, mit welchem vier Völkerschaften oder Volksstämme, die Timuris, Teimenis, Firuzkuhis und Dschemschidis, von den Mongolen zur Zeit ihrer Eroberung Herats bezeichnet wurden. Sämmtlich sind sie von iranischer Abkunft und persischer Zunge und genau zu unterscheiden von den Hezarehs**), die, trotzdem sie persisch reden, doch ihren rein mongolischen Typus, ihren turanischen Ursprung

*) Ajmak ist ein mongolisches Wort und heißt Volksstamm.

**) Khanikoff irrt sich sehr, wenn er die Hezarehs für ehemalige Dezbegen, und zwar als dem Stamme Birlas angehörig, hält. Vgl. „Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale" (Paris 1862), S. 112, 138. Ich möchte dagegen folgende Beweise anführen: 1) Ihre eigene Behauptung, daß sie Ueberbleibsel der Armee Dschingis-Chan's wären, und zwar nach Abel-Fazl's Aussage, von einer Truppe Mangu-Chan's; 2) spricht noch heute jener Theil, Gubi-Hezarehs genannt, der in die Berge in der Umgebung Herats sich zurückgezogen und von den persischen Elementen verschont geblieben, einen mongolischen Dialekt, wie solches von der Gabelenz in der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft", XX, 326, aus der leechischen Wörtersammlung beweist. Ja Baber behauptet, daß

außer Zweifel stellen. So wie man in jenen Gegenden selbst über den Namen Tschihar-Ajmak einen verwirrten Begriff hat, indem viele sich denselben aneignen und von andern ihnen wieder bestritten wird, ebenso haben auch unsere Reisenden die widersprechendsten Angaben in Betreff dieser Stämme gemacht, und am häufigsten begegnet man jener fehlerhaften Auffassung, daß zu den Tschihar-Ajmaks die erwähnten Hezarehs gerechnet werden, welche im südlichen Theile Mittelasiens erst dann erschienen, als die fraglichen Stämme schon mit der Zahl vier bezeichnet waren. Ich habe während meines sechswöchentlichen Aufenthalts in der Stadt und Umgebung Herats dieser Frage eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Meine Erfahrungen gründen sich nicht so sehr auf Aussagen der betreffenden Stämme als auf ihre physiognomischen Kennzeichen, welche unstreitig die besten Belege sind.

Die Timuris oder die sunnitischen Perser Ostirans bewohnen heute theils die westlichen Grenzorte Herats, wie Gurian, Kuhsun u. s. w., theils aber die meist östlich gelegenen Grenzdörfer und Städte Irans, von Turbeti Scheich Dscham angefangen bis nach Chaf. In erstgenannter Gegend bilden sie ausschließlich die Bevölkerung, in der letztern sind sie nur sporadisch anzutreffen; denn obwol noch vor 200 Jahren die Mehrzahl Sunniten und Timuris waren, so hat der Sektenhaß der Schiiten sie theils mit Gewalt bekehrt, theils in das benachbarte sunnitische Herat verdrängt. Bei den häufigen Grenzwirren, bei den mehr als vierzig Belagerungen, die Herat in neuerer und älterer Zeit auszustehen hatte, ist es leicht erklärlich, welche Amalgamation diese stete Bewegung bei den einzelnen Zweigen der sich so nahe werwandten Ostiranier herbei-

zu seiner Zeit viele Hezarehs mongolisch redeten. 3) Ist nirgends bei den Oezbegen ein solch entschiedener mongolischer Typus anzutreffen als bei den Hezarehs, was um so mehr auffallend wäre, da erstere in compactern Massen der alten Heimat näher geblieben, während letztere stets unter fremdem Himmel und unter fremden Elementen wohnten.

geführt hat, und es ist wahrlich ein Wunder zu nennen, daß die Timuris von den schiitischen Ostiraniern noch zu unterscheiden sind. Die betreffenden Kennzeichen sind erstens, daß unter ihnen mehr Leute von kurzer und breiter Gestalt anzutreffen sind als unter den Sejistanern. Auch was die Farbe betrifft, sind letztere durchschnittlich olivenbraun und von dunkelschwarzem Haar, während bei erstern ein weißerer Teint mit kastanienbraunem Haar nicht selten ist. Wie gesagt, beläuft sich heute die Gesammtzahl der Timuris an der Grenze Ostirans höchstens auf 1000 Familien, denn die große Masse ist in Herat zu Hause.

Die Teimenis, fast in gar nichts zu unterscheiden von den letztern, bewohnen den nördlichen und den südlichen Theil der sogenannten Dschölgei-Herat, von Kerruck angefangen bis Sebzevar, nur ein kleiner Theil hat sich bis Ferrah ausgedehnt und werden von den Afghanen Parsivan (fars zeban, d. i. persisch Redende) genannt. Seitdem die afghanische Herrschaft in den westlichen Thalgegenden der paropamissischen Berge Wurzel gefaßt, sind mehrere Versuche gemacht worden, hier inmitten der persischen Bevölkerung afghanische Colonien zu gründen, doch sind sie bis heute alle fehlgeschlagen, denn der Zwist und Streit, der seit Jahrhunderten diese Gegend verwüstete, dauert immer fort, da jeder einzelne der Tschihar-Ajmaks keinen größern Feind kennt als den Afghanen. Infolge dieses Verhältnisses sind die Teimenis, obwol ackerbautreibende Leute, von wilder, kriegerischer Natur, und keine Spur findet sich mehr von jenem wissenschaftlichen Geist, der sie zur Zeit der Timuriden, namentlich Sultan Husein-Mirza's, belebte. Die sunnitischen Perser der damaligen Zeit wetteiferten in Poesie, Wissenschaft und Musik mit ihren schiitischen Stammgenossen im Westen; heute sind sie rauhe Barbaren gegenüber den letztern.

Firuzkuhi ist der Name jenes kleinen Völkchens, das in den steilen Bergen nordöstlich von Kale-No sich aufhält und

von seinen weniger zugänglichen Sitzen die Umgebung mit Raub und Plünderung heimsucht. Dem Reisenden werden von Kale-No aus die Bergspitzen bei Erzählung der grauenhaftesten Geschichten gezeigt, und die befestigten Orte von Derzi-Kutschh und Tschekseran gelten für dasselbe, was die Räubernester der Bachtiaris um Luri in der Umgegend von Isfahan sind. So wie alle Bergbewohner von ihren nächsten Stammgenossen in den Ebenen sich unterscheiden, so ist dies auch zwischen den Firuzkuhis und den übrigen Ajmaks der Fall, und man könnte sie beinahe die Gileki und Mazendrani der Ostiranier nennen. Auf den ersten Anblick scheinen sie viel Aehnlichkeit mit den Hezarehs zu haben; man behauptet sogar in Herat, daß sie zersprengte Theile derselben wären; doch hat weder die Formation der Stirn und des Kinns, noch die Farbe und Gestalt des Körpers einen entschieden turanischen Charakter, und obwol sie stark vermischt sein mögen, so ist das iranische Element doch vorherrschend unter ihnen, denn außerdem, daß sie alle persisch reden, sind auch die Namen ihrer Wohnorte und Chans rein persische Wörter. Sie bewohnen diese Berge seit undenklichen Zeiten, und wenngleich Timur sie mit Gewalt nach Mazendran übersiedelte, so sind sie doch bald wieder in ihre alte gebirgige Heimat zurückgekehrt und leben seit jener Zeit in steter Fehde mit ihren Nachbarn, sie nähren sich von karger Viehzucht und Ackerbau, theils aber auch von Raub und Plünderung, die sie an Karavanen auf der Straße nach Meimene oder an vereinzelten Zeltgruppen der Dschemschidis begehen. Ihre Gesammtzahl beläuft sich heute kaum auf 8000 Familien.

Die Dschemschidis, der einzige heute in ausschließlich nomadischem Zustande lebende Stamm der Ostiranier, bewohnen seit den frühesten Zeiten die Ufer des Murgabs, wohin sie nach eigener Aussage aus Sejistan zur Zeit Dschemschid's, von dessen Stamm sie ihre Abkunft ableiten, übersiedelten. Wortgetreu ist diese Nationalmythe wol nicht zu nehmen, doch ist es unstreitig, daß unter allen Iraniern, die heute Mittelasien

bewohnen, die Dschemschidis die auffallendste Aehnlichkeit mit den Sejistanern haben, was um so mehr zu bewundern ist, da diese ebenso lange schon ein ansässiges Leben führen, als jene ein nomadisches, und welchen mächtigen Einfluß die Verschiedenheit der beiden Lebensweisen auf die Entfaltung des Körpers hat, braucht kaum gesagt zu werden. Khanikoff findet*), daß sie sich eher den Tadschiks nähern, doch könnte ich dieser Ansicht um so weniger beistimmen, da die Dschemschidis 1) viel schlanker gebaut, 2) ein länglicheres Gesicht und ein weit spitzigeres Kinn haben als die Tadschiks, und 3) ist ihre Sprache sowol in den Formen als im Wortschatz viel mehr dem persischen Dialekt Ostirans als dem Mittelasiens ähnlich.

Was ihre Lebensweise betrifft, so sind sie die einzigen Iranier, welche in jeder Hinsicht vieles von den Turaniern, nämlich von den in ihrer Nachbarschaft lebenden Salor- und Sarik-Turkomanen angenommen haben. Während die andern halbnomadischen Ajmaks das längliche afghanische Zelt gebrauchen, welches hier das Zelt Abraham's genannt wird, so sieht man bei den Dschemschidis das runde, konische Zelt der Tataren mit Filz und einer Rohrmatte umgeben, auch ihre Kleidung und Kost ist turkomanisch, ja selbst in ihrer Beschäftigung ahmen sie letztern nach, denn wenn ein blühender Zustand, d. h. der Besitz genügender Pferde und Waffen, es ihnen gestattet, sind sie eben solche gefürchtete Menschenräuber als die Wüstenbewohner. Sie erfreuen sich auch des Rufs der besten Reiter und Krieger unter allen Ajmaks und stehen theils im Dienste von Herat oder Mejmene, theils in Verbindung mit einem oder dem andern Turkomanenstamme, wenn es sich um größere Tschapao (Razzia) handelt. Infolge einer derartigen Razzia wurden sie von Allahkuli-Chan von Chiwa, nachdem dieser die mit ihnen alliirten Sariks besiegt hatte, mit Gewalt nach den Ufern des Oxus transportirt. Mehr als zwölf Jahre

*) Vgl. Khanikoff, S. 104.

blieben sie dort. Eine fruchtbare Gegend, die ihnen als neue Heimat angewiesen wurde, machte sie wohlhabend, doch erwachte bald in ihnen die Sehnsucht nach den ärmern, aber alten heimatlichen Bergen, und die Wirren benutzend, die ein Krieg der Chiwaer mit den Turkomanen hervorrief, packten sie eilends zusammen und entflohen, ohne die Gefahr der Verfolgung besonders zu fürchten, über Hezaresp, Tscharudschuj und Mejmene zurück nach den Ufern des Murgabs. Ihrem Zuge schlossen sich mehr als 1000 persische Sklaven an, die durch das Entrinnen ihre Freiheit zu erkaufen glaubten, in Murgab aber auf verrätherische Weise aufs neue gefangen und wieder nach Bochara verkauft wurden.

Obwol die Dschemschidis unter allen iranischen Stämmen des Ostens sowol als des Westens den kriegerischen Geist Altpersiens am treuesten aufbewahrt haben, so sind sie doch verhältnißmäßig weniger rauh in ihren Sitten und in ihrem Umgange mit den Fremden, mit denen sie schon lange verkehren, als die benachbarten Turkomanen. Trotz seines sehr wilden Aeußern ist der Dschemschidi, selbst der niedrigste seines Stammes, höflich in Worten und Manieren, die Licht- und Schattenseiten des iranischen Charakters sind in ihm unverkennbar, und es darf uns gar nicht wundernehmen, wenn wir auch in den Gebräuchen dieses Nomadenvolks den meisten und lebhaftesten Erinnerungen an das vorislamitische Zeitalter begegnen. Der Islam, der unter ihnen noch weniger Wurzel gefaßt als unter andern turanischen Nomaden, wird von der Mehrzahl nur als Deckmantel benutzt, der so manche Züge der Zoroasterischen Religionsansichten verbirgt. So z. B. steht das Feuer bei den Dschemschidis in höherer Achtung als bei den Tadschiks, die Thür des Zeltes wird immer nur gegen Sonnenaufgang gekehrt und der Begriff des guten und bösen Geistes ist so allgemein, daß das niedere Volk, besonders die Weiber, beim Schlachten eines Schafs oder einer Ziege es nie versäumt, gewisse Theile des Viehes, welche bei andern Nomaden als Leckerbissen gelten,

letzterm zuzuwerfen, welche als Kende unrein erklärt, nur von den Hunden gefressen werden. Bemerkenswerth ist es, daß unter ihnen von den angeblichen Ruinen in Martschah dieselben Fabeln cursiren, als unter den Jomuten von den alten Bauüberresten zu Meschdi-Misrijan. Martschah wäre vor alten Zeiten die Kaaba der ganzen Gegend gewesen, bis die bösen Turkomanen dort erschienen und alles zerstörten.

Dies wäre alles, was ich hinsichtlich der Tschihar-Ajmaks sagen könnte. Wie sie vor Annahme der letzten Benennung hießen, habe ich trotz aller Nachfragen nicht erfahren können. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden sie zu den Tadschiks gerechnet, doch heute sind sie von letztern verschieden und bilden die zweite Abstufung des iranischen Stammes in seiner Ausdehnung gegen Nordosten.

c) Die Tadschiks,

wie die Ueberreste der persischen Urbevölkerung Mittelasiens genannt werden, sind heute in größter Anzahl im Chanat von Bochara und in Bedachschan anzutreffen. Es sind außer diesen aber noch viele in den Städten Chokands, Chiwas, der chinesischen Tatarei und Afghanistans ansässig. Obwol infolge der verschiedenen klimatischen und socialen Verhältnisse, unter welchen die Tadschiks leben, hier und da kleine Abweichungen in ihren physiognomischen Aeußerlichkeiten nicht fehlen, und so z. B. die Tadschiks von Bochara und der afghanischen Städte viel mehr Aehnlichkeit miteinander haben als die erstern mit den Bedachschanern oder den Stammgenossen der chinesischen Tatarei, so sind doch die Hauptzüge eines gemeinschaftlichen Typus bei ihnen durchgängig bemerkbar. Sie sind gewöhnlich von guter Mittelstatur, von breitem, starkem Knochenbau und besonders breiten Schultern. Ihr Gesicht, dessen iranischer Typus gleich beim ersten Anblicke ins Auge fällt, ist länglicher als das der Türken, aber durch die breite Stirn, dicken Wangen, dicke Nase und großen Mund werden wir bald sehen,

daß dieser meist östliche Zweig der iranischen Familie in der Gesichtsprägung sowol als im Körperbau schon viel Fremdartiges, d. h. Turanisches, hat, und keinenfalls als primitiver Typus der iranischen Rasse anzusehen ist, wie solches Hr. von Khanikoff glaubt.

Daß die Heimat der heutigen Tadschiks das im Alterthume hochberühmte Baktrien und Sogdien, dieser älteste Sitz iranischer Bildung, die Wiege der Zoroasterischen Religion, die Quelle der Heldensagen Irans, war, das wäre nach Aussage der Vendidad und griechischer Geschichtschreiber heute nicht mehr zu bezweifeln. Wir gestehen zu, daß sie schon in grauester Vorzeit Insassen dieser Gegend waren, denn das alte Chorassan, das sich weit bis in die Chinesische Tatarei erstreckte, war, wie die topographische Nomenclatur es beweist, von iranischen Colonien gegründet und bewohnt, doch wer könnte die fortwährenden Ströme der scythisch-türkischen Elemente außer Acht lassen, die von den Thälern des Altaischen Gebirges, diese sogenannte „Officina Gentium" der Vorzeit, von 700 v. Chr. bis 400 n. Chr. sich über Mittelasien ergossen? Kein Land, welches auf der Hauptstraße dieser Wanderungen vom Jaxartes bis zum Euphrat gelegen war, konnte von der Kreuzung fremden Blutes verschont bleiben, und so wenig die nördliche Hälfte Irans, die heutigen Districte von Mejmene, Andchoj und die westlichen Abhänge der porapamisischen Gebirge ihre primitive Rasseneinheit bewahren konnten, so wenig war dies bei den Iraniern Transoxaniens eine Möglichkeit. Es sind nur die Bergbewohner Bedachschans, die Vachanis nämlich, in deren Namen der gelehrte Schreiber des Artikels „Central-Asia" im „Quarterly Review" (Juli bis September 1866) den Ursprung des griechischen Oξoς*) zu entdecken glaubt, die in ihrer weniger zugänglichen Heimat mehr Anspruch auf die Rassereinheit

*) Von Vah (der Fluß Vah), wie der Oxus in Vendehesch genannt wird, können auch die modernen Namen Vachan, Vachs-dschird und Vasch-ab abgeleitet werden.

haben können; denn alle Feizabader *), die ich zu Gesicht bekam, haben prägnantere Kennzeichen des iranischen Typus als die Tadschiks, ja selbst ihre Sprache ist reiner von turanischem Wort- und Formenschatz, und wenn man annehmen könnte, daß ein Volk, wenngleich in tiefster Zurückgezogenheit, durch Jahrhunderte hindurch seinen primitiven Typus bewahren kann, so wären es auch wirklich nur einzig und allein die Bachanis und nicht die Tadschiks im allgemeinen, die wir als die treuesten Ueberreste der alten Ostiranier betrachten mögen.

Was die Benennung Tadschik anbetrifft, so habe ich stets gefunden, daß die Betreffenden solchen nie gern selbst gebrauchen, denn wenn dies gleich in ihren Ohren nicht direct als Schimpfwort klingt, so ist man doch gewöhnt, darunter den Ausdruck jener Verachtung zu verstehen, mit welcher die özbegischen Eroberer auf die unterworfenen Ureinwohner des Landes hinblicken. Unter dem Worte Tadschik versteht die tatarische Bevölkerung Turkestans einen Mann von kriechendem Wesen, von geiziger, habsüchtiger Natur **), den Begriff von Schlauheit und Prahlerei, mit Einem Worte alles, was im Gegensatze zur özbegischen Offenheit, Schlichtheit und Redlichkeit steht. Dieses Verhältniß ist übrigens überall zwischen turanischen Eroberern und iranischen Beherrschten anzutreffen, denn so wie letztere in Persien den Türken an geistigen Vorzügen stark überlegen sind, so ist dies auch in Mittelasien der Fall, und Bochara ist nur deswegen zum Hauptsitze der mittelasiatischen Civilisation geworden, weil hier seit frühesten Zeiten die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung Tadschiks waren,

---

*) Während meines Aufenthalts in Kerki wohnte ich mit zehn Feizabadern (Feizabad ist der Hauptort Bedachschans) mehrere Tage in einem und demselben Hause. Es war eine Deputation, die von Bochara zurückkehrte, wo sie den Emir an die Stelle ihres jüngst vertriebenen Fürsten erheben wollte.

**) Sklaven bringen lieber zehn Jahre im Hause eines Oezbegen als fünf Jahre bei einem Tadschik zu, da letzterer mit notorischer Gewissenlosigkeit auf alle mögliche Weise sich ihrer zu bedienen pflegt.

die in den Culturbestrebungen der vorislamitischen Zeiten fortfahrend, obwol von der Herrschaft verdrängt, dennoch nicht aufhörten, gegenüber ihren Herren die Rolle der Civilisatoren fortzuführen. So wie in den ersten Jahrhunderten nach Annahme des Islams die Celebritäten auf dem Felde der Religionswissenschaft und Schöngeisterei zumeist Tadschiks waren, so wird man heute auch noch in Bochara, Chokand und Kaschgar die hervorragendsten Mollahs, die berühmtesten Ischane in dieser Nationalität antreffen. Am Hofe zu Bochara sind trotz des özbegischen Ursprungs des Fürsten die ersten Minister und Tonangeber immer Tadschiks, ja selbst im wild özbegischen Gouvernement von Chiwa ist der Mehter (Staatssecretär), jener Beamte, zu dessen Qualification am meisten geistige Fähigkeit gehört, ausschließlich aus der dortigen persischen Bevölkerung genommen.

Es ist wirklich wunderbar, wie die Tadschiks trotz eines mehrere Jahrhunderte langen Zusammenlebens mit den Oezbegen sich nicht nur in ihren individuellen Eigenschaften, sondern sogar in häuslichen Sitten und Gebräuchen von den letztern unterscheiden. Ein Sprichwort sagt: „Die Oezbegen sieh zu Pferde, den Tadschik in seinem Hause an." Dieselbe Sorgfalt, die ersterer auf sein Reitthier, seine Waffen und sein Sattelzeug verwendet, pflegt der Tadschik seinem Hause und seinem Anzuge zutheil werden zu lassen. Wenn noch so arm, will der Tadschik immer mehr gelten, als er ist, und spielt daher, wenngleich im Familienkreise karg und enthaltsam, in der Oeffentlichkeit beinahe immer den Reichen und Großmüthigen. Nicht minder gewählt ist seine Conversation; die Höflichkeitsausdrücke, die Complimente, deren er sich bedient, klingen wol etwas tatarisch dem an persische Feinheit gewöhnten Ohre, doch gegenüber dem Oezbegen ist er stets als ein accomplirter Gentleman zu betrachten. Von der Natur zu friedlichen Beschäftigungen gestimmt, sind die Tadschiks überall ebenso sehr dem Ackerbau, Handel und der Industrie ergeben, als sie den Krieg hassen,

und wenn sie gleich zur Handhabung der Waffen gezwungen werden, so sind sie selten tapfer, aber häufig grausam. Auch fehlt ihnen das bei den Oezbegen so oft hervortretende Nationalitätsgefühl.*) Sie halten wol untereinander zusammen, doch ist dies mehr die gegenseitige Unterstützung einer bedrängten Rasse als das specielle Bestreben sich mit dem Tadschikthum auf irgendeine Weise hervorzuthun, und wenn sie auch, was übrigens nur in der Stadt Bochara der Fall ist, durch etwas sich hervorthun wollen, so pflegen sie auch nur auf ihren arabischen Ursprung mit Stolz hinzuweisen.

Die Richtigkeit dieser letzten Behauptung hat Hr. von Khanikoff (S. 88 und 89) schon genügend nachgewiesen. Er leitet den Ursprung des Wortes Tadschik von Tadsch-Krone, eine Kopfbedeckung, die die alten Feueranbeter hatten und die Gebern noch heute tragen, ab. Tadschik wäre daher der Name, mit dem die Anhänger der Lehre Zoroaster's von den Mohammedanern damaliger Zeit benannt wurden, oder den sie sich selbst gegeben haben; denn das Wort Tazik im Huzvaresch und Tazi im Persischen, welches Araber bedeutet, hat mit ersterm nichts gemein. Es ist nur auffallend, daß die Benennung Tadschik auch im westlichen Asien sich vorfindet. Es sind nämlich die Armenier, welche Türken sowol als Araber, d. h. die Mohammedaner im allgemeinen, Tadschik nennen, aber nur unter sich selbst im Verborgenen, und es schien mir immer ein Spitzname zu sein, mit dem die Unterdrückten ihre tyrannischen Beherrscher bezeichnen. Da ich dies durchgängig bei den Armeniern Kleinasiens gefunden habe, so scheint es, daß man

*) Dies hat sich am besten bei den neuesten Begebenheiten in Taschkend bewiesen. Aus einem von General Kryschanowsky aus genannter Stadt datirten Schreiben (vgl. „Das Ausland", 4. Dec. 1866, S. 1159) ersehen wir, daß unter der bunten Bevölkerung dieses Orts die Sarts die ersten waren, die den Eroberern sich freundlich näherten, ja ihnen sogar im schwierigen Werke der Pacification bedeutende Hülfe leisteten — und das wahrscheinlich zum Aerger aller Oezbegen, die an der angeblichen Petition um russische Herrschaft sich gewiß nicht betheiligten.

damit nicht nur Mohammedaner, sondern die Anhänger einer fremden Religion benennen wollte, und daß dieses aller Wahrscheinlichkeit nach alte Wort von den alten Einwohnern Persiens, mit denen die Armenier unter den Sassaniden in Berührung standen, später auf die Araber übertragen wurde. Daß der Name Tadschik, den Hr. von Khanikoff bei den arabisch-persischen Geschichtschreibern der ersten Jahrhunderte nach Einführung des Islams vermißt, in Mittelasien selbst schon früh existirt hat, beweist das ujgurische Manuscript „Kudatku Bilig" (Das glückliche Wissen) am besten. Dieses trägt das Datum von 465 der Hidschra und wir finden dort das Wort Tadschik im Gegensatz zu Türke oft angeführt. Genanntes Werk, das Jaubert im „Journal Asiatique" 1825 besprochen hat, ist eine ujgurische Uebersetzung oder, besser gesagt, eine Umarbeitung aus dem Chinesischen, denn die Türken selbst haben die Ureinwohner Transoxaniens immer Sart geheißen*), ein Wort, dessen Ursprung mir gänzlich unbekannt ist, und dessen sich schon der berühmte Mir Ali-Schir zur Zeit Sultan Musein-Mirza-Baickera's bedient, indem er in einer Abhandlung über die persische und türkische Sprache erstere immer sart tili und nie tadschik tili nennt. Sart ist daher rechtmäßig für die türkische Benennung von Tadschik zu nehmen. Hier und da pflegen wol Oezbegen zwischen Sart und Tadschik einen Unterschied zu machen, indem man unter letztern solche, zumeist Bucharioten, versteht, die erst in neuerer Zeit unter den Oezbegen sich niedergelassen und ihre iranische Mundart gänzlich beibehalten haben, unter erstern aber die schon längst Ansässigen, welche auch in der Mehrzahl ihre Muttersprache mit dem Türkischen vertauschten, wie wir solches in

*) Hr. von Khanikoff irrt sich, wenn er glaubt, daß dies nur in Chiwa der Fall ist, denn es wird ihm gewiß nicht unbekannt sein, daß in dem durch russische Waffen in neuerer Zeit eroberten Taschkend die persische Bevölkerung unter dem Namen Sart einregistrirt wurde, und sie werden auch so in ganz Chokand genannt. Auch der obenerwähnte General Kryschanowsky spricht von Tadschiks und Sarts als von zwei verschiedenen Stämmen.

ganz Chiwa und im nördlichen Chokand finden. Obwol ich der Ansicht der Verschiedenheit zwischen den Tadschiks und Sarts nicht beipflichte, so kann ich doch nicht verhehlen, daß die Sarts, im allgemeinen, auch in einigen physiognomischen Eigenheiten sich von den Tadschiks unterscheiden. Sie sind nämlich etwas schlanker gebaut, haben ein länglicheres Gesicht und schmälere, höhere Stirn als die Tadschiks, was aber dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie sich mit den in Mittelasien sich niederlassenden frei gewordenen persischen Sklaven häufig verschwägern, was die Tadschiks nie thun.

XVII.

Literaturverhältnisse in Mittelasien.

„Tatarische Muse! Oezbegische Melpomene!" Dies wird doch manchem sonderbar klingen! Daß im ältesten Sitze der Roheit und Barbarei Poesie anzutreffen sei, daß man dort, wo Raub, Mord und Plünderung am meisten wüthet, auch mit Literatur sich beschäftige, mag vielen Befremden verursachen, doch dies wäre sehr unrecht; denn der Osten war von jeher der Sitz poetischer Schwärmereien, und je mehr die socialen Verhältnisse den Stempel der Vorzeit behalten haben, d. h. je mehr die Civilisation im Kindesalter ist, desto allgemeiner ist die Lust zu dichten und zu fabeln, desto leidenschaftlicher ist auch der Hang zu ganz übernatürlichen Hyperbeln und Schwärmereien.

Daß nun daher die Einwohner eines kirgisischen Zeltes mehr poetisch gestimmt sind, als die Mitglieder einer gebildeten Gesellschaft in Paris und London, darf niemand auffallen. Bei uns ist es nur ein gewisses Alter, in welchem wir mehr oder weniger der Poesie hold sind, nur gewisse Menschen, die an den castalischen Quellen verweilen. In Mittelasien ist das verliebte jugendliche Paar ebenso sehr als die von Alter gebeugten Leute, der Krieger sowol als der Schäfer, der Fromme sowol als der Laie auf gleiche Weise von der

Dichtung hingerissen, ein jeder versucht Verse zu machen oder Märchen zu erdenken, und wenn dies auch gleich nicht einem jeden gelingt, so ist die Liebe, Compositionen anderer Leute zuzuhören, dennoch eine allgemeine zu nennen.

Da die Literatur im Osten mit der Religion im engen Zusammenhang steht, so müssen wir die Geistesproducte der Mittelasiaten gleich im Anfang in zwei Gattungen theilen: a) die Literatur der islamitischen oder der ansässigen Völker, b) Literatur der Nomaden. Dieser Unterschied datirt sich von jener Zeit, wo mit der Einführung des Islams auch jene Literaturbegriffe sich allmählich verbreiteten, welche heute, ohne einen speciellen Nationalcharakter beibehalten zu haben, bei den verschiedensten Völkern des Islams en vogue sind. Die Poesie, denn dies ist der wesentlichste Theil der Literatur, ist bei Türken, Arabern, Persern und Mittelasiaten heute fast immer dieselbe. Umsonst würde man da den Stempel nationalen Gepräges suchen; überall sind es dieselbe lebhafte Einbildungskraft der Dichter, überall dieselben Metaphern, Parabeln, überall das stereotype Bild von Rose und Nachtigall, dornenähnlichen Augenwimpern, dickem Rauchqualm der aufsteigenden Seufzer u. s. w., überall dieselbe Muse, von welcher der gelehrte Hr. von Khanikoff mit Recht sagt: „Daß sie frei und wild gleich jenen Pflanzen mit bizarren Gestalten, die auf dem Salzboden des südlichen Asiens anzutreffen sind, emporschießt. Mit Disteln und Stacheln bedeckt, mit Salz beklebt, verbreiten sie durch die runzelige Rinde hier und da aromatische wohlthuende Düfte und schaukeln auf ihrem halbdürren Stamme Blumenkronen von eleganten Formen und frischen Farben." (Vgl. „Journal Asiatique", Serie 6, V, 297.) Von dieser Literatur daher, die im Auslande durch viele Uebersetzungen und gelehrte Abhandlungen genugsam bekannt ist, von dieser wollen wir nicht sprechen, so auch wollen wir die religiöse Literatur mancher überspannter Frömmler übergehen, die in behaupteter Hingerissenheit zu Gott und den Propheten

Bände voll schwülstiger Gedanken über den Gegenstand ihrer Liebe und ihrer Hingebung geschrieben haben. Diese letztern Producte sind in den drei Chanaten als ausschließliches Eigenthum der Mollahwelt und Ischane zu betrachten. Das Volk hört wol geduldig die Recitirung an, doch begeistert sie niemand; denn der mystische Gedankenlauf überschwänglicher Sprache ist außer dem Bereiche seines Verstehens.

Was wir von der Literatur Mittelasiens erzählen wollen, beschränkt sich daher, besser gesagt, eigentlich auf die Volkspoesie. Hier finden wir noch etwas Originelles, hier noch einige Typen, die den speciellen Namen turkestanisch verdienen, und mit dieser wollen wir unsere Leser bekannt machen. Am meisten poetisch gestimmt ist man in dem Chanat von Chiwa. Dieser Theil Mittelasiens hatte schon im Anfange des 12. Jahrhunderts sich den Ruhm besonderer Geschicklichkeit in Musik, wohlklingender Stimme, eminenter Dichter und Dichterinnen erworben. (Ja es ist noch keine funfzig Jahre her, daß am Hofe der Kadscharen in Teheran ein chiwaer Lautenschläger in großen Ehren gehalten wurde.) Bochara hatte nur vor dem Ueberhandnehmen der türkischen Elemente einige poetische Größen als Rudeki, Figani, die aber eher zur persischen Literatur gerechnet werden müssen. Um auf Chiwa zurückzukommen, muß ich bemerken, daß es mich immer höchst überraschte, wenn ich einen schwerfällig aussehenden, plump gekleideten Oezbegen mit den wilden sonngebräunten Zügen in zarten Mollklängen ein oder das andere Lied singen hörte; so auch wird diese Leidenschaft dem Reisenden unter den Turkomanen und Kirgisen sehr auffallen. Diese Leute betrachten das Vergnügen der Musik und Poesie als das höchste nach einem glücklichen Abenteuer, und der Marodeur mag noch so müde und hungerig sein, er wird dennoch einen auf offener Straße ihm begegnenden Bachschi (Troubadour) mit wahrer Lust anhören. Von einem Raubzuge oder andern Heldenthaten heimgekehrt, pflegen die jungen Krieger die ganze Nacht hindurch mit Poesie und

Musik sich zu unterhalten. In der Wüste, wo man jede Annehmlichkeit des Lebens entweder nicht kennt oder entbehrt, pflegt der Bachschi dennoch nur selten zu fehlen; und abgesehen davon, daß diese letztern in einer beträchtlichen Anzahl zur Ausübung ihrer Kunst herumziehen, pflegen die Nomaden selbst auch mit poetischen Spielen sich zu beschäftigen. So wie man in der Gesellschaft das glückliche Finden eines Reims oder einer Cadenz als unentbehrlich zur Bildung ansieht, so pflegt auch die junge Nomadentochter unter ihren Freiern denjenigen zu bevorzugen, der ihre versificirten Fragen mit glücklichen Reimen beantwortet.

Die Poesie der Oezbegen besteht erstens aus Erzählungen, die entweder auf das religiöse Leben oder auf berühmte Heldenthaten sich beziehen. Erstere sind von der Mollahwelt oder den mehrgebildeten Bachschis nach arabisch-persischen Quellen dem einheimischen Geschmacke angepaßt, letztere sind echt tartarische Compositionen, denen es mitunter an einer glühenden Sprache und guten Metaphern nicht fehlt.

Die Erzählungen von Heldengeschichten, die der Form nach unsern Romanzen ähnlich sind, pflegen schon von größerm Umfang zu sein, werden oft mehrere Abende nacheinander declamirt oder vorgesungen, und wenn auch in diesen der Islam hier und da eine starke Rolle spielt, so werden dennoch jene Stücke bevorzugt, in welchen einheimische Helden auf historisch bekanntem Felde figuriren. Von letztgenannten Compositionen soll eine heutzutage in Mittelasien sehr beliebte zum Muster dienen. Sie führt den Titel

„Ahmed und Jussuf“

und ist die Geschichte zweier Heldensöhne, die more patria schon in früher Jugend gegen das ketzerische Iran Tschapaos oder Raubzüge unternehmen, bei welchen als Triebfeder nicht so sehr der Durst nach Schätzen, als die Züchtigung der ungläubigen Schiiten angegeben wird. Gleich im Anfang der

Geschichte haranguirt Jussuf seine zum Aufbruche bereiten Helden folgender Art:

„Zum Nichtswürdigen gesellt euch nie, denn er macht das tiefste Geheimniß bekannt. Rede nicht geheime Worte an schlechten Orten, denn dein tiefverborgenes Geheimniß wird bekannt. Besser das bloße Blatt als eine anmuthlose Rose. Besser trockene Erde als nichtswürdiges Gras. Besser ein Stock als ein unvernünftiger Reisegefährte. Denn er macht den Feinden deines Weges Richtung bekannt. Den einfältigen (Bauer) weise nie zurecht, denn er gelangt, seiner unbewußt, dennoch in des Unglücks Gruft. Wenn du zum Nichtswürdigen als Gast einkehrst, so fällt er gleich dem kleinen Hund dich an und macht sein Laster bekannt. O, ich möchte Opfer sein dem Vorbild eines wahren Helden. Er zieht das Schwert nur zum Untergang der Ungläubigen. Mit einem Feigen zieht nicht auf den Feind los, denn die betretene Spur wie auch seinen Weg macht er bekannt." Jussuf-Beg sagt: „Es ist nun eine solche Zeit gekommen. Dieses Heimatland, Freunde, ist uns nicht mehr vergönnt. Thoren kennen ihre eigene Lage nicht, sie reden zornig und machen ihre böse Zunge bekannt."

Sie ziehen hin. Der Ruf ihrer Heldenthaten verbreitet sich weit und breit und gelangt natürlich auch auf heimatlichen Boden. Hier regierten damals kleinere Fürsten, deren einer die berühmten Krieger in den Dienst nehmen will. Es ist die gewöhnliche Carrière des Waffenhandwerks und Jussuf nimmt auch das Anerbieten, aber nur mit Uebereinstimmung seiner Waffengenossen an. Sie ziehen aufs neue in einem Zuge gegen Güzel-Schah, dem Regenten von Isfahan, auf Abenteuer aus. Persische List überwältigt özbegische Stärke. Die beiden Prinzen werden gefangen und in Ketten nach Iran geschleppt. Das Unglück erweckt tiefe Klagen im Herzen des Helden und da er zu den ihn umgebenden Feinden umsonst sich wenden würde, klagt er sein Leid den hohen Bergen der Umgebung und sagt:

„Ihr mit Schnee bedeckten bunten Berge, was mich überfiel, habt ihr es gesehen? Diesen Ungläubigen bin ich Sklave geworden, mein Zurückbleiben, habt ihr es gesehen? Niemand erbarmt sich meiner Thränen, nur die Berge zittern ob meiner Thränen. Mit Peitschenhieben mein Haupt bedeckend, wie ich einherschreiten mußte, habt ihr's gesehen? Unaufmerksam waren meine Gefährten, ach! blutige Thränen weine ich. Wie ich Achmed-Beg mit mir genommen, einherkam, habt ihr's gesehen? Blut trinke ich, in dieser Welt zu groß ist mein Kummer. Den Ungläubigen zu Pferde und mich zu Fuß einherschreiten, habt ihr's gesehen?" Jussuf-Beg sagt: „Mein Inneres ist verbrannt, mein Schmerz unendlich. Mit gebundenen Händen des Pferdes Willen folgend, einherschreiten, habt ihr mich gesehen."

Er wird ins Gefängniß geworfen, wo er in einem daselbst schmachtenden sunnitischen Gefährten, der als Zauberer und Wahrsager von Profession sich den Zorn des Perserkönigs zugezogen hatte, einen Leidensgenossen, in der Tochter des Kerkermeisters, die sich in ihn verliebte, eine wohlthuende Freundin findet. Bis hierher werden immer die Kämpfe, die gewaltigen Heldenthaten, der mächtige Religionseifer geschildert. Von nun an mischt sich auch Liebe in die Geschichte. Jussuf-Beg hatte daheim eine Schwester und eine Geliebte zurückgelassen. Erstere umsonst seine Rückkehr erwartend, klagt bitterlich und heißt ihre Zofen in Trauer das Haar auflösen, letztere will die Flamme der Leidenschaft selbst in der Entfernung unterhalten und sendet die abgerichteten Kraniche des Helden mit einer Liebespost an ihn ab. Sie gibt ihnen folgenden Auftrag:

„O, fünf Kraniche Jussuf-Beg's. Brechet auf und ziehet zur Stadt N. hin. Strengt euch an, fliehet über Berge fort. Und Jussuf-Beg sehend, eilet zurück, daß die Federspitzen euerer Fittiche auf ödem Felde nicht der Falke sehe. Ich bin arm meines Herzens halber. Ziehet hin; um sein Befinden

ihn befragend, eilet zurück. Ich war einst der Welten Rose, doch entflohen ist nun meines Haines Nachtigall. Sollte mein Freund am Leben sein, so kehrt mit den Fittichen munter schlagend bald zurück. Sollten die rothen Rosen welk geworden sein, sollte sein Lebensziel sein Ende erreicht haben, sollte mein Freund gestorben sein, so legt Trauer an und kehrt weinend zurück. Gott! ausrufend, schüttelt dann die Fittiche. Mit Inbrunst schaut gen Himmel empor. Brechet auf von der Stadt Uergendsch. Brechet auf und ziehet zur Stadt N. hin. Ziehet wahre Erkundigung ein und eilet zurück. O, hört Gül Assel's Klagen. Tragt ihm hin meines Herzens Schmerz. Ach, wallfahrtet doch zu seinem Grabe. Bringt ein wenig Staub mir mit und eilt zurück."

Die Vögel kreisen mit einem traurigen Gezwitscher über dem Gefängniß ihres unglücklichen Herrn, der sie bemerkt und mit folgender Botschaft nach seiner Heimat zurücksendet:

„O, ihr in den Lüften, in wellenförmigem Fluge kreisende Kraniche. Ziehet hin, saget meinen Gruß meinem Volke. O, ihr rechts und links umherblickenden Kraniche, ziehet hin, saget meinen Gruß meinem Volke. Hoch in den Lüften fliegt und ruht der Kranich. Müde werden seine Fittiche auf langem Wege. Hier im Gefängniß rührt aufs neue mein Schmerz sich. O, grüßet mir doch meine Angehörigen. Charezms Stadt ist meine Heimat. Dort blieb zurück mein Freund und meine Geliebte. Meine wohlwollende, meine theuere, meine zärtliche, o, grüßet sie, meine Mutter, meine Kaaba. Auf der Wehmuth Berge sind der Fichten hohe, hohe. O, betet für mich alle ihr jung und alt. Trüber Herbst wurde mir, o, daß des Lebens Knospe sich geöffnet hätte. O, grüßet mir meine kleine arme Schwester. Die vom frühen Morgen an mich erwartend, umherblickt. Die durch der Trennung Glut ihr Inneres verbrennt. Die, in Trauer gehüllt, mit aufgelöstem Haare weint. Die, auf den Weg sehend, «er ist nicht gekommen!» klagt. Deren Inneres durch meinen Verlust öde

und wüste, meine theuere Freundin Gül-Assel meine ich, o, grüßet sie. Du gelangst von hier in einem Tage nach Charezm, auf dem Wege dahin ziehst über sieben Berge du. Merk dir's, du hast Jussuf-Beg gesehen, o Kranich, grüßet die feigen Bege mir."

Die Vögel ziehen hin, die Helden schmachten aber noch lange im Gefängniß. Endlich werden sie zum Tode verurtheilt. Die Wunderkraft der sunnitischen Heiligen aber rettet sie. Alle angewandten Waffen werden stumpf. Der persische Tyrann wird darauf aufmerksam gemacht und läßt die Helden vor sich kommen. Als die Hauptbedingung der zu erlangenden Freiheit muß Jussuf mit dem Hofnarrn Köktsche um die Wette improvisiren und im Falle er letztern in poetischer Fähigkeit besiegen sollte, so wäre ihm auch die freie Rückkehr in die Heimat gestattet. Jussuf improvisirt mit einer auffallend kühnen Zunge. Nicht das Lob seines Tyrannen, sondern sein eigenes besingt er, indem er sagt:

„Mein Volk ist gar ein schönes Volk. Sommer sind seine Winter stets. Gärtner pflegen seine Gärten, Früchte geben seine Bäume, in weißen Zelten ruhen seine Greise, jagend ziehen seine Jünglinge umher. In traulicher Gesellschaft lebt seine Jugend, in Wonne und Lust verbringend die Zeit. Windschnell sind seine Rosse, im Wettrennen bleibst du zurück. Gar hohen Flug haben seine Vögel, im Zorne raffen sie auch Menschen weg. Und sollte in einem Tage von mir Nachricht hingelangen, kommt in einem Tage von dort eine Armee auch an. Aus sechs Pfund schwerem Drahte sind die Sehnen ihrer Bogen. Gerecht regieren ihre Fürsten, Parteilichkeit ist fern von ihnen. . . . Höre mich an, Güzel-Schah, du Ungläubiger, sollte ich zurückkehren mit dir Krieg zu führen, so wisse, daß ein Armschwung 100000 tödtet. Von Isfahan sind ihre Klingen. Gepaarte Bazare haben ihre Städte, ihre Felder gleichen Tulpenbeeten. Von Hirschen, Hasen und Falken sind die Aecker meiner Völker voll. Ihre Freigebigen sind gleich

Hatem, ihr Anführer gleich Behram. Rusteme sind am Tage der Schlacht, im Kampfe die Helden. Ein Sklave bin ich ohne Gewalt, den Ungläubigen hält dies nicht auf. Ohne Bestimmung stirbt die Fliege nicht, laß du meine Thränen nicht umsonst fließen."

Er siegt, zieht mit Schätzen beladen nach Uergendsch und wenn er gleich unterwegs einige harte Sträuße zu bestehen hat, so gelangt er dennoch glücklich in die Heimat, wo der Empfang in so manchen, tief rührenden, höchst poetischen Bildern geschildert wird. Nachdem Jussuf mit seiner Geliebten und seiner Schwester zusammengetroffen ist, führen ihn diese beiden zu Lalachan, seiner Mutter, die infolge mehrjährigen Weinens beinahe ihr Augenlicht verloren hatte. Man hinterbringt ihr die freudige Botschaft, doch sie glaubt es im Anfange nicht und sagt:

„Tiefgebeugt hat meine Sehnsucht mich, werde ich dich denn wirklich noch sehen, o theueres Kind? Mit brennenden Augen spähe ich lange auf deinen Weg, werde ich dich denn wirklich noch sehen, o mein theueres Kind? In Schmerz versunken seufzte ich nur, zitternd spähen meine Augen nach dir. Die ganze Welt will ich durchspähen, werde ich dich denn wirklich noch finden, mein theueres Kind? Soll ich gleich Nachtigallen Klagen anstimmen, soll ich gleich Mansur Qualen unterliegen. Soll ich gleich Dschirschis blutige Thränen weinen, werde ich dich denn wiederfinden, mein theueres Kind? u. s. w."

Jussuf-Beg wird ihr vorgeführt. Er bleibt in der Ferne stehen, und als er die Klagen seiner Mutter hört, bricht sein Schmerz über die verhängnißvolle Trennung in noch kläglichere Worte aus. An der Stimme erkennt ihn seine Mutter. Sie wird von dem Uebermaß der Freude überwältigt und bewillkommnet ihn mit folgenden Worten:

„O, du sieben Jahre in Gefangenschaft Schmachtender, o, du Balsam meines wunden Herzens! Erhellt ist meines Glückes Stern, verschwunden des Unheils Nacht. O, Fürst

meines Volkes und Landes, du Rustem, du Held der Welt. Mein Jussuf, meine glänzende Sonne, mein Trost, meine Lebenskraft. Du Glückskrone auf meinem Haupt, du Zierde meines Lebens. Ihren Sohn hat Lalachan gefunden, Huld hat der Allmächtige ihr gezeigt. Hin ist aus meiner Brust aller Schmerz, aller Kummer, denn Jussuf, mein Kind, ist gekommen."

Bald darauf findet die Vermählung des geliebten Paares statt; doch das Heldenblut läßt den Abenteurer nicht ruhen. Er sammelt aufs neue ein Heer, an welchem alle Völker Mittelasiens theilnehmen. Es gilt nun Rache an Güzel-Schah zu nehmen. Seine Waffen sind glücklich, der Perser wird besiegt, der ehemalige Leidensgefährte Kamber befreit, und nachdem der Besiegte ihm folgenden Tribut zahlen muß, zieht er ruhmgekrönt nach Hause.

Forderungen Jussuf's an Güzel-Schah.

„Er soll mir geben den ganzen Charadsch der Stadt N. 40000 goldgewebte Seidenstoffe und 40000 Chimhal (schwerer Seidenstoff) soll er schicken. Seine Zölle und Steuern soll er zusammenlegen. Auch 40000 Prachtanzüge soll er schicken. 40000 Streitrosse mit goldenen Sätteln. 40000 männliche und weibliche Kamele. 40000 junge Sklaven mit goldenen Gürteln. 40000 Jünglinge mit schönen Augen soll er schicken. 40000 Rinder, wohlgenährte, soll er schicken. 40000 Rhinozerosse an Ketten gebunden soll er schicken. 4000 . . . mit goldenen Nägeln beschlagen, auch 40000 graue Falken soll er schicken. 40000 Peitschen soll er schicken, deren Nägel in Symmetrie eingeschlagen, deren Riemen aus Silber gearbeitet, deren Stiele mit goldenem Flitter geziert sind. 40000 Eisenschimmel, 4000 Füchse, 40000 edle Rosse mit Schlangenschweifen soll er schicken. 40000 Paßgänger, 40000 Schrittgänger, 40000 Bursche als Karavanenführer soll er schicken. Solche, denen rechts und links schwarze Locken herabfallen, denen das Gesicht

mit Muttermalen bestreut ist. 40000 wunderschöne Mädchen mit goldenen Gürteln gegürtet soll er schicken. 40000 Kappen, 60000 Turbane soll er schicken. Auch 70000 Schafe und doppeltgehörnte Widder soll er schicken. Jussuf-Beg sagt: Schnell soll er alles bereit halten, 100000 russische Thaler und 10 Schlüsseln Gold soll er schicken."

Dies wäre in kurzem der Stoff einer özbegischen Romanze, von denen es unzählig viele gibt und die von den Einheimischen als das meistgeliebte Product ihrer Literatur betrachtet werden. Hier und da vereinigt man auch Religion mit Tapferkeit. Die Helden werden aus der Islamwelt genommen, wie z. B. in der Geschichte von Zerkum-Schah, wo Ali letztgenannten heidnischen Fürsten Irans in wurderbaren Engagements, die, was Phantasie betrifft, mit den Dichtungen Ariost's und Bojardi's sich messen können, besiegt und schließlich zum Islam bekehrt. Auch Geschichte wird hier und da eingewebt, wie z. B. die zahlreichen Gedichte über Ebu-Muslin, dem ehemaligen Feldherrn der Abassiden und späterm unabhängigen Herrscher von Chorassan und Charezm. Die historischen Facta sind ziemlich alt, doch wird jeder Oezbege in der großen Wüste, die seine Heimat von Persien trennt, so manchen Ort zeigen, wo der arabische Feldherr gelagert, gekämpft und übernatürliche Heldenthaten verrichtet hat. So sind noch schließlich die Epopöen zu erwähnen, mit welchen die alten Fürsten aus dem Hause Schahi-Charezmian verherrlicht werden. Und sowol in diesen als auch in jenen, welche über Mehemed-Emin-Chan aus Chiwa, Mehemed-Ali-Chan aus Chokand gedichtet worden, ist so manches Bild zu finden, welches auf das nationale Gefühl und den Stolz der Oezbegen hinzeigt.

Es folgen nun nach diesen Compositionen, die immer von längerer Ausdehnung sind, kürzere Gedichte, die Liebe, Moral und Heldentugend im allgemeinen behandeln oder specielle Anleitungen in Handhabung der Waffen, Dressirung der Pferde und in den Pflichten eines guten Kriegers enthalten. Es sind

dies schon weniger Producte von gebildetern Schöngeistern, als von einfachen Bürgern, professionellen Bachschis, Leuten, die des Schreibens und Lesens unkundig sind und das Gedichtete von andern niederschreiben lassen oder schließlich von Frauen und Mädchen, die von der Flamme einer Leidenschaft angefacht, in poetische Ergüsse ausbrechen. Ich habe aus Mittelasien eine derartige Sammlung von Liedern mitgebracht. Auf schmuzigem Papier mit schlechter Schrift geschrieben, in rauhem Leder gebunden, fand ich sie bei einem Bachschi unter den Turkomanen, der das Opus curiosum in den breiten Stiefelschäften versteckt trug, und wirklich viel Sonderbares, wenngleich nicht Schönes ist darin zu finden. Wir wollen einige Specimina unter dem Namen der Dichter vorführen, von denen einige pseudonym zu sein schienen, so z. B. eins, welches nach echt orientalischem Stil die Vergänglichkeit und Eitelkeit der Welt beklagt:

Allah Jar.

1. In dieser Welt Schlösser zu bauen, ist unnützes Ding, schließlich wird alles Ruine und bauen ist wahrlich nicht der Mühe werth.

2. Tag und Nacht jeden armen Wanderer quälend, immerfort arbeiten und sich anstrengen, ist wahrlich nicht der Mühe werth.

3. Freunde, flüchtigen Gutes halber in dieser eiteln Welt euch einander zu quälen und zu betrüben, ist wahrlich nicht der Mühe werth.

4. Des Prunkes halber der Leidenschaft fröhnend, die Kranken und Schwachen zu plagen, ist wahrlich nicht der Mühe werth.

5. Islams Länder zu zerstören und vernichtend sein Schwert zu ziehen, ist wahrlich nicht der Mühe werth.

6. Mit Steuern, Abgaben, mit hundert Gram und Kummer, Mollah Chodscha, ja alle Welt zu plagen, ist wahrlich nicht der Mühe werth.

7. Wie du, Allah Jar, es in dieser Welt doch aushalten kannst; du plagst dich, um zu Grunde zu gehen, das ist wahrlich nicht der Mühe werth.

Ferner Liebesgedichte, als:

Revnak.

1. Zur Freundin ging eines Abends ich, auf den Füßen tretend leise. Im süßen Schlafe lag die Theuere. Ich umarmte sie leise, leise.

2. Ich nahm einen Kuß von ihren Lippen und erquickte meine Seele damit, ich umschlang ihre zarten Lenden, und küßte sie nochmals leise, leise.

3. Ich sagte: „Gib einen Kuß doch mir." „Was, schämst du dich nicht?" sagte sie. „Von wo du kamst, dorthin geh' schnell, auf den Füßen tretend leise, leise."

4. Ich spielte den Hartnäckigen und wollte nicht gehen. Sie ergriff meinen Arm und schob mich fort. Endlich sah ich keinen einzigen Ausweg mehr und schlich mich daher weiter leise, leise.

5. Ich ging, doch hielt ich es nicht lange aus und kam zurück. „O, Erbarmungslose", flehte ich, „so gib mir einen Kuß doch leise, leise."

6. (Zu genial, um unserm europäischen Geschmacke zuzusagen.)

7. Revnak sagt: „Da die ganze Welt von Scherz und Spaß voll ist, so tadle niemand mich und lese dieses leise, leise."

Meschref.

1. In Flammen lodert meine Seele, doch die Freundin kommt noch nicht. Was sage ich, Freundin? Die Herzensgeliebte kommt noch nicht.

2. Mein Inneres ist ganz zu Asche verbrannt, aus Liebe zu dieser Cypressengleichen. Sie ist so grausam, ich komme in ihren Sinn gar nicht.

3. Ihre Locken erblicke ich im Traum und tiefbetrübt erwache des Morgens ich. Und vom Haare dieser Locken trennt sich mein Herz doch nicht.

4. Leila und Megnun nehmen in der Liebe Unterricht von mir, und die holde Theuere, sie achtet auf meine Liebe doch nicht.

5. Des tollen Meschref Leben scheint wol nahe dem Ende zu sein. Und die scheulos Flatternde, sie denkt an mich noch nicht."

Fuzuli.

1. Halt' dich fest an der Bescheidenheit Gängelbande, denn nichts ist schöner als bescheiden sein. Der Unbescheidene, merke dir das wohl, kommt nie weit in dieser und in jener Welt.

2. O, Herzensvogel, flattere nie zu hoch in den Lüften herum, sondern setze dich nieder auf die Hand eines Königs! Denn der zu hochfliegende Falke wird im Leben nie zur Jagd gebraucht.

3. Verlange Schätze nur von Gott, er hat der Vorrathskammern viele; sollte ein Tropfen dir zutheil nur werden, das ist reichlich genug, das endet nie.

4. Auf wen des Glückes Vogel sich hat gesetzt, der fliegt hoch, selbst ohne Fittiche, wem ein schwarzes Los zufällt, der kann kaum erheben seine eigene Hand.

5. Sei unterthänig stets und ein zerknirschtes Gemüth schaff' dir an; denn der an Goldeshunger leidet, der ißt sich nicht satt.

6. Fuzuli, du, lebe in dieser Welt nur für Freundschaft stets. Im freundschaftslosen Herzen haust der Winter, nie kann dort Sommer werden.

Nefimi.

1. Sonnabend begegnete ich der cypressengleichen Holden, sie machte verwirrt und zum Weltenstreicher mich.

2. Sonntag ward ich wahnsinnig und stürzte nieder besinnungslos. Ich sah ihr Gesicht und hielt es für den leuchtenden Mond.

3. Montag endlich erzählte ich mein Herzensgeheimniß. Ihr, deren Augen Narcissen, deren Wangen Rosen, deren Augenbrauen einem Bogen gleichen.

4. Dienstag ward ein Jäger ich und ging ins Feld (spazieren) hinaus. Doch wurde eine Jagdbeute ich selbst und fiel als Opfer der ewig Spröden.

5. Mittwoch spazierte meine Schöne in der Flur umher, die Nachtigall sah ihr Antlitz und stimmte milde Klagen an.

6. Donnerstag sagte ich der Theuern: „O, höre meinen Rath doch an, verbirg dein Geheimniß doch vor der guten und schlechten Welt."

7. Freitag endlich sah Nesimi ihre Schönheit ganz, und trank ganz satt sich am Scherbet ihrer Rosenlippen.

Diese Beispiele, wenngleich sie, wie gesagt, durch poetische Schönheit unserm europäischen Geschmacke nicht ganz behagen werden, liefern dennoch einen hinlänglichen Beweis, daß die Mittelasiaten trotz all der Roheit ihrer socialen Verhältnisse, trotz all der ewigen Kriege und Raubzüge poetischen Gefühlen und zärtlichen Liebesausdrücken nicht ganz fremd sind.

Die vornehmern Klassen, die auf die erwähnten Producte der Volkspoesie, wenngleich nicht mit Geringschätzung sehen, aber dennoch Spuren eines verfeinerten Geschmacks oder einer höhern Bildung zeigen wollen, ergötzen sich an den Werken der ältern persischen Dichter oder an den Büchern Nevai's, welcher als der erste tschagataische Dichter in jenem Sinne der Vollkommenheit, in welchem die übrigen Poeten der islamitischen Culturwelt einen Ruhm sich erwarben, auftrat. Nevai, ein Schüler des berühmten Scheich Abdurrhaman-Dschami, verschiedene Jahre Minister, Feldherr und Gouverneur von mehrern Provinzen, ist ein seltenes Genie in der Poesie, dabei

von einer großen Fruchtbarkeit. Denn er hat mehr als zweiunddreißig selbständige Werke über Poesie, Geschichte, Moral und Logik geliefert, und wenngleich seine Werke anstatt vom Geiste der Mittelasiaten durchweht zu sein, durch und durch persisch sind, so kann ihm das Verdienst, den türkischen Dialekt Mittelasiens verfeinert und verherrlicht zu haben, doch nicht abgesprochen werden. Wir wollen aus seinem „Divan" einige Lieder, welche in Mittelasien noch in den von ihm selbst componirten Weisen gesungen werden, mittheilen:

Nevai.

1. O, Herz, komm, laß uns vereint ein Liebchen aufsuchen, laß uns die Cypressenwuchsige, die Silberwangige aufsuchen.

2. Da unsers Auges Theuere ein anderer hat erspäht; auch wir haben Augen, drum wollen auch wir eine andere aufsuchen.

3. Sie erfreut nur mit des Todes Staub der Menschen Blick, wozu sehnsuchtsvoll dastehen? So laß uns eine andere Schöne aufsuchen.

4. Und sollte ich eine dir ähnliche, alle Welt ins Unheil stürzende Holde nicht finden, so will ich eine demuthsvolle, bescheidene, aber barmherzige aufsuchen.

5. Feld und Flur wollen wir durcheilen, einer Theuern wegen, den Garten wollen wir durchforschen, die Wiesen wollen wir durchsuchen.

6. Obwol das Wünschen nützlich ist, soll es doch nicht unerfüllt bleiben, zwischen groß und klein, soweit nur möglich, alles wollen wir durchsuchen.

7. O, Nevai, von dieser Sucht wirst du nie befreit, komm daher, laß vor dem Zusammenkommen uns Geduld und Ausdauer aufsuchen.

Nevai.

1. Entfernt von der Theuern ist das Herz gleich einem Lande ohne König. Ein Land ohne König ist wie ein Körper, der keine Seele hat.

2. Was nützt der unbeseelte Körper, o Muselman? Denn er ist wie eine schwarze Erde, die keine duftenden Rosen hat.

3. Schwarze Erde, die keine wohlduftenden Rosen hat, gleicht einer finstern Nacht, die keine strahlenden Monde hat.

4. Eine finstere Nacht, die keine strahlenden Monde hat, gleicht der Finsterniß, die keine Lebensquelle hat.

5. Eine Finsterniß, die keine Lebensquelle hat, gleicht der Hölle, die keine Paradiesesfluren hat.

6. O, Nevai, da die Theuern so viele Qualen geben, so ist es gewiß, daß die Trennung ihre Schmerzen, das Wiedersehen aber keine Hülfe hat.

Schön ist sein „Tschihardivan", in welchem er die vielen verschiedenen Zeitalter des Menschen besingt, wie auch seine Umarbeitung der bekannten Romanzen „Ferhad und Schirin", „Medschnun und Leïla", „Jussuf und Sulecha" u. s. w. oder seine Versificirung einiger Märchen aus „Tausendundeine Nacht", unter welchen „Prinz Seif-ul-Muluk" die gelungenste ist. Es diene von letzterm Folgendes zum Muster:

Wie Seif-ul-Muluk von der Stadt Tschin aufbricht und zur See sich begibt.

1. Komm Erzähler, laß uns die Geschichte doch hören, wie den Königssohn das widrige Los befiel.

2. Der Erzähler antwortete: „Wahrlich, da gibt's viel zu thun, denn des Kummers Schwert spaltet die Brust."

3. Zum Aufbruch ließ der Prinz alles vorbereiten, und erkundigte erst über die Stadt Katine sich.

4. Es wurde genügende Kundschaft bald eingeholt, alles Hab und Gut ward auf die Schiffe gebracht.

5. Auch die ganze Mannschafft schiffte sich ein, die Häuptlinge standen bereit und gerüstet war das Heer.

6. Nun begab der Prinz sich auch an Bord, Gottes Kunst (dem Schiff) übergab seinen Körper er.

7. Steuernde Schiffer eröffneten den Zug, gefolgt von der Schiffe endloser Schar.

8. Da sitzt nun der Prinz in süßen Träumereien, mit lächelnden Lippen und kummerloser Brust.

9. So durchzog er die Flut sechs Monate lang, mit Spähbooten den Weg sorgfältig bewachend.

10. Doch bald ließ ihn das Schicksal des Neides Stachel fühlen, und mit Bosheit stellte es sich ihm entgegen.

11. Es trübte die See aufs neue sich und band um die Lenden das blutdürstige Schwert.

12. Sie öffnete sich und wild stürzte eine Sündflut hervor, eine Sündflut, doch von allen Seiten mit Feuerströmen voll.

13. Jeden Augenblick zeigt sie ein anderes Schreckensspiel, in jedem Nu macht sie erbeben tausend Seelen.

14. Wild schwellen die Wogen auf und drohen mit mächtigen Fluten, mit blutdürstigem Rachen sausen und brausen des Meeres Ströme.

15. Es erhebt sich ein schwarzer Schreckenswind, in stockfinstern Schleier hüllt sich der Horizont und wilde Klage tönt von des Meeres Fläche her.

16. Der sonnenhelle Tag wird stockfinstere Nacht. Welch Schreckenstag! Es ist das Bild vom letzten Gericht.

17. Wohin du immer blickest, kein Mensch wird sichtbar, selbst die Hand vor den Augen nicht, alles und überall ist mit Wasser voll.

18. Immerfort schaukeln und wälzen sich die salzigen Wogen und stellen die Schiffe wie auf den Füßen empor.

19. Immerfort tobet und heult das gewaltige Meer und fährt mit Wuth von den tiefsten Abgründen auf.

20. Es schlägt zusammen, wild schreien die Geschöpfe auf, du würdest es für den Tag der Auferstehung halten.

21. Im schrecklichen Wirrwarr fährt ein Schiff ins andere hinein, sie bersten und fahren in den Meeresabgrund hin.

22. Es brechen die Kreuze, in Stücke fallen die Breter, keine Möglichkeit gibt es für das Entrinnen.

23. Jene hundert Schiffe, sagte der Erzähler, jene Mannschaft, jenes Hab und Gut.

24. Alles scheitert an des Meeres Küste, keine Spur blieb auf des Wassers Fläche zurück.

Wie weit das Gebiet der ansässigen Turkestaner sich nur erstreckt, so weit reicht die Literatur, von der wir in den vorhergehenden Blättern eine schwache Skizze gegeben haben. In dem Maße, als wir uns von den Grenzen der letztern in die Wüste hinein entfernen, im selben Maße wird der Islam immer schwächer und es beginnt der Uebergangspunkt aus der mohammedanischen Civilisation in die alte schamanische. Unter den Kirgisen, obwol der größte Theil von ihnen zum Islam sich bekennt, wird man hier und da noch einem Gedichte, welches in den Chanaten erzeugt wurde, begegnen, doch werden diesen exotischen Pflanzen die einheimischen stets vorgezogen; die Volkspoesie, der man unter ihnen begegnet, bildet auch den Uebergangspunkt vom Ideengang der einen Gesellschaft zur andern. Ja nur zwei Tage weit von den Ufern des Jaxartes oder nördlich von dem Aralsee kann ein Bachschi nur dann prosperiren, wenn er Gedichte oder Erzählungen von rein kirgisischem Charakter zum besten geben kann. Die Poesie der wilden Steppenbewohner ist mehr bizarr und auffallend als schön zu nennen. Hier und da werden glückliche Bilder angewendet, ein anderes mal sind es nur abgebrochene Ausrufungen und einzelne Verse ohne den mindesten Zusammenhang. Da jeder Poet ist, so kann ein Gedicht seine Originalität nicht lange bewahren. Man fügt entweder Neues hinzu oder wirft Altes weg, und nur wenige können es sich versagen, die momentanen Eindrücke ihrer Phantasie ihren Liedern beizufügen.

Von den Liebesliedern der Kirgisen bringt Lewschine in seinem Buche, S. 380, ein kleines Gedichtchen, das nicht ohne Reiz ist:

„Siehst du diesen Schnee? Der Körper meiner Vielgeliebten ist weißer noch.

„Siehst du das triefende Blut des geschlachteten Lämmchens, ihre Wangen sind röther noch.

„Siehst du den Stamm dieses verbrannten Baumes, ihre Haare sind schwärzer noch.

„Weißt du, womit die Mollahs unsers Chans schreiben, schwärzer als deren Tinte sind ihre Augenbrauen noch.

„Siehst du diese glühenden Kohlen da, mit mehr Feuer glänzen ihre Augen noch."

Auch andere, die diesem folgen und aus abgebrochenen Sentenzen ohne allen Zusammenhang bestehen, als z. B.: „Der Falke hat sich auf die Enten geworfen, auf eine Heerde, auf eine große Heerde. Und ich bin ganz krank und denke kaum ans Essen." Oder: „Da unten ist eine hohe Fichte, der Nebel ist über sie gefallen. Gestern ließ sie mich bei ihr eintreten. Einmal wird sie selbst kommen, mich liebkosen u. s. w.", welche mehr oder weniger bei allen rein populären Gedichten der orientalischen Völker sich vorfinden, ja von denen sogar noch Spuren im Ungarischen zu finden sind, als z. B.: „Drei Aepfel und ein halber; ich lud dich ein, doch du kamst nicht", oder: „Hoch fliegt der Kranich schön singend, meine Theuere zürnt, denn sie spricht nicht zu mir u. s. w."

Groß ist die Anzahl der Märchen oder Erzählungen der Heldenthaten, welche bei den Nomaden theils versificirt sind, theils in Prosa existiren. In diesen ist der Geist der Literatur der Türkenstämme Südsibiriens mehr vorherrschend als der der mittelasiatischen Nachbarn im Süden, und ich habe viele Compositionen von kirgisischen Bachschis gehört, die ich mit wenig Variationen und dialektischem Unterschiede in dem in neuerer Zeit erschienenen Buche: „Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens", von Dr. Radloff, getreu wieder auffinde. Es leidet keinen Zweifel, daß so, wie der gelehrte A. Schifner in den mitgetheilten Mythen und Märchen Spuren buddhistischen Einflusses findet, viele der Irtegis (Märchen) der heutigen Kirgisen auch vom fernern Südosten über die Dschun-

garei unter sie gelangt sind; denn der von Südwesten kommende Islam hat über den Jaxartes hinaus nie feste Wurzel fassen können und wird heute, wo die gewaltigen Wogen der russischen Macht von Norden sich heranwälzen, es gewiß auch nicht mehr vermögen. Wir wollen zum Schlusse ein Märchen der Kirgisen, welche nach europäischem Ausdrucke zur Kleinen Horde gehören, nach inländischer Bezeichnung aber Mangischlak kazaki (d. h. Kirgisen von Mangischlak) heißen, hier anführen, es ist dem Buche Bronislas Zaleski's entnommen, der als polnischer Verbannter neun Jahre in der Wüste sich aufhielt und nach seiner Rückkehr 1865 dasselbe in Paris unter dem Titel „La vie des steppes kirghizes" veröffentlichte:

Geschichte Kugul's.

Der Mensch ist im Himmel ohnmächtig ohne Gott, auf der Erde kraftlos ohne Pferd.

Es war einmal ein Kirgise, Namens Buruzgay. Er hatte eine große Anzahl Schafe und Pferde, und nichts hätte ihm gefehlt, wenn ihm Gott Kinder nicht versagt hätte. Allein war er daher im vorgerückten Alter. Er sagte nie sein tägliches Gebet, beobachtete nie die vorgeschriebenen Fasten. Eines Tages übermannte ihn die Schwermuth ohne Familie zu sein, er entschloß sich die heiligen Orte zu besuchen, in der Hoffnung, daß er durch seine Gebete es erlangen könnte, daß ihm ein Sohn geboren werde. Aus Eisen schmiedete er sich eine Fußbekleidung, aus Eisen nahm er einen Stock in die Hand, und so begab er sich auf den Weg. Er ging und ging zehn Jahre lang, ja vielleicht noch mehr. So viel, so viel ging er, bis seine eisernen Schuhe ganz abgenutzt waren, bis von seinem eisernen Stocke nur der Griff noch übrigblieb. Endlich fiel er auf den Boden hin und lag ausgestreckt. Groß waren seine Leiden, denn er konnte weder sich erheben noch sterben. Es erschien plötzlich vor ihm ein heiliger Mann, der ihn auf der Erde liegen sah, ihn bemitleidete, sich gegen ihn neigte und

fragte, was ihm denn fehle. Buruzgay konnte keinen Laut von sich geben, der heilige Mann fiel auf die Knie, recitirte sein Gebet und bat den Allmächtigen, die Zunge des Unglücklichen zu lösen. Kaum hatte er dies gethan, als Buruzgay seine Kräfte aufs neue zu fühlen anfing. Er erzählte, wer er sei, aus welchen Gründen er sein Aoul verlassen habe. Der heilige Mann entfernte sich ein wenig und betete so lange, bis Gott zu ihm sprach: „Du bist mir angenehm, deinen Wunsch will ich erfüllen. Aber warum nimmst du dich des Buruzgay an, er zahlt ja keine Steuern, er verrichtet ja kein Gebet, er beobachtet ja nicht die Fasten, wie soll ich Mitleid mit ihm haben?" „Herr", sprach nun der heilige Mann, „in der Zukunft wird er fromm dir dienen, wird seine Gebete sagen, nur verwirf nicht meine Bitten. Erhöre sie und nimm mich als Geisel an." Gott sprach hierauf: „Gehe, du treuer Diener, dein Flehen wird erhört. Frage Buruzgay, was denn sein Verlangen sei; will er vierzig Söhne oder vierzig Töchter haben, oder will er nur ein einziges Kind haben nach meinem eigenen Gutdünken?" Der heilige Mann kehrte nun zurück zu Buruzgay. Er fand ihn ganz hergestellt auf den Knien und rief mit voller Freude: „O, Gott, ich habe dich nicht belogen. Buruzgay hat noch, bevor ich ihn wiedersah, die Erfüllung seiner frommen Pflichten begonnen." Und er hinterbrachte ihm die göttlichen Worte. Buruzgay antwortete: „Was soll ich mit vierzig Mädchen und vierzig Knaben anfangen? Wenn der Allerhöchste mein Flehen erhört, so soll er mir einen Sohn und eine Tochter geben." Der Heilige segnete Buruzgay und brachte dem Allmächtigen die Antwort zurück.

Buruzgay fand seine eisernen Schuhe wie unberührt und kehrte in sein Zelt heim. Als er schon nahe war, schien er seine Steppe, seine Heerden zu erkennen; er sah alles mit inniger Freude an. Langsam, langsam sich ermannend, bemerkte er, daß gar nichts sich seit seiner Abreise verändert hatte. Er näherte sich einem Hirten, um ihn über den Eigen-

thümer der Heerde zu befragen. Die Hirten erkannten ihn nicht. Fasten und Mühseligkeiten hatten ihn abgemagert, er hatte abgenommen und gealtert und seine Kleider waren zerrissen. „Was geht dich unser Herr an“, antworteten die Hirten, „schau, daß du bald weiter kommst.“ Sie gingen um die Heerde herum. Buruzgay erwartete ihre Rückkehr und fragte sie aufs neue. Die Hirten vertrieben ihn gleich einem armen Bettler, ohne mit ihm reden zu wollen, bis er endlich seinen Namen nannte. Sie betrachteten ihn sogleich aufmerksamer, erkannten ihn und erzählten ihm, daß seine Frau, die er schwanger zurückgelassen hatte, dem Entbinden nahe wäre und daß man im Aoul Gäste erwarte. Hierauf liefen die Hirten, ohne Buruzgay's Antwort abzuwarten, mit Pfeilschnelligkeit von dannen. Bei Buruzgay's Frau angelangt, begehrten sie Süjündsche (übliches Geschenk für Freudenbotschaft). Sie erhielten diese, worauf sie der Frau die Ankunft ihres Gemahls anzeigten. Sie war hocherfreut und bald darauf trat auch Buruzgay ein. Nach einigen Tagen wurde die Frau von zwei starken schönen Kindern entbunden. Eins war ein Sohn, eins war eine Tochter. Buruzgay war außer sich vor Freude und er konnte gar nicht genug nachsinnen, welche Namen er diesen Kindern geben solle, mit denen Gott seine alten Tage beglückte. Während er so in Gedanken vertieft war, kam sein ehemaliger Vermittler, der heilige Mann, zu ihm und sprach: „Du wirst deinen Sohn Kugul und deine Tochter Chanizbeg nennen.“ Und Buruzgay gehorchte dem heiligen Mann, der ihn auch sogleich verließ. Die Kinder wuchsen heran und wurden schön. Vier Jahre verflossen, die Zwillinge fingen an mit kleinen für sie besonders verfertigten Bogen im Bogenschießen Unterricht zu nehmen. Kugul lernte bald gut schießen und zehn Jahre vergingen. In dieser Zeit ereignete sich, daß ein mächtiger Sultan ein großes Gastmahl gab. Während des Bankets zeigte er an, daß er einen hohen Mast aufrichten wolle, mit einem Goldstücke an dessen Spitze, und daß der,

der dieses Goldstück mit seinem Pfeile durchbohren würde, der Gemahl seiner Tochter werden solle. Ein Haufe Bewerber stellte sich bald ein. Der Mast war sehr hoch, sie schossen nach der Reihe, doch keiner konnte das Gold durchbohren, und die berühmten Schützen der Steppe verfehlten ihr Ziel. Endlich schoß auch der letzte Gast und fehlte gleichfalls. Der Sultan rief aus: „Sind dies sämmtliche junge Leute aus der Steppe? Ist denn keiner übriggeblieben, der einen Pfeil losschießen will, um die Hand der Sultanstochter zu erlangen?" „Nur einer ist da", antwortete man ihm, „Kugul, der Sohn von Buruzgay. Aber er ist nur ein Knäbchen von zehn Jahren." „Das schadet nichts", sagte der Sultan, „bringt ihn sogleich hierher." Man ging in das Aoul ihn aufsuchen. Er erschien auf einem keuchenden Pferde, mit alten Kleidern und den Bogen auf dem Rücken. Wol hatte er schöne Kleider und tüchtige Pferde; denn sein Vater war reich und versagte ihm nichts, doch er wollte vor den Reichen nur arm und niedrig erscheinen.

Als ihn die Frau des Sultans von weitem heranreiten sah, rief sie sogleich: „Dieser wird mein Schwiegersohn werden und kein anderer von den Anwesenden." Vor dem Mastbaum angelangt, wollte Kugul nicht sogleich seinen Bogen versuchen. „Ihr seid so zahlreich hier", sprach er, „ich bin allein und jung und wenn ich auch treffen würde, so möchte ich doch die Hand der Sultanstochter nicht erlangen." Der Sultan versicherte, daß er ihm die Tochter geben werde, aber nur unter der Bedingung, daß er gut schieße. Kugul richtete sich, das Goldstück zu durchbohren. Er zielte, spannte den Bogen so stark, daß sein abgemagertes Pferd niedersank. Er schlug es mehrmals mit seiner Peitsche, bis es sich wieder erhob. Kugul zielte aufs neue, spannte noch einmal die Sehne. Diesmal bog das Pferd blos das Knie ein. Der Pfeil ging los und durchbohrte gerade in der Mitte das Goldstück. Kugul, erschöpft von den Anstrengungen, stieg vom Pferde, sattelte es

ab, legte sich auf die Erde nieder, und den Kopf an den Sattel gelehnt, schlief er ein.

Er schlief drei Tage lang in seinem ärmlichen Anzuge, ganz klein, wie er war, auf einem schlechten Sattel. Der Sultan hatte sich vorgenommen, seine Tochter einem solchen Armseligen nicht zu geben. Umsonst erwartete Kugul die Boten. Niemand kam und er dachte daher an Mittel, seine Braut zu erlangen. Plötzlich erschien vor ihm eine Frau aus der Haushaltung des Sultans und klärte ihn über die Sachlage auf. Kugul sprach zu ihr: „Gehe hin zum Sultan und sage ihm, daß ich ihm bis morgen Mittag Zeit zum Ueberlegen lasse; wenn er mir dann nicht seine Tochter mit vierzig beladenen Kamelen und vierzig Teppichen gibt, so will ich ihn tödten und seine ganze Familie ausrotten.“ Das Weib fand Wohlgefallen an Kugul, vermuthete in ihm einen großen Batir (Helden), kehrte daher schnell zum Aoul des Sultans zurück, erzählte ihre Zusammenkunft der Sultana, die nun auch in ihren Gemahl drang, sagend, daß Kugul ein großer Batir werden würde, und wenn er ihm gegenüber nicht Wort hielte, werde er sich eine Schmach, schwärzer als die Erde, zuziehen. Die Sultansfrau sprach noch viele ähnliche Worte, bis endlich ihr Gemahl sich entschloß, seine Tochter an Kugul zu verheirathen, und ließ diesen davon benachrichtigen. Dieser zog nun prächtige Kleider an, bestieg einen herrlichen Renner und präsentirte sich vor dem Sultan. Die Hochzeit wurde gefeiert, und nach dem gebräuchlichen Gastmahle führte Kugul seine junge Frau heim und kehrte ins väterliche Zelt zurück. Vierzig Kamele mit kostbaren Gegenständen beladen, mit vierzig Tapeten bedeckt, folgten ihm. Es war die Aussteuer der Neuvermählten. Als er zu Hause anlangte, ließ die Frau Kugul's ihren Schleier fallen (nach der Sitte der Kirgisen), welch letztern er in Gegenwart seines Vaters und seiner Mutter zum ersten mal lüftete. Kaum hatten seine Aeltern ihr Gesicht gesehen, als sie ihr viele Geschenke in Pferden und Rindern machten. Doch

da man in den Farben ihre Lieblingsfarbe nicht traf, fiel ihr die Schwiegertochter zum Danke auch nicht zu Füßen. Der alte Buruzgay ward hierüber böse und sprach im Zorne: „Welch Hund ist dieses Mädchen! Wir haben ihr einen Haufen Geschenke gegeben und sie will sich nicht erniedrigen vor uns, ja sie gibt uns nicht einmal den üblichen Gruß dafür.“ Sie antwortete: „Was gehen mich euere Geschenke an, ich brauche sie nicht. Ihr habt mir nicht das Allerbeste gegeben. Hinter der Heerde geht eine fuchsrothe Stute einher, sie sinkt bis zum Knie in den Sand, nur die allein gefällt mir. Denn sie wird einen Hengst gebären, der meinen Kugul vor vielem Unglück retten und das Roß eines wahren Kriegers wird. Gebt mir diese Stute, sie ist das meiste werth und ich ziehe sie allem vor.“ „Meine Schwiegertochter ist, wenngleich noch jung, doch klug genug“, sagte Buruzgay. Dies gefiel ihm, er söhnte sich mit ihr aus, gab ihr die Stute, und die junge Frau fiel auf die Füße vor ihren Schwiegerältern und gab den üblichen Gruß. Ein schönes Zelt war dem der Aeltern gegenüber aufgeschlagen, die Neuvermählten wohnten darin und die Frau Kugul's befahl ihren Dienern, die Stute gleich ihrem Augapfel zu bewachen. Man grub daher einen tiefen Graben, bedeckte ihn mit Gras; dort ward die Stute gehütet und reichlich gepflegt. Während der Nacht zündete man ringsherum ein Feuer an. Vierzig Tage vergingen und die Stute warf einen Hengst, ein kleines, braunrothes Füllen. Die Diener liefen sogleich die Frau zu benachrichtigen, verlangten ein Geschenk für die freudige Botschaft der Geburt. „Wartet noch fernere vierzig Tage“, antwortete sie, „pflegt wohl den Hengst, gebet ihm zu essen und zu trinken.“ Die Diener gehorchten und als die anberaumte Zeit vorüber war, kamen sie wieder zu ihrer Gebieterin, die ihnen mittheilte, daß von diesem Augenblick an sie nun alle frei wären und gehen könnten, wohin es ihnen gefiele. Dem jungen Hengst hingegen wurde eine seidene Schlinge von 40 Ellen bereitet, man fütterte ihn mit

reiner Gerste, mit Milch und getrockneten Trauben und er wuchs mit Kugul heran.

In dieser Zeit geschah es, daß der Chan (Chef der Kirgisen) den jungen Buruzgay besuchte, und als er Chanizbeg sah, gefiel ihm diese so sehr, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. Man brachte ihn ins Leben zurück und richtete das Essen vor. Alles setzte sich ans Werk, um das Fleisch zum Mischbarmak (ein kirgisisches Gericht) zu zerschneiden. Der Chan that dasselbe. Doch während seine Hände beschäftigt waren, bewunderten seine Augen die schöne Frau. Er entflammte von einer mächtigen Leidenschaft und konnte seine Blicke von Chanizbeg nicht abwenden. Und so vertieft war er, daß er es kaum merkte, wie er anstatt des Fleisches seine eigenen Finger zerschnitt.*) Nach einigen Minuten wurde er es gewahr und schämte sich so sehr, daß er gar nichts aß, und um seinen Wirth nicht zu beleidigen, that er, als wenn er die Speise kostete, beurlaubte sich dann schnell und kehrte mit einer verborgenen Sehnsucht im Herzen heim. Kaum war er angelangt, als er Anverwandte und Freunde versammelte und mit ihnen sich über die Mittel berathschlagte, die zu ergreifen wären, um Kugul zu beseitigen und in den Besitz seiner Frau und Schwester zu gelangen. Alle sagten, daß man ihn nicht tödten könne, denn er wäre ein gar zu großer Held. Doch ersannen sie einen andern Ausweg. Sie schlugen vor, Kugul gegen eine feindliche Horde mit dem Befehle zu senden, den dort herrschenden Chan lebendig oder todt herzubringen. Diese Idee gefiel dem verliebten Chan. Man versicherte ihm, daß der Ausgeschickte wol kaum in zehn Jahren zurückkehren könne, ja es wol auch möglich sei, daß er dort umkomme. Sogleich

*) Dieselbe Episode kommt in der Romanze „Jussuf und Sulecha" vor, wo die Freundinnen Sulecha's beim Gastmahl über Jussuf's Schönheit so erstaunt sind, daß sie, statt die dargereichten Pomeranzen zu schälen, die Haut von den Fingern abzogen.

wurde nach Kugul geschickt, der Befehl wurde ihm übertragen, er kehrte heim in sein Aoul und erzählte seiner Frau von dem erhaltenen Auftrage.

„Nicht deshalb schickt er dich", antwortete diese, „ich kenne die Gefühle seines Herzens wohl. Als er hier war, wurde er von einer leidenschaftlichen Flamme für mich und deine Schwester ergriffen. Uns will er haben, er schickt dich weg, damit du sterbest; aber du hast dein Pferd, du wirst nicht zu Grunde gehen. Kehre nur bald zurück." Kugul reiste ab, nahm nur seine Diener mit sich und sein Pferd und reiste, reiste lange auf verschiedenen Steppen, bis er endlich zur feindlichen Grenze gelangte. Zehn Jahre, vielleicht mehr oder weniger, reiste er, ich weiß es nicht genau. Endlich hielt sein Pferd und Kugul trieb es vorwärts. Doch das Thier fing plötzlich mit einer menschlichen Stimme zu sprechen an: „Zwinge mich nicht vorzuschreiten. Wir sind dem Feinde nahe. Nimm mir Zaum und Sattel ab, ich will hingehen und sehen, wie viele sie an der Zahl sind." Kugul gehorchte seinem Pferde, welches auf der Erde sich zu wälzen anfing, und hierdurch vermehrten sich seine Kräfte mehr als durch das beste Futter. Dann erhob es sich, rüttelte sich, wieherte, verwandelte sich in einen Vogel und flog gegen die Wolken. So flog es drei Tage. Endlich kam es zurück und sprach: „Es gibt mehr Feinde als Haare in meiner Mähne oder in meinem Schweife. Ueberlege wohl, was du thust, willst du kämpfen oder umkehren?" Kugul erschrak nicht. Er verließ seine Diener mit dem Befehl, daß sie ihn da erwarten sollten. „Solltet ihr von meinem Untergange hören", fügte er hinzu, „so überbringt diese Nachricht meinem Weibe und meiner Mutter." Richtete dann ein heißes Gebet zu Gott um Hülfe und zog von dannen. Die Feinde umringten ihn, doch er ließ sich nicht besiegen. Sein Pferd war ihm von großer Hülfe, denn kaum, daß einer der Feinde mit einer Flinte auf ihn zielte, verwandelte es sich in einen Adler, flog weg mit Kugul weit gen Himmel.

Drohte man ihm mit einem Pfeile, so wurde der Hengst ein Sperling, verschwand im Grase, wie eine kleine Kugel. Endlich tödtete er und rottete alle Männer dieses Geschlechts aus, nahm Frauen, Kinder, Vieh und all ihr Hab und Gut mit sich, brachte sie zum Orte, wo er seine Diener gelassen hatte, befahl diesen, daß sie die Beute nach Hause bringen sollten, und ritt auf seinem treuen Hengste voran. Er ritt und ritt lange Zeit. Endlich wollte sein Pferd eines Abends nicht mehr vorwärts gehen. Nichts that es und war ganz wie versteinert. Kugul stieg ab und legte sich nieder zum Schlafen. Gegen Morgen erwachte er, näherte sich seinem Pferde und sah, daß dieses bittere Thränen weinte.

„Was fehlt dir, mein gutes Pferd", fragte Kugul, „warum weinst du?" „Ach, warum soll ich nicht weinen", antwortete das Pferd, „sieh', hier ist der Ort, wo ich einst spazierte an meiner seidenen Halfter, hier befand sich unser Aoul, und nun ist keine Spur mehr übrig, alles ist verwüstet." Und es fing aufs neue an zu weinen. „Nimm mir meinen Sattel und Zaum, laß mich ruhen und meine Kräfte wieder sammeln, ich will mich erkundigen, wer so gehandelt hat und wer dein Feind sei." Kugul nahm dem Pferde Zaum und Sattel ab, es fing an sich wieder zu wälzen, und nachdem es wieder zu seinen Kräften gekommen, hob es sein Haupt, athmete tief mit seinen mächtigen Nüstern, hüpfte, verwandelte sich in einen Vogel und flog in die Lüfte. Es flog so drei Tage, ohne etwas zu entdecken, und war schon im Begriffe zurückzukehren, als es eben auf der andern Seite die Aouls des Chans entdeckte. Dahin richtete es seinen Weg, es flog über die Zelte und Heerden und sah alles. Niemand errieth, daß der Vogel Kugul's Pferd sei, nur die Frau des Helden ahnte, daß jemand zu ihr gekommen und ihr sehr nahe sei, was sie auch seiner Schwester mittheilte.

Und es kehrte der Vogel zu Kugul zurück, erzählte, was er sah, wie der Chan seine Frau und Schwester wegführte,

seine Heerden genommen, seinen Vater gezwungen Dünger zu sammeln, und seine Mutter die Schafe zu weiden. Und das Pferd fing aufs neue zu weinen an. Kugul flehte zu Gott, ihm zu Hülfe zu kommen, damit er diese Schmach bestrafe. Er befahl auch dem Pferde, ihn sogleich zu seiner Mutter zu bringen. Er reiste ab und fand sie auch bald in der Steppe, wie sie eben mit dem Weiden der Schafe beschäftigt war. Er warf sich in ihre Arme.

„Warum grüßest du mich denn so", fragte die gute Alte, „bist du etwa mein Sohn?" „Wenn ich dein Sohn nicht bin, bin ich nicht so viel werth als er?" „O nein, niemand ist so viel werth als mein Kugul in der ganzen Steppe." „Hast du gar keine Nachricht von ihm?" „Ich weiß nicht, wo er sich befindet. Der Chan hat ihn gegen ein feindliches Volk geschickt, seit der Zeit habe ich von ihm nichts reden gehört. Nur heute scheint es mir, daß ich den Lärm der Fittiche seines Pferdes gehört habe, aber ich weiß nicht, ob es eine Wirklichkeit oder ein Spiel des Schetams ist." „Und ist es schon lange, daß dein Kugul abgereist ist?" „Ja, ja, lange, sehr lange." „Aber Kugul bin ich ja selbst. Erkennst du mich denn gar nicht?" Die Alte faßte ihn besser ins Auge, aber sie erkannte ihn nicht und sagte: „Nein, du bist nicht Kugul, aber wenn du sein Kamerad bist, oder wenn du etwas von ihm weißt, so rede, aber täusche mich nicht, quäle mich nicht." „Ich bin Kugul", schrie der Sohn, „mein Pferd war es, welches heute über dir hingeflogen ist." Aber die Alte glaubte es noch nicht. Er fragte sie, ob Kugul kein Geburtszeichen habe, und die Mutter antwortete ihm, daß er auf den Schultern einen schwarzen Fleck habe, groß wie die Hand. Er bat sie dann, ihm die Schulter zu reiben, aber die Alte antwortete: „Ich kann nicht, die Schafe werden nach allen Seiten hin sich zerstreuen und der Chan wird mich schlagen, denn er schlägt oft." „Ueberlasse mir die Heerde zu hüten." Er drang weiter in sie und versicherte, daß, wenn

man sie schlagen wollte, er sie beschützen würde. Endlich willigte die Alte ein, sie nahm ihm seinen Chalat (Oberkleid) ab, schob das Hemd zurück, und wollte ihm die Schulter reiben. Sie bemerkte den schwarzen Fleck, groß wie die Hand, warf sich an den Hals des jungen Mannes und schrie: „Du bist mein Kugul!" und sie weinte vor Freude. „Hast du mich denn nicht erkannt, Mutter?" fragte Kugul, „ist es denn schon so lange, daß ich abgereist bin? Und du, meine arme theuere Mutter, wie hast du dich verändert, du bist alt und grau geworden, deine Augen roth von Thränen." Und er umarmte sie weinend. „Ich weiß nicht, mein Kind", antwortete die Mutter, „seit wie lange du abwesend bist, auch nicht die Zeit, als der Chan unser Aoul angriff, deine Frau und Schwester wegführte, sich unsers Hab und Gutes bemächtigte, deinen Vater und mich zu seinen Sklaven machte. Ich habe stets gewartet, aber ich habe das Gedächtniß verloren, ich könnte nicht mehr sagen, wie viel Zeit vergangen ist, ich weiß nur, daß es lange, lange Zeit ist, seitdem du uns verlassen." „Beruhige dich, Mutter", sagte Kugul, „die schlechten Zeiten gehen zu Ende, alles wird wieder gut gehen. Gott wird mir helfen. Kehre zurück ins Aoul, beeile dich, die Schafe heimzuführen, ohne zu beachten, daß es noch früh sei. Sollte man dich ob meiner fragen, so sage, daß ich nicht weit sei, aber kein anderes Wort mehr." Er empfahl sich und ging von dannen.

Die alte Frau kehrte ins Aoul zurück. Aber sie geht nicht wie gewöhnlich, sie läuft, sie, die früher kaum ein Schäfchen einholen konnte, jagte jetzt drei oder vier auf einmal zum Melken, so hatte ihre Kraft zugenommen.

Der Chan bemerkte dies und sagte zu seiner Umgebung: „Die alte Frau Buruzgay's muß von ihrem Sohne eine gute Nachricht bekommen haben, seht, wie sie munter ist, sie, die früher kaum sich bewegen konnte." Er näherte sich ihr und fragte sie über ihren Sohn. „Er ist hier, er ist angekommen", rief die alte Mutter, „du wirst mich nicht mehr leiden lassen."

Sie sprach kühn, so sehr war durch die Zusammenkunft mit ihrem Kinde ihr Herz mit Freude und Hoffnung erfüllt.

Der Chan erblaßte vor Schreck und bemerkte auch bald Kugul, der, auf seinem berühmten Pferde reitend, sich seinem Feinde näherte.

Kugul hielt in einiger Entfernung inne, und ohne abzusteigen rief er: „Du hast mich betrogen, du wolltest mich los werden, um meine Frau und Schwester zu entführen. Ich glaubte, daß du mit Biederkeit handeltest, und bin auf deinen Befehl sogleich als treuer Mann abgereist. Aber du bist nur ein Hund, ein Meineidiger, ein Räuber. Jetzt werden wir unsere Rechnung machen. Doch, was gewinne ich, wenn ich dich allein nur tödte. Man würde sagen, daß Kugul-Batir nur den Chan allein getödtet. Versammle daher deine ganze Armee.“ Und der Chan bat ihn, ihm drei Tage Frist zu geben, damit er sein Volk versammle. Kugul willigte ein und reiste ab. Der Chan schickte Befehle aus in alle seine Aoule, und eine große Anzahl von Leuten versammelte sich um ihn. Kugul betete unterdessen zu Gott. Am bestimmten Tage kam er an und sagte: „Du bist mein Chan, ich will nicht zuerst auf dich schießen. Beginne du!“ Der Chan schoß und verfehlte sein Ziel. „Ich will noch nicht auf dich schießen“, sagte Kugul, „versammle deine besten Schützen, befiehl ihnen, daß sie auf mich schießen sollen, und nur im Falle sie mich nicht treffen würden, dann werde ich selbst schießen.“ Die besten Schützen des Chans traten aus den Reihen heraus. Jeder sandte nach der Reihe einen Pfeil auf Kugul, aber sein Pferd verwandelte sich bald in einen Adler, bald in eine Amsel und schützte ihn gegen die Kugeln, indem es sich in die Lüfte hob, gegen die Pfeile, indem es auf das Gras der Steppe sich niederlegte. Umsonst, man konnte ihn nicht treffen. Drei Tage nacheinander ließ Kugul derartig auf sich schießen. Am vierten Tage sprach er zum Chan: „Wohlan, da du mein Herr bist, so hast du und deine Diener auch auf mich zuerst

geschossen. Nun kommt die Reihe an mich." „Thue, wie es dir beliebt", erwiderte der Chan. Kugul stellte den besten Jäger und zwei Bogenschützen hinter den Chan, hinter sie noch drei und die vierte selbst in die vierte Reihe. Sich diesen gegenüberstellend sprach er zu seinem Pferde: „Mein treues Pferd, bleibe jetzt ruhig und erhebe dich nicht, damit ich mit einem einzigen Pfeile alle durchbohre." Das Pferd blieb wie versteinert stehen. Kugul spannte nun mit aller Kraft die Sehne, der Pfeil ging los, traf Jäger, Bogenschützen und den Chan selbst.

Als die Menge das Hinsinken des letztern sah, flüchtete sie sich nach allen Seiten. Kugul verfolgte sie, erreichte den einen zu Pferde, den andern, indem er von der Höhe auf ihn hinabstürzte, und was er traf, ging auch alles zu Grunde. Endlich hielt er inne in dem Werke der Vertilgung, er kehrte in sein Aoul zurück, fand seine Aeltern, seine Frau und seine Schwester und bemächtigte sich des Vermögens des Chans. Unter den Frauen und Kindern, welche seine Diener von letzterm als Beute mitbrachten, befand sich auch die Tochter des Chans. Kugul heirathete sie als seine zweite Frau. Seine Schwester Chanizbeg gab er einem reichen Chan von der Nachbarschaft und er selbst wurde auch Chan.

So endet die Geschichte. Die alten Leute sagen, daß dies alles genaue Wahrheit wäre, daß dies alles sich in den Steppen zugetragen habe. Ich habe gar nichts davon gesehen, doch muß man das glauben, was die Alten sagen.

XVIII.

Die Rivalität Rußlands und Englands in Centralasien.

Drei Jahre sind es nun, daß ich im Schlußkapitel meines Reisebuchs über Mittelasien meine Verwunderung und Misbilligung über die englische Gleichgültigkeit gegenüber dem Vorrücken der Russen in Mittelasien ausdrückte. Ich deutete damals sowol auf die eigentliche Operationslinie der Russen am Jaxartes, als auch auf den immer mehr und mehr sich nähernden Einfluß derselben auf Britisch-Indien hin. Absichtlich aller weitgreifenden politischen Klügelein mich enthaltend, war ich so kurz und bündig wie möglich und hätte kaum geglaubt, daß man die anspruchslosen Worte eines eben aus Asien heimgekehrten Europäers einer nähern Beachtung würdig finden werde. Dennoch hat von der „Times" bis zur „Hirkaru bengalu" fast jedes Organ der Presse Englands und Indiens diese wenigen Zeilen erörtert und betont. Nur eine geringe Anzahl dieser verschiedenen Zeitungsorgane hat mehr oder weniger sich meinen Ideen angeschlossen, die Majorität hingegen wies meinen guten Rath zurück, und ohne meinen Ausspruch geradezu lächerlich zu machen, ließ man doch von allen Seiten ein lautes Hosianna ertönen über die glückliche Umwandlung der englischen Politiker, die heute nicht mehr so kurzsichtig wie vor 30 Jahren

im Herannahen der Russen nur ein feindliches Ereigniß entdeckten, sondern demselben sogar freudig entgegensähen und ihrem Marsche gegen Süden über die schneebedeckten Gipfel des Hindukusch und Himalaja „Glück auf!“ zuriefen.

Seit diesen drei Jahren indeß hat sich vieles verändert. Weit entfernt, als ein Erdenwisch über die Erfüllung meiner Prophezeiungen frohlocken zu wollen, kann ich doch nicht umhin, auf jene Linie hinzuweisen, auf welcher der von mir angekündigte Fortschritt der russischen Waffen stattfand. Als ich in Mittelasien war, standen die äußersten Vorposten der Kosacken in Kale-Rehim, 32 Meilen von Taschkend. Forts Nr. 1, 2 und 3 am Jaxartes waren, wenngleich thatsächlich erobert, doch noch nicht in sichern Besitz übergegangen. Auch im Norden Chokands, im Westen des Issikköls und des Narins hatte der Hof von Petersburg nur geringe Spuren des Erfolgs aufzuweisen. Die Kirgisen waren erbittert und feindlich gegen den fremden Eindringling und die özbegische Bevölkerung der Nordgrenze Chokands hätte noch damals eine russische Occupation für gleichbedeutend mit dem Untergange der Welt gehalten. So sehr waren die Ungläubigen verhaßt und verpönt. Drei Jahre ist es her, und was ist seit dieser Zeit geschehen? Es ist nicht nur Chodsa-Ahmed-Jesevi in Hazreti-Turkestan, dieser allerheiligste Patron der Kirgisen, russischer Unterthan geworden, es ist nicht nur Taschkend, die bedeutendste Handelsstadt, der Stapelplatz des mittelasiatischen und chinesischen Handels für Rußland, dem nordischen Koloß einverleibt worden, es weht nicht nur auf der Citadelle von Chodschend, der zweiten Stadt von Wichtigkeit in Chokand, die russische Flagge, sondern die letztere ist auch auf den kleinen Festungen von Zamin, Oratepe und Dschizzag sichtbar. Der gefürchtete Uruß hat zum Schutzpatron im östlichen Chanat Turkestans sich eingesetzt, der Hazret, der Chan, wie auch der Hazret, der Oberpriester von Namengan, streben nach der Gunst dessen, der einige Jahre früher ihnen selbst im Traume Todesschrecken verursacht hätte. Ja, nicht nur Cho-

kand allein, sondern die tadschikische Bevölkerung von ganz Bochara und Chiwa, die große Anzahl frei gewordener und bediensteter Sklaven, wie auch die reichern Kaufleute aus Multan und andern Theilen Indiens, die früher vor der özbegischen Macht zitterten, raunen sich heute mit wonniger Zufriedenheit gegenseitig ins Ohr, daß der Russe langsam herannahe, und daß özbegische Herrschaft, özbegische Willkür ihrem Ende nahe sei.

Drei Jahre sind es, daß diese Umgestaltungen in den Oasisländern Turkestans von den Ufern der Newa mit sicherer und fester Hand geleitet wurden. Als ehemaliger Reisender und von Jugend auf voll Interesse für diese Gegenden, hatte ich stets, wenn auch aus der Ferne, ein wachsames Auge auf alles, was an den Gestaden des Jaxartes vorging. Ich verschlang sowol die Zeitungsberichte als auch die kargen Notizen, die mir meine Hadschigefährten aus Turkestan durch ihre gegen Westen ziehenden Brüder zukommen ließen. Daß ich warmen Antheil an allem nahm, wird niemand befremden, ebenso wenig, daß die Aeußerungen der englischen Presse während dieser Begebenheiten, die Schritte der indobritischen Diplomaten meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. An die Prophezeiungen des Derwisches hat weder die eine noch die andere Partei gedacht; mit dem vor drei Jahren angestimmten Ton der Zufriedenheit wurde ununterbrochen fortgefahren; man begnügte sich jetzt nicht mehr mit der trockenen Behauptung, daß der russische Fortschritt in Mittelasien erwünscht sei, sondern man setzte alles daran, diese Behauptung durch treffende Gründe zu beweisen, um das Glück der moskowitischen Waffen immer ersprießlicher für englisches Interesse darzustellen.

Um dieses Problem glücklicher zu lösen, um die denkende Welt Englands von den Vortheilen des russischen Erfolgs unwiderleglicher zu überzeugen, hat man die Frage in einem Lichte erörtert, welches jedem der verschiedenen Stände willkommen sein mußte. Der wissenschaftlichen Welt hat der gelehrte Präsident der Königlichen Geographischen Gesellschaft schon mit-

getheilt, welche ausnehmende Dienste die russischen trigonometrischen, geographischen und geologischen Gesellschaften unserer Weltwissenschaft erweisen. Russische Entdeckungsreisen wurden über alles erhoben, russische Gelehrte vergöttert, ja in neuester Zeit hat man sogar dem Viceadmiral von Butakoff für seine Entdeckungen am Aralsee die große goldene Medaille verliehen. Den Männern socialer Reformen gegenüber hat man tatarische Roheit mit russischer Civilisation verglichen, man hat das Bild, welches ich selbst von Mittelasien entworfen, dem heutigen Jungrußland gegenübergestellt; man hat die Sklavenemancipation, die russischen Bestrebungen zur Aufklärung des Volks, die große Veränderung in den Sitten, die mit mächtigen Schritten sich den englischen nähernden russischen Civilisationsideen in den Vordergrund gestellt, und in jedem Faden dieses Gewebes wurde der großen Nützlichkeit der russischen Uebermacht in Asien Ausdruck gegeben. Die Handelswelt wies man auf die Vortheile hin, die aus gesicherten Communicationswegen erwachsen müssen, wie sie die russischen Waffen durch die unwirthbaren Steppen Turkestans nach Indien zu ebnen im Begriffe sind. Ja, gewisse Organe gingen in ihrem Eifer so weit, um den braven Fabrikanten von Birmingham, Sheffield, Manchester u. s. w. zu beweisen, daß auf den neuen russischen Handelsstraßen nach Centralasien nur englische Waare hin- und englisches Kapital zurückwandern werde. Auch dem Militärstande hatte man ein freundliches Wort ins Ohr geraunt; den Söhnen des Mars mußte man die russische Aggression in Indien als einen lächerlichen Popanz vorstellen. Vom strategischen, physischen und moralischen Standpunkte wurde ein solcher Angriff für eine Unmöglichkeit erklärt. Wie hätte denn Rußland das große Bollwerk der wochenlang sich erstreckenden wasserlosen Steppen, wie den kriegerischen Afghanenstamm, den gefürchteten Cheiberpaß besiegen sollen? Und dann, wenn ihm das auch gelungen wäre, wie würde es von dem in üppigem Palankin ruhig sie erwartenden britischen Leuen zugerichtet

werden? Ja sogar der Kirche, diesem allmächtigsten Hebel in England, mußte man ein Wiegenlied vorsingen. Man wies auf das Einigungsgelüste der russischen orthodoxen Kirche mit der anglikanischen hin. Dr. Normann Mac Cleod ist eine Autorität, sein Aufruf: „Noch ist die griechische Kirche nicht verloren!", hat bei vielen Hoffnungen erweckt, und hochgelehrte kirchliche Würdenträger haben mit wonnigem Lächeln jenem Augenblicke entgegengesehen, wo das griechische dreifache Kreuz sich von der Newa zur stolzen Kuppel von Sanct-Paul in London zum Bruderkuß hinüberwendet und wo diese vereinten Kirchen eine mächtige Waffe gegen die päpstlichen Ideen sein werden.

Selbständige Broschüren und fulminante Zeitungsartikel wechselten auf dem Felde dieser Frage mit den erwähnten Beweisführungen ab. Die warnende Stimme der geringen Minorität konnte es nicht wagen, gegen die Optimisten, gegen diese Apostel der neuen politischen Lehre aufzutreten. Sir Henry Rawlinson, unstreitig am besten bewandert in den Verhältnissen jener Gegend, ein Mann, der praktische Erfahrung mit theoretischer Einsicht vereint, hat wol hier und da in der „Quarterly Review" in gediegenen Artikeln auf die irrige Anschauungsweise hingedeutet, und wenn er gleich einen eventuellen Angriff Rußlands auf Indien bezweifelnd, jede thätige Einmischung abrieth und einzig die obenerwähnte Gleichgültigkeit tadelte, so sind seine Worte dennoch bei der großen Menge verhallt. Ich dürfte mir wol sagen, daß, wo eine solche Autorität nicht ins Gewicht fällt, auch ich mit meinen jetzigen Worten nur wenig erreichen würde. Ich habe deshalb auch lange gezögert; doch, nachdem ich diese wichtige Frage in allen ihren Phasen studirt, nachdem ich sie mit unparteiischem Auge mehrseitig geprüft, glaubte ich nicht nur den Politikern Englands, sondern ganz Europas beweisen zu können, wie das Cabinet von Saint-James in seiner Anschauungsweise sich verhängnißvoll irrt, und daß die so beliebte Gleichgültigkeit den Interessen Englands nicht nur schadet, sondern jene tödliche Waffe

ist, mit welcher Großbritannien einen in der Geschichte unerhörten Selbstmord begeht.

Warum ich, der ich meiner Nationalität nach weder Engländer noch Russe bin, mich der Sache mit solcher Wärme annehme, das hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß ich den Zusammenstoß dieser beiden Kolosse in Asien weniger vom Standpunkte der gegenseitigen Rivalität, als von dem des gemeinschaftlichen europäischen Interesses betrachte. Ob England oder Rußland in Asien in Vortheil steht, wer von den beiden der große Schiedsrichter über die Schicksale der Alten Welt werden wird, kann uns nie gleichgültig sein; denn ebenso sehr wie diese beiden Mächte in ihrer Eigenschaft als Kanäle abendländischer Civilisation sich voneinander unterscheiden, ebenso sehr weichen sie auch in der zukünftigen Verwerthung der Frucht ihres Kampfes voneinander ab. Ein flüchtiger Blick auf die seit 200 Jahren schon unter russischer Herrschaft stehenden Tataren einerseits und auf die Millionen britischer Unterthanen Indiens andererseits könnte uns schon von vornherein hiervon genügend belehren. Wir wollen dies jedoch einer spätern Untersuchung aufbewahren und für jetzt nur so viel constatiren, daß die Rivalitätsfrage dieser beiden nordeuropäischen Mächte in Mittelasien nicht nur Engländern und Russen, sondern jeden Europäer angeht, ja von jedem denkenden Menschen unsers Jahrhunderts mit Interesse beobachtet zu werden verdient.*)

Rußlands Eroberungen in Centralasien in den letzten drei Jahren.

Vor allem wollen wir die historischen Facta des russischen Eroberungskampfes der letzten drei Jahre erwähnen. Anstatt auf Einzelheiten über die Feldzüge Perovsky's, Tschernajef's

*) Von der ganzen continentalen Presse war es bis heute nur die „Revue des deux Mondes“, die zwei specielle Artikel über Mittelasien brachte. Der erste weist, ohne Farbe zu bekennen, nur auf das kritische Verhältniß des nahen Zusammenstoßes hin; der zweite, vom russischen Geiste durchdrungen, stimmt das Lied der englischen Optimisten an, was

und Romanovsky's einzugehen, die theils in dem Buche von Mitchell: „The Russians in Central-Asia", theils in mehrern gediegenen Aufsätzen der „Quarterly Review" und der „Edinburgh Review" besprochen wurden, und auf die spärlichen Notizen, die aus dem russischen Staatscabinet für die Oeffentlichkeit durchsickern, oder auf die noch spärlichern, die von den theuer bezahlten englischen Spionen in Mittelasien hinterbracht werden, wollen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Begebenheiten werfen, um den Leser mit dem jetzigen Stande der russischen Waffen in Centralasien bekannt zu machen.

Sehr glücklich waren die russischen Operationen in Mittelasien damit begonnen worden, daß man nach scheinbarer Unterwerfung der Kirgisen, um festen Fuß in den drei Chanaten zu fassen, zuerst mit der Eroberung Chokands anfing. In diesem östlichen Theile der drei turkestanischen Oasenländer hat immer verhältnißmäßig die geringste sociale Ordnung, die schwächste Religionsbildung und der größte Widerwille gegen kriegerische Unternehmungen geherrscht. Hierzu gesellten sich noch die innerlichen Wirren, denn während die Chodschas durch ihre Einfälle in das chinesische Gebiet gegen Osten das Chanat immer der Gefahr eines Zusammenstoßes mit China aussetzten, der in den vergangenen Jahrhunderten auch einigemal erfolgte, haben die habsüchtigen Emire Bocharas von Westen aus das Land mit ihren Eroberungsgelüsten immer arg verwüstet. Die heranahenden Colonnen des gewaltigen Uruß im Norden haben vor der Einnahme Ak-Meschtschids die Gespräche auf dem Bazar von Namengan und Chokand nur wenig beschäftigt. Zur Zeit der fehlgeschlagenen Perovsky'schen Expedition war Mehemed-Ali-Chan auf dem Thron. Er war beliebt, verherrlicht und der verblendeten Masse gefielen die Ideen der Eroberung viel

---

ich dem Schreiber gar nicht verargen würde, wenn er nicht mehrere Stellen aus meinem Buche über Mittelasien als sein eigenes Gut angeführt hätte.

mehr, als daß sie an die Vertheidigung gegen den drohenden Feind im Norden oder an Conolly's projectirte Allianz mit Chiwa ernstlich gedacht hätte. Nur nach Mehemed-Ali's Tode erfolgte der Fall von Ak-Meschtschid, diese erste gefährliche Wunde in der Existenz des Chanats, und der Erfolg war den Russen um so leichter, da eben damals einerseits der heftigste Kampf zwischen Kirgisen und Kiptschaks im Innern des Chanats, andererseits der erste Versuch des Weli-Chan-Töre gegen Kaschgar die streitbaren Kräfte lähmte. Die Sturmcolonnen der Russen gegen die chokandischen Befestigungen an beiden Ufern des Jaxartes sind nicht der Feigheit anzuklagen, wenngleich die Zahl der Tausende von chokandischen Kriegern, von denen russische Berichte sprechen, auf einem allzu kühnen Augenmaß zu beruhen scheint.

Nach der Einnahme des letztgenannten Orts, oder besser gesagt, nach systematischer Herstellung der Kette der Befestigungen den Jaxartes entlang, auf dessen Gewässer sich nun die Dampfer der Aralflotille frei bewegen konnten, hat die russische Macht eben mit denselben Riesenschritten zugenommen, mit welchen Chokand durch den Fortbestand der vorhererwähnten Ursachen immer mehr abnahm. Die Festungslinie bot nicht nur Sicherheit gegen Turkestan, sondern war auch eine mächtige Wehr gegen die Kirgisen, die nun von allen Seiten umringt nicht so leicht einen Jsched*), wie der letzte antirussische Häuptling während des Krimkriegs sich nannte, in den Sattel heben werden. Das Werk der Occupation wurde daher vom Hofe zu Petersburg mit gewohnter Energie fortgesetzt, und nur damals, als die beiden Armeecorps, die von der chinesischen Grenze gegen den Jssikköl, vom Aralsee, den Jaxartes entlang operirten, also von Nordost und Nordwest südlich ziehend bei

*) Dieser Name wird von den Russen immer fälschlich Jset gelesen. Jschet ist eine übliche Verkürzung von Eisch Mehemmed, welches die „Wonne Mohammed's" bedeutet.

Aulia Ata (Heiliger Vater, ein ehemaliger Wallfahrtsort) sich vereinigten, nur damals hielt es die russische Diplomatie für nothwendig, in einer vom Fürsten Gortschakoff am 21. Nov. 1864 gezeichneten Depesche mitzutheilen, daß die Regierung des Zaren nunmehr dem langgehegten Wunsche, die Grenzlinie ihrer Besitzungen von dem schwankenden Boden der Sandwüste in den bewohnten Theil Turkestans zu versetzen, nachgekommen sei, daß die Aggressionspolitik hiermit geschlossen und das zukünftige Benehmen einzig und allein darauf hinzielen werde, den benachbarten tatarischen Staaten mit Achtung für ihre Unabhängigkeit zu beweisen, daß Rußland fern von Feindschaft, fern von Eroberungsideen sei u. s. w.

Daß diesen Versicherungen die Cabinete, mit Ausnahme des englischen, nur ebenso wenig Glauben schenkten als der russische Minister selbst, ist wol leicht zu begreifen. Die Geschichte der zu immer neuen Eroberungen gezwungenen Staaten ist hinlänglich bekannt, wir haben Beispiele hierfür auf jedem Blatte der Weltgeschichte, in jedem Zeitalter, wo eine Macht im Zunehmen begriffen ist. Sowie die Engländer sich vergebens entschuldigen über das Annexions- oder Incorporationsfieber des Lords Dalhousie in Indien, so sind auch alle in derartigem Tone abgefaßten russischen Noten überflüssig. Es ist der ganz natürliche Gang der Dinge, und der Hof von Petersburg hatte recht, ja konnte auch nicht anders handeln, als nach der Errichtung des Guberniums von Turkestan den südlichen Lauf des Jaxartes zu verfolgen, und wie die unwirthbare Steppe früher keine haltbare Grenzlinie war, so konnte die sehr dünn bevölkerte Umgebung von Tschemkend und Hazret es auch nicht werden. Man bedurfte einer gutbebauten Gegend, um in der Verpflegung nicht blos von der Communicationsstraße von Orenburg und Semipalatinsk abzuhängen. Deshalb mußte Taschkend, das reiche und fruchtbare Taschkend, dem russischen Territorium einverleibt werden. Es wäre daher ein nutzloses Zeitverschwenden, wenn wir

als Hauptursache der russischen Occupation letztgenannter Stadt am 25. Juni 1865 die rührende Geschichte der Petition der taschkender Kaufleute, der zahlreichen Deputationen anführen wollten, die bittend in das russische Lager kamen, um sich den Schatten des zweiköpfigen Adlers (den die Mittelasiaten Aschder-Drache, ein sonst nicht sehr beliebtes Vögelchen, nennen) zu erflehen. Taschkend, das seit undenklichen Zeiten mit den Herrschern von Chokand in Fehde lebte, war letzterer Zeit besonders sehr aufgebracht, daß sein Liebling Chudajar zweimal vom Throne vertrieben wurde. Dem herrschenden Einflusse der Kirgisen durch russische Suprematie zu schaden, war ihm sehr willkommen, doch daß letztere allgemein verlangt worden wäre, ist nicht ganz wahrscheinlich.

Rußland hat Taschkend eingenommen, weil es als starke Basis seiner fernern Operationen ihm unentbehrlich schien, nicht aber darum, um hiermit eine Schutzmauer gegen die schon erlangten Besitzungen aufzurichten. Durch Taschkend jedoch hatte sich der Hof von Petersburg auch mit dem Chanat von Bochara in Feindseligkeiten verwickelt. Wie bekannt, hatte der Emir durch seinen Feldzug 1863 das nominelle Recht der Suzeränetät über die westlichen Theile Turkestans sich erworben, und wenngleich nach seinem Abzuge alles wieder ins frühere Gleis kiptschakischer Willkür und Parteikämpfe zurückkehrte, so glaubte er dennoch sein Recht über ganz Chokand geltend machen zu können. Er schrieb daher an den Commandanten der neueroberten Stadt einen drohenden Brief, in welchem er ihn zur Räumung der Festung aufforderte. Doch dies kümmerte den russischen General wenig, und als er hörte, daß Colonel Struve, den er zur freundlichen Schlichtung der Affaire nach Bochara schickte, dort gefangen genommen worden sei, brach er am 30. Jan. auf, überschritt den Jaxartes bei Taschkend mit 14 Compagnien Infanterie, 6 Escadrons Kosacken und 16 Kanonen in der Absicht, direct nach Bochara zu gehen und den Emir wegen Verletzung seines Gesandten zu bestrafen.

Dieses Vorhaben schlug aber fehl. Die Russen mußten sich zurückziehen, doch geschah dies in der größten Ordnung, und wenngleich unzählige Massen von Bocharioten sie von allen Seiten umschwärmten, so war doch ihr Verlust ein zu unbedeutender, um mit den bombastischen Siegesnachrichten übereinzustimmen, welche die Bocharioten damals durch die ganze Islamitenwelt ausposaunten und die sogar durch die levantinische Presse den Weg zu uns fanden. General Tschernajef hatte sich damit entschuldigt, daß sein eiliges Vorrücken allein zur Vereitelung der Schritte geheimer englischer Emissare bestimmt war, die dort mit allem möglichen Eifer auf eine bochariotisch-englische Allianz hinstrebten und die auch Hauptursache waren, daß sein Gesandter Colonel Struve verhaftet worden sei. Doch hatte man ihm in Petersburg den militärischen Fehler nicht verzeihen können; er wurde des Obercommandos entsetzt und an seine Stelle trat General Romanovsky. Dieser rückte mit langsamen, aber desto behutsamern Schritten vorwärts. Am 12. April wurde eine Heerde von 15000 Schafen, welche 4000 bochariotische Reiter begleiteten, erbeutet und einen Monat darauf kam es in der Nähe von Tschinaz zu einem heißen Treffen, „die Schlacht von Irdschar" genannt, in welchem die Tataren aufs Haupt geschlagen wurden. Am 26. Mai fiel die kleine Festung Nau und später wurde Chodschend, die dritte Stadt im Chanat von Chokand, mit Sturm genommen, und zwar nach einem harten Kampfe, in welchem die Russen 133 Todte und Verwundete, die Tataren gewiß die zehnfache Zahl derselben auf dem Felde ließen. Doch war der Preis des harten Kampfes wohl werth, denn dieser Ort hatte bessere Festungswerke als Taschkend und als alle übrigen Städte im Chanat. Es war der zweite Stützpunkt der russischen Waffen auf ihrem Zuge gegen Süden, und wenngleich der „Russische Invalide" in einem officiellen Berichte hinsichtlich der fernern Plane behauptet, daß die Eroberung der von den übrigen Besitzungen durch die Steppe getrennten

Bocharei nicht das Ziel der russischen Operationen sein könne, sondern im Gegentheil ganz unnütz sei, so wurde dennoch über Oratepe durch die kleinen Orte Dscham Zamin bis nach Dschizzag vorgeschritten, indem man überall bedeutende Garnisonen zurückließ.

Was während dieses ganzen Siegesmarsches der Russen im Chanat von Chokand selbst sich zutrug, ist nicht minder unserer Aufmerksamkeit würdig. Die Einwohner, aus Nomaden, Oezbegen und Tadschiks oder Sarts bestehend, waren in ihren russischen Sympathien und Antipathien ebenso sehr getheilt, wie sie in Nationalität, Stand und Beschäftigung sich voneinander unterscheiden. Die kriegerischen, mächtigen und einflußreichen Kiptschaken haben als alte Feinde der so oft eindringenden Bocharioten, die ihnen den verhaßten Chudajar-Chan aufdringen wollten, sich gleich zu den Russen geschlagen. Ihre Freundschaft war ein wichtiger Erwerb für die Russen, und die Annäherung muß schon damals begonnen haben, als das nordöstlich von Issikköl vordringende Armeecorps mit ihnen in Berührung kam, denn wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte der Fortschritt auf dieser Linie gewiß theuerer erkauft werden werden. Die Oezbegen, als die de jure herrschende Rasse, hatten sich soviel wie möglich vertheidigt, doch konnten sie mit ihrem bekannten Mangel an Tapferkeit, Entschlossenheit und Ausdauer nur wenig ausrichten, und indem sie in Erwägung zogen, daß russische Herrschaft vielleicht kein ärgeres Uebel wäre als der ewige Krieg mit Bochara oder die innern Wirren, thaten sie wohl, sich in das unvermeidliche Schicksal zu fügen. Nur einige erbitterte Ischane und Mollahs trieb eine unbegründete Furcht nach Bochara, so z. B. die Abkömmlinge Chodscha-Ahmed-Jesevi's in Hazreti-Turkestan, die aber wahrscheinlich bald zu den Gebeinen ihres heiligen Ahnen zurückkehren werden, da die Russen im Einsammeln frommer Spenden bei ihren Wallfahrern sie gewiß nicht hindern werden. Als erwünscht und vortheilhaft schien die russische Occupation

übrigens auch nur den reichen Kaufleuten in Taschkend, den Sarts oder Tadschiks und der geringen Anzahl von persischen Sklaven, denn so wie erstere durch Einverleibung ihrer Vaterstadt in das russische Zollgebiet bedeutenden Nutzen erwarten, so hoffen letztere durch den Untergang der özbegischen Suprematie aus ihrer unterdrückten Stellung befreit zu werden. Wie wir aus einer vom General Kryschanowsky an ein moskauer Blatt gerichteten Correspondenz ersehen, waren es eben die Sarts, welche den Russen am meisten an die Hand gingen. Ihre Aksalas und nicht die der Oezbegen waren die ersten, die sich von den Russen mit Aemtern beschenken ließen. Sie erscheinen an öffentlichen Orten immer an der Seite der russischen Offiziere, halten Anreden an das Volk, und während man russische Kirchen bauen ließ, haben sie das Gerücht ausgestreut, daß Se. Maj. durch eine nächtliche Erscheinung zum Islam bekehrt eben auf einer Pilgerreise nach Hazreti-Turkestan begriffen sei. Seit längerer Zeit mit Rußland in Handelsverkehr, sind viele der Tadschiks, besonders die Taschkender, der russischen Schrift und Sprache kundig, sie dienen als Dolmetscher und Vermittler, und da viele von ihnen an die Spitze der Mehkes (Gerichtshöfe) und zu sonstigen Posten gelangten, so ist der Hauptbeweggrund ihrer Anhänglichkeit leicht begreiflich.

So viel ist auf der Hauptoperationslinie im Chanat von Chokand geschehen. Auch an den angrenzenden Punkten, östlich sowol als westlich, hat man im stillen das Werk der Umgestaltungen begonnen. Von der Chinesischen Tatarei hören wir, daß dort seit 1864 die chinesischen Besatzungen verdrängt und von einer nationalen Regierung ersetzt wurden. Erst waren es die Wirren der Tunganis, später erfolgte die Befreiung von Choten, Jarkend, Aksu und Kaschgar, und wenngleich diesen Wirren die traditionelle Lust der Freibeuterei der chokander Chodschas zu Grunde liegen mag, so wollen doch viele mit Bestimmtheit wissen, daß der Hof von Petersburg diese revolutionären Auftritte begünstigt, ja daß die Kiptschaks, die heute

im Besitze von Kaschgar sind, mit russischen Waffen dahin gelangten. Dies ist das gewöhnliche Vorspiel der russischen Intervention. Einige Zeit wird man diesen selbständigen Städten erlauben, sich gegenseitig anzufeinden und zu bekriegen; doch ist es leicht vorauszusehen, daß ihre Feindseligkeiten für die Ruhe der zwar fernen russischen Grenze gefährlich scheinen werden, und falls der Hof von Peking mit Herstellung der Ordnung sich nicht beeilt, so werden ihm die Russen gewiß bald hierin zuvorkommen. Die englische Presse tröstet sich mit der Bemerkung, daß die unübersteigliche Barrière der Kuen-Luenischen Gebirge ein ferneres Vorgehen gegen Kaschmir unmöglich macht, und daß auch diese russische Diversion nur zum Nutzen des mittelasiatischen Handels sei. Doch wir wollen die Besprechung dieser Frage zunächst verschieben und jetzt lieber auf den von Chokand westlich fallenden Theil Mittelasiens blicken. Obwol mit Bochara in Krieg verwickelt, hat Rußland bis heute dennoch das eigentliche bochariotische Territorium noch nicht angegriffen; denn Dschizzag ist die rechtmäßige Grenze zwischen ersterm und Chokand. Es sind nur diplomatische Plänkeleien, die sich bis heute dort zeigen, und unter denen obenan die Revolution von Schehri-Sebz steht, diesem berüchtigten Herd der Kämpfe mit Bochara. Denn, wenn die russische Presse gleich tausendmal jede Einmischung in Abrede stellt, so kann das Erscheinen der schehri-sebzer Akfakals in Taschkend nicht für bedeutungslos angesehen werden. Am wenigsten ist verhältnißmäßig von den russischen Planen in Chiwa bemerklich. Den bewohnten Theil des eigentlichen Chanats hat russischer Einfluß noch nicht berührt und nur im Norden sind seit der Zerstörung der Festung Chodsa-Nijaz am Jaxartes das östliche Ufer des Aralsees entlang einige streifende Kosaken- und Karakalpakhorden zu russischen Unterthanen gemacht worden.

Die russische Zukunftspolitik.

Die Skizze des russischen Vorgehens in Centralasien läßt von selbst erkennen, in welcher Weise die Politik des peters-

burger Hofes in nächster Zukunft ihre Plane weiter verfolgen wird. Die südlichsten und daher äußersten Vorposten stehen in Dschizzag. Dieses Wort bedeutet im Mittelasiatischen eine heiße brennende Stelle und seine Lage in dem tiefen Kesselthale der Ak-Taugebirge rechtfertigt ganz diesen Namen. Infolge seines äußerst ungesunden Klimas und des großen Mangels an Wasser ist die Einwohnerzahl dieser Station auf der Straße nach Chokand nur sehr gering, und daß die Russen es für einen längern Aufenthaltsort und Rastpunkt ausgewählt haben, kann ich trotz der früher erwähnten Betheuerung des „Russischen Invaliden" und trotz der entgegengesetzten Meinung des gelehrten Schreibers des Artikels „Central-Asia" in der „Quarterly Review" (October 1866) nicht glauben. Nicht nur ist es ein ganz sa itätswidriger und schwer haltbarer Posten, sondern ein längeres Verweilen hier müßte auch für höchst unpolitisch erklärt werden. Die Herren am Ufer der Newa wissen sehr wohl, was Bochara in den Augen der ganzen mittelasiatischen, ja ich möchte sagen mohammedanischen Welt ist. Sie wissen, daß am Zerefschan die eigentliche Quelle der Religionsideen und Denkungsweise nicht nur sämmtlicher Mittelasiaten, sondern Indier, Afghanen, Nugaitataren und anderer Fanatiker zu suchen ist. Um einen Hauptschlag auszuführen, muß daher der Emir, der sich Fürst aller Rechtgläubigen nennt, die Suprematie des Weißen Zaren anerkennen, das heilige und edle Bochara, wo die Luft von den aromatischen Gerüchen der Fatihas und Koranrecitationen duftet, muß der Macht der schwarzen Ungläubigen huldigen und der Haufe der wahnsinnigen Fanatiker, der religiösen Schwärmer erkennen, daß der Einfluß der in ihrem Boden ruhenden Heiligen doch nicht stark genug ist, um russische Bajonnete stumpf zu machen. Der Fall Bocharas wird ein schreckendes Beispiel für die ganze Islamwelt sein, der Staub seiner Ruinen als mächtiger Mahnungsruf in die weiteste Ferne dringen. Hierauf muß und wird auch der Hof von Petersburg sicherlich hinarbeiten.

Von diesem Standpunkt aus ist es daher sehr wahrscheinlich, daß die größte Aufmerksamkeit auf die Operationslinie von Taschkend, Chodschend und Samarkand auch in der Zukunft gerichtet werden wird. Die Eroberung des ganzen Chanats von Chokand mag wol mit der Zeit erfolgen, denn besondere Schwierigkeiten bietet dieselbe nicht dar; aber das Hauptinteresse ist die Aufrechthaltung und Sicherung dieser Communicationsstraßen, auf welchen die vordringende Armee sowol mit den starken Garnisonen in dem nunmehr gutbefestigten Taschkend und nördlichern Forts, als auch mit den Gubernien von Orenburg und Semipalatinsk auf einem mit einer ununterbrochenen Linie von Brunnen versehenen Wege sich bewegen wird. Der Emir mag alle möglichen Mittel anwenden, um die russische Freundschaft sich zu erwerben, was er übrigens bis heute noch nicht gethan hat, er mag Hiobsposten nach Konstantinopel senden, soviel er will, er mag in den Derbar des indischen Vicekönigs noch so viele freundliche Einladungen schicken, das wird ihm alles nichts helfen. Die Stadt Bochara muß entweder ohne ihn oder mit ihm zusammen von einem Ispravnik regiert werden; denn die Russen dürfen und können nicht ruhen, bis das alte Samarkand und Nachscheb (Karschi) oder das ganze rechte Oxusufer den Riesenbesitzungen des Hauses Romanoff einverleibt ist. Daß diese Katastrophe, diese letzte Stunde der Selbständigkeit Transoxaniens nicht mit solcher Leichtigkeit herbeigeführt werden wird wie die bisherigen Waffenthaten in Mittelasien, ist wol einleuchtend. Schon sehe ich mit des Geistes Augen die wahnsinnige Schar der Mollahs, Ischane, die Tausende der Studenten, wie sie, um den Dschihad (Religionskampf) zu predigen, in den Chanaten unter Afghanen, Turkomanen, Karakalpaks mit heiliger Wuth umherwandern, wie sie, um Gottes Fluch auf den eindringenden Fremdling herabzuflehen, Scenen der tiefsten, andächtigsten Zerknirschung aufführen. Der Todeskampf wird ein gewaltiger, doch nutzloser sein. Soweit ich Chiwaer und Afghanen kenne, halte ich die

Idee einer gemeinschaftlichen Allianz mit Bochara für ganz unmöglich; denn wären sie zu einer solchen geneigt, hätte sich diese schon früher gestalten müssen. Nicht Egoismus, nicht politische Combinationen, sondern allein die größte Charakterlosigkeit, der Mangel an jeder Berechnung der Zukunft werden sie so lange in Ruhe halten, bis Hannibal nicht mehr vor den Thoren steht. Ein Streben nach einem gemeinschaftlichen Ziel würden wir nicht nur in Mittelasien, sondern selbst bei allen andern Völkern des Ostens vergebens suchen. Wie die meist kriegerischen Afghanen sich mit einer gutgeordneten Hülfstruppe betheiligen könnten, so wäre es auch dem Chan von Chiwa möglich, mit 20—30000 Reitern der Armee des Emirs sich anzuschließen. Doch werden dieses weder die einen noch der andere thun. Sie unter Ein Commando zu vereinigen, wäre nur einem Timur oder Dschingis-Chan möglich, und dabei möchte auch noch die kleinste Beute Groll und Zwistigkeiten in ihren Reihen wecken. So sind auch die Hunderttausende wohlberittener Turkomanen, die jenseit des Oxus bis zur persischen Grenze auf den großen Steppen wohnen, zur Rettung der heiligen Stadt von gar keinem Nutzen. Ihre Ischane werden wol, von ihren Ordensbrüdern im edeln Bochara und vom Emir aufgefordert, alles Mögliche thun, um die wilden Söhne der Wüste zum heiligen Kampf zu bewegen; doch kenne ich die Turkomanen zu sehr, um nicht zu wissen, daß sie am Dschihad sich nur so lange betheiligen werden, als ihnen der Emir einen guten Sold und Aussicht auf eine noch bessere Beute gibt, und so wie sie zeitweise in afghanisch-persischen Diensten gestanden, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die russischen Imperials sie bald zu den besten Waffengefährten der Kosacken machen werden. Begeisterung für die Religion des Propheten hat meiner Ansicht nach nur im 1. Jahrhundert, ja, ich möchte sagen, nur in den ersten 50 Jahren bestanden. Was der Islam späterhin in Anatolien, im Reiche der Konstantine, auf den Inseln des Mittelländischen Meeres, in Ungarn und in Deutschland aus-

übte, dazu hat nur der wilde Durst nach Beute und Schätzen, der Hang nach Abenteuern getrieben. Wo diese Beweggründe fehlen, fehlt auch der Eifer, und ich wiederhole, daß, wenngleich der Kampf ein harter sein wird, der baldige Sieg der russischen Waffen in Bochara nicht dem mindesten Zweifel unterworfen ist.

Mit dem Falle dieses einflußreichsten und stärksten Theiles Turkestans wird Chokand von selbst die scheinbare Souveränetät des Weißen Zaren mit einer Protection vertauschen. Chiwa jedoch wird allem Anschein nach, von dem Beispiel nicht abgeschreckt, den Kampf dennoch aufnehmen. Die Eroberung Charezms ist übrigens, wenngleich leichter als die Chokands, dennoch mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Mit Ausnahme zweier Städte, deren Einwohner durch Handelsverhältnisse mit Rußland mehr bekannt sind, verabscheut die özbegische Bevölkerung dieses Chanats schon den Namen Uruß. Sie stehen in Tapferkeit weit höher als Chokander und Bocharioten, und werden, unterstützt von dem Terrain ihres Vaterlandes, mit ihrer Kriegsweise turkomanischer Art den russischen Truppen viel zu schaffen machen. Der von vielen Geographen und Reisenden behaupteten Ansicht, daß der Oxus eine Hauptstraße der Expedition bilden werde, muß ich so wie früher verneinend entgegentreten. Dieser Fluß ist durch seine große Unregelmäßigkeit und durch das flüssige Sandmeer, das er in seinen Wellen führt, mit kleinen Schiffen, geschweige denn mit Kriegsfahrzeugen, schwer zu befahren. Es vergeht kein Jahr, daß er nicht sein Bett auf einige Meilen in dem lockern Boden der Steppen verändert, und wären die Russen von diesem Umstande nicht genau überzeugt, so hätten die zur Flußschiffahrt gebauten kleinen Dampfer der Aralseeflotille das Vordringen ins Innere des Landes statt auf dem Jaxartes, lieber auf dem Oxus begonnen. Denn wenngleich die kleinern Festungen, als Kungrat, Kiptschak und Mangit, die auf befestigten Anhöhen am linken Ufer des Flusses erbaut sind, einer hinziehenden Flotille Scha-

den verursachen könnten, so sind sie doch bei dem kläglichen Stande der chiwaer Artillerie kaum in Betracht zu ziehen. Die Versuche, den Fluß vor den Mündungen bis Kungrat zu befahren, wo der Fluß am tiefsten und regelmäßigsten ist, sind auch schon angestellt worden, doch daß es nur bei Versuchen blieb, beweist am besten, daß die Befahrung des Derjai-Amus (Oxus), wenngleich nicht gänzlich unmöglich, doch eine schwere Aufgabe ist.

Dies sind jedoch nur secundäre Hindernisse, und so wie in Bochara wird auch in Chiwa der Weiße Zar, wenngleich nicht durch die Graubärte des Tschagataistammes, doch durch seine Bajonnete und gezogenen Kanonen auf den weißen Filz der charezmer Fürsten sich heben lassen.

Ist nun einmal der Erwerb des ganzen rechten Oxusufers gesichert, ist die Strecke Landes von Issikköl bis zum Aralsee in den völligen Besitz der Russen übergegangen, mit vorzüglichen Proviantmagazinen reichlich versehen, dann erst wird das diplomatische Spiel auch mit Afghanistan begonnen werden. Mit bewaffneter Hand wird der Hof von Petersburg unter den Afghanen nicht so plötzlich auftreten, und zwar nicht deshalb, weil man von den Misgriffen Englands von 1839 sich gewarnt fühlt, sondern weil ein solches Verfahren ein für allemal bei den Russen nicht Brauch ist. Dies wäre auch theils überflüssig, theils unzweckmäßig bei der zum Sprichwort gewordenen Uneinigkeit der Nachkommen Dost Mohammed's, wo Bruder gegen Bruder in bitterster Fehde wüthet, wo Intriguen aus Habsucht und Eitelkeit stets im Schwunge sind, dort ist ein geheimer Agent, ein gutes Wörtchen, dort sind einige freundliche Zeilen von größerer Ersprießlichkeit als ein plötzlicher Einfall mit bewaffneter Hand. Bis heute hat Abdurrahman-Chan in seinem Bruderkampfe gegen Schir-Ali-Chan mit russischen Agenten sich noch in keine Verbindung gesetzt, obwol er dem englischen Munschi (Agenten) in Kabul, um ihm Furcht einzujagen, ein derartiges Gebaren merken ließ. Daß er zu einem solchen

Schritte sehr geneigt wäre, bezweifle ich nicht im mindesten; doch haben ihm die Russen noch keine Veranlassung dazu gegeben. Denn hätte die afghanische Gegenpartei des von England accreditirten Emirs Schir-Ali-Chan von der Newa aus auch nur den kleinsten Wink erhalten, so hätte man gewiß mit Sir John Lawrence in Kalkutta nicht kokettirt. Nicht Häuptlinge und Fürsten, sondern jeder afghanische Krieger, ja jeder Hirte am Hilmend ist mit der Idee der russischen Händel vertraut, und wie leicht, ja wie gern diese Leute in eine russische Allianz gegen die Herren in Peschawer sich einlassen würden, habe ich mich hundertmal überzeugt. Ob die Frucht dieser Freundschaft eine heilbringende sein und Afghanistans Interesse befördern werde, das fällt niemand ein. Der Afghane sowie jeder Asiate hat nur momentane Interessen vor Augen, man sieht nur den Schaden, den die Afghanen in Kaschmir und in Sindh durch englische Uebermacht erlitten haben, man erinnert sich lebhaft an die letzte Besetzung der Rothröckler in Kabul und Kandahar, und wenngleich jeder weiß, daß die moskowitischen Kafirs nicht viel besser sind als die frenghischen, so will und wird man doch, von Rachegefühlen angetrieben, die Allianz mit dem Norden einer englischen Annäherung vorziehen.

Daher können nur freundschaftliche Gesinnungen, nur ein Bündniß, das sich nicht auf Tractate, sondern auf eine starke Macht am Oxus stützt, das einstweilige Ziel der Russen in Afghanistan sein.

Dasselbe Verhältniß ist auch in Persien zu bezwecken. Auch hier hat der Hof von Petersburg in den letzten Decennien eine sehr glückliche Karte gespielt. Vor dem Erscheinen des moskowitischen Gesandten am glänzenden Hofe der Sefevis, zur Zeit Chardin's bis heute, ist russischer Einfluß in Iran durch so manche Phase gegangen. Früher verspottet und unbeachtet haben die Russen sich zum mächtigsten und gefährlichsten Gegner Irans aufgeschwungen. Während unter Napoleon I. England und Frankreich, um ihren Einfluß am Hofe zu Teheran

geltend zu machen, zum Nutzen des Schahs und einiger Großen rivalisirten, hat Rußland als „inter duos certantes tertius gaudens" sich im stillen zur Eroberung Transkaukasiens, zu den vortheilhaften Tractaten von Gülistan und Turkmantschaj den Weg gebahnt. Und während die genannten Westmächte in dieser Politik beharrten, hat der nordische Koloß am Kaukasus sowol als am Kaspischen Meere eine solche Position eingenommen, daß die Schatten derselben nicht nur über den Nordrand Irans, sondern weit hinein in das Land sich erstrecken. Zur Zeit der Gesandtschaft Sir Henry Rawlinson's war englischer Einfluß nahe daran in die Höhe zu kommen, aber seit dieser Zeit ist er im steten Sinken begriffen; denn wie verschwenderisch die englische Politik in Iran mit Gold und Zuvorkommenheit zur Zeit Malcolm's sein mochte, ebenso kalt und gleichgültig zeigte sie sich von Mac Neiel abwärts. Der Schah sowol als seine Minister scheinen von der Nothwendigkeit gezwungen, die Russen als ihren Mentor anzunehmen. Nicht aus Ueberzeugung von einer bessern Zukunft hat man sich aus den väterlichen Umarmungen des britischen Leuen in die Arme des nordischen Bären geworfen, und der Schah muß wohl oder übel nach jenem Liedchen tanzen, welches ihm letzterer vorbrummt.

Wenn wir nun nach dem bezeichneten Stande der russischen Macht und Politik in Mittelasien einen Ueberblick auf die 13000 Werst weit sich erstreckende Grenzlinie von der japanischen See bis zum tschirkassischen Ufer des Schwarzen Meeres werfen, auf welchem Rußland mit so vielen Völkern verschiedenen Ursprungs und verschiedener Religionen in steter Berührung ist, über deren Zukunft seine aggressive Politik gleich dem verhängnißvollen Schwert eines Damokles hängt, so werden wir bald einsehen müssen, daß, wenngleich die südlichsten Vorposten in Asien am Araxes sind, dennoch jener Punkt, wo sie in ihrem weitern Fortschritt auf eine europäische Macht stoßen, einzig in Mittelasien anzutreffen sei. Vor 20 Jahren noch

durch die große Kirgisenhorde und die drei Chanate von der Nordgrenze Britisch-Indiens getrennt, beträgt der heutige Raum zwischen Dschizzag und Peschawer, wenngleich die mühselige Straße über den Hindukusch dazwischenliegt, nicht mehr als 15 Tagereisen und in Meilenzahl kaum 120 geographische Meilen. Für eine Armee, obwol mühsam, aber doch nicht unübersteiglich, ist die Straße zur Beförderung politischen Einflusses ziemlich geeignet, und wie sehr auch England in den schneebedeckten Gipfeln des Hindukusch ein mächtiges Bollwerk seiner Grenzen sehen mag, es vergißt die Leichtigkeit, mit welcher eine russische Propaganda von dem Ufer des Oxus nach dem nördlichen Sindh sich eine Straße bahnen kann, ja von der Stunde an, wenn in Karschi, Kerki und Tschardschuj die russische Flagge weht, kann England diese Macht schon als seinen Grenznachbar betrachten.

Rußlands Absichten auf Indien und die englischen Optimisten.

Hat Rußland denn wirklich ernste Absichten auf Britisch-Indien, wird es den englischen Leu in seinen reichen Besitzungen angreifen, geht sein Ehrgeiz denn wirklich so weit, daß es über das ganze feste Land Asiens von den eisigen Ufern des Arktischen Meeres bis zum Cap Comorin sein mächtiges Scepter schwingen will? Dies ist eine Frage, die nicht nur für einen Engländer, sondern für jeden Europäer von Interesse sein muß. Die Staatsmänner am Ufer der Themse sowol als in Kalkutta haben in neuerer Zeit diese Frage verneinend beantwortet; denn ihre officiellen und nichtofficiellen Organe erblicken in der äußersten Gefahr der Annäherung nur eine Grenznachbarschaft und keine Aggression, eine Nachbarschaft, die, weit entfernt englische Interessen zu gefährden, diesen sogar vortheilhaft sein werde. Leider irren sich diese Herren sehr, denn der Geist der traditionellen Politik in Rußland, das zähe Festhalten an vorgezeichneten Planen, der grenzenlose Ehrgeiz des Hauses Romanoff, die große Menge der Mittel, die zum Gelingen seines

Vorhabens ihm zu Gebote stehen, stellen die Verfolgung des einmal ins Auge gefaßten Ziels in sichere Aussicht. Rußland will Indien haben, zunächst um diese reiche Perle dem reichen Diadem asiatischer Besitzungen einzufügen, die Perle, zu deren Erlangung es sich so lange und mit so vielen Kosten einen Weg durch die unwirthbarsten Steppen der Welt bahnt; dann um seinem Einfluß über die gesammte Welt des Islams, deren größter und gefährlichster Feind es heute geworden, hierdurch die möglichste Wirkung zu verleihen, da der Besitzer Indiens in den Augen der Mohammedaner das Nonplusultra von Macht und Größe erreicht hat und zuletzt, um durch Bändigung des britischen Leuen jenseit des Hindukusch sein Vorhaben am Bosporus, im Mittelländischen Meere, ja ganz Europa, mit größerer Leichtigkeit verwirklichen zu können, da es heute niemand mehr bezweifeln wird, daß die orientalische Frage mit mehr Leichtigkeit jenseit des Hindukusch als am Bosporus gelöst werden kann: denn hätte Rußland zur Zeit des Krimkriegs, als Nana Sahib's Bruder in Sewastopol fetirt wurde, seine heutige Position am Jaxartes gehabt, so wären die Absichten des Kaisers Nikolaus auf Konstantinopel nicht so leicht unter den Ruinen des Malakoff begraben worden.

Diese weitreichenden Plane sind vielleicht noch nicht das Werk der nächsten Jahrzehnte, besonders nicht das der Regierung des friedfertigen und gutmüthigen Alexander; doch wer kann uns versichern, daß nach letzterm kein Nikolaus oder ein noch schärferer Typus als dieser auf dem Throne folgt, der dem Gelüste eines Timur und Nadir, sich als vollkommener asiatischer Welteroberer zu zeigen, widerstehen wird? Was ein russischer Autokrat bei der heutigen Verfassung Rußlands, bei der heutigen socialen Stellung seiner Unterthanen, die übrigens noch lange so bleiben wird, zu thun vermag, das weiß jedermann und die Staatsmänner Englands gewiß auch. Es ist daher um so auffallender, daß eben diese Herren sich so leicht über die erwähnten Eventualitäten hinwegzusetzen glauben und

die Frage der Möglichkeit einer russischen Invasion Indiens mit solchen oberflächlichen Argumenten bestreiten wollen. Man führt gewöhnlich die unbesteigbaren Gletscher des Hindukusch und der Himalajagebirge, die Schwärme der feindlichen Nomaden an, die eine von Norden vordringende Macht in ihrem Wege gegen Süden hemmen würden. Man tröstet sich mit der großen Entfernung, welche ein Invasionsheer ermüdet und erschöpft an die Grenze Indiens bringen würde, während dort die ruhig abwartenden schlagfertigen, in militärischer Kunst und Eifer stärkern englischen Truppen den Zusammenstoß kampfbegierig erwarten. Glauben aber diese Herren, daß Rußland, im Fall es wirklich derartige Absichten hegte, das Invasionscorps erst direct von Petersburg, Moskau oder Archangel auf den Weg dahin schicken würde? Wozu dienen die südsibirischen Forts, wozu Taschkend, Chodschend und später gewiß auch Bochara und Samarkand, wozu die persisch-afghanische Allianz? Was haben die Kosacken und russischen Linientruppen bei Gunib und in den rauhen Gebirgen Tschirkassiens gethan? Sind sie auch hier erschöpft auf der Station angekommen? Und letzteres ist doch nicht um so viel weiter von dem Hauptsitz an der Newa als Peschawer von den vorhergenannten Städten Transoxaniens! Und warum sollte man eben annehmen, daß Rußland nur die schwierige Straße über Belch nach Kabul, und von da über den Cheiberpaß und keine andere wählen würde? Abgesehen davon, daß diese nur der in Schrecken und in Unordnung fliehenden englischen Armee von 1839 so verhängnißvoll sein konnte, denn der Einmarsch hat doch keine besondern Opfer gekostet, ist ja die Straße über Herat und Kandahar, der eigentliche Karavanenweg nach Indien durch den Bolanpaß, weit bequemer. Letzterer, 54—55 englische Meilen lang, hat wol dem Bengalcorps von der Indusarmee mehrere Tage Mühe gekostet, doch lesen wir bei einem glaubwürdigen englischen Autor, daß der Transport 24pfündiger Haubitzen und 18pfündiger Kanonen keine besondern Schwierigkeiten verur-

sachte. Oder warum sollten die Russen nicht den Gomul- oder Guleripaß einschlagen, auch die Mittelstraße von Hindostan nach Chorassan genannt, welche nach Burnes den Lohaniafghanen als Hauptcommunicationsstraße dient und gar keine besondern Schwierigkeiten bietet?

Es ist wahrlich zu schwer, die sanguinischen Ansichten der englischen Optimisten in Betreff der Festigkeit ihrer vermeinten Bollwerke zu theilen. Der Weg über Kabul müßte nur im Nothfalle genommen werden, denn die Hauptpunkte, auf denen Rußland sich ganz bequem den Grenzen Indiens nähern kann, sind Dschizzag und Astrabad, von dem erstern in südlicher, von dem zweiten in östlicher Richtung. Beide Straßen haben Armeen schon seit undenklichen Zeiten mehrmals dem Ziele ihrer Wünsche zugeführt, denn beide, wenngleich von großen Wüsten begrenzt, gehen durch wohlbebaute, ja fruchtbare Landestheile, die mehrere Tausende von Durchzüglern ohne Mühe nähren können.

Ja, auch die Chancen eines etwaigen Kriegs werden von England sehr überschätzt. Es ist wahr, ihre heutige Armee in Indien, die außer dem starken Contingent der Seapoys 70000 britische Kerntruppen zählt, ist unvergleichlich mit allen ihren frühern Streitkräften in jenen Gegenden. Eine gleich starke Anzahl über die Wege Afghanistans ins Pendschab zu werfen, würde Rußland gewiß Schwierigkeiten kosten; doch müssen wir nicht vergessen, welche feste Stütze eine Invasionsarmee finden würde in einer persisch-afghanischen Allianz, in der großen Unzufriedenheit, die in Pendschab, in Kaschmir, in Bhotan und besonders unter den fanatischen Mohammedanern Indiens herrscht. Das allmählich sich über Indien ausbreitende Eisenbahnnetz mag wol eine Concentrirung sehr beschleunigen und befördern, doch ist die Hauptquelle militärischer Unterstützung an der Themse oder auf den Inseln des Mittelländischen Meeres für Indien nicht viel näher als die der Russen, besonders wenn wir in Erwägung ziehen, daß mehr als 300 Fahrzeuge, welche die Wolga durchfurchen, den Transport nach den südlichen Gestaden

des Kaspischen Meeres bedeutend erleichtern. Auf dieser Straße wird durch den gutbewohnten Theil Nordpersiens einerseits über Astrabad, Budschnurd und Kabuschan, andererseits auf der bisjetzt nur projectirten Eisenbahn nach Meschhed eine große Armee in kurzer Zeit nach Herat und Kandahar gebracht werden können. Diese Eisenbahn will der Zar zur Erleichterung der Wallfahrt zum Grabe Imam Riza's erbauen, doch blicken aus dem russischen Versprechen der Subsidien auch andere nicht-religiöse Plane heraus. Oder wollte man in England neben der schon kaum zu bezweifelnden Möglichkeit eines russischen Vorhabens auf Indien die politischen Constellationen ermessen, welche die genannte Macht auf dem Felde der europäischen Diplomatie zu ihren Gunsten geschaffen? Die russisch-französische Allianz eines Napoleon I. und Alexander I., die in Teheran merkliche Spuren zurückließ, wäre heute beim überwiegenden Einfluß Frankreichs in Aegypten und Syrien beim Entstehen des Kanals von Suez viel leichter einzugehen als damals. Und abgesehen hiervon, kann die immer im Wachsen begriffene entente cordiale zwischen Washington und Petersburg für das Vorhaben Rußlands nicht von bedeutendem Nutzen sein? Man spottet darüber, wie die republikanische Mütze des Yankee mit der russischen Knute sich verflechten könne, doch sind die Bankete an der Newa, auf welchen auch der amerikanischen Bruderschaft wacker zugetrunken wurde, die Reise des Zarensohnes nach Neuyork, das mächtige Auftreten Amerikas in China und Japan, wo es den Stillen Ocean in einen amerikanischen See zu verwandeln droht, nicht genug Ursache, um in einer amerikanisch-russischen Allianz Symptome der größten Gefahr für das englische Interesse zu entdecken? Ja, im entscheidungsvollen Moment der Action wird Rußland so mancher Wege und so mancher Mittel sich bedienen können, die in den Augen der englischen Staatsmänner kaum der Beachtung würdig gefunden werden, dort aber ohne jedes Geräusch mit Sorgfalt vorbereitet werden.

Doch wir wollen zugeben, daß der effective Zusammenstoß nur in einer sehr fernen Zukunft erfolgen werde, wir ertragen es gern, als falscher Prophet bezeichnet zu werden; wie jedoch wollen die englischen Staatsmänner die nunmehr zweifellos gewordene Annäherung ihres nordischen Rivalen für unschädlich erklären, wie die drohende Gefahr seiner Absichten verbergen und beschönigen?

Das Corps der russenfreundlichen Politiker Englands pflegt, so oft diese Frage aufs Tapet gebracht wird, immer zu antworten, daß die Nachbarschaft eines geordneten Staats ihnen angenehmer sei als die einiger wilden in Anarchie und Raub lebenden Nomadenstämme. Ein Engländer fragte mich sogar einmal, ob ich es nicht vorziehen würde, neben einem elegant gekleideten feinen Herrn zu sitzen, anstatt neben einem beschmuzten und rauhen Bauern. Man will mit aller Gewalt sich zu der moskowitischen Nachbarschaft Glück wünschen, doch ist es mir nie klar geworden, warum jene Herren an der Stelle eines wenngleich rauhen, aber im Grunde kraftlosen Feindes sich einen schlauen und mächtigen Gegner zum Nachbar wünschen können? Was in Amerika, im Norden Afrikas, ja selbst auf indischem Boden einst zwischen dem wachsenden England einerseits und dem sinkenden Holland und Portugal andererseits stattfand, das hat sich schon oft und wird sich noch oft in den Blättern der Geschichte wiederholen. So wie im gewöhnlichen Leben zwei starke egoistische Individuen auf einem und demselben Pfade nur selten prosperiren werden, so ist dies auch bei zwei Staaten, wie dies übrigens der längere Krieg zwischen Frankreich und England wegen der Superiorität in Indien am besten beweist, ganz unmöglich. Wenngleich von den besten Absichten geleitet, wird Rußland, das sich im Rücken auf die riesige Macht des ganzen asiatischen Festlandes stützt, das seine 100 Jahre lange Politik durch wüste Gegenden mit solchem Kostenaufwand, mit solcher Beharrlichkeit verfolgt, widerstehen können, sowol seinen eigenen Planen als den Insinuationen

seiner Helfershelfer Gehör zu geben? Wird es genug Enthaltsamkeit haben, um die günstige Gelegenheit nicht benutzen zu wollen, die ihm die mehr als 30 Millionen starke mohammedanische Bevölkerung Indiens in die Hand spielt? Die letztgenannten, die am meisten Fanatischen unter allen Bekennern des Islams, sind von unaussprechlichem Haß gegen die britische Herrschaft erfüllt. Ihr religiöser Eifer, einerseits von Bochara, andererseits von den Wehabiten genährt, geht so weit, daß sie, um den Becher des Märtyrertodes zu leeren, oft einen unschuldigen am Bazar spazierenden britischen Offizier ermorden und sich dem Henkerbeil selbst übergeben. In Indien, wo religiöse Schwärmereien von jeher den fruchtbarsten Boden hatten, hat der Islam sich in den bizarrsten Formen entfaltet. Die zur Zeit der Timuriden eingeführten Brüderschaften sind hier kräftiger und von größerer Bedeutung als anderswo, und nicht nur Swat, sondern jeder Ort hat seinen Achond aufzuweisen, dessen Aufgebot zum Dschihad Tausende gern folgen. Trotz der vielfachen Wohlthaten, welche die englische Regierung den Mohammedanern gewährt hat, sind es dennoch nur sie, welche den Herd der Revolutionen bilden, nur sie, die in den letzten Wirren die Revolte am meisten unterstützten, nur sie, die an den Combinationen einer russischen Occupation sich am meisten ergötzen und die Vortheile einer moskowitischen Herrschaft überall verkünden.

Und wer sollte nicht bei dieser Gelegenheit auch der Armenier gedenken, die, über Persien und Indien zerstreut, einzelne Ringe jener Kette bilden, durch welche der Hof von Petersburg den elektrischen Strom seines Einflusses von der Newa bis zum Ganges, ja bis an die Gestade Javas und Sumatras hinleitet? Die strebsamen, reichen Armenier, die in ihren religiösen Gefühlen katholischer als der Papst, russischer, orthodoxer gesinnt sind als der russische Zar selbst, werden den Eingeborenen Indiens gewiß nicht die protestantische Kirche und protestantische Macht zum Schaden des allerchristlichsten Rußlands anpreisen. Wie viel eifrige Unterthanen der britischen

Herrschaft in Kalkutta, Bombay und Madaras sind nicht in Petersburg als noch eifrigere Beförderer russischer Interessen eingeschrieben! Jedes Mitglied dieser Kirche in Asien ist als geheimer Agent der moskowitischen Politik zu betrachten, und sollte der Augenblick der Entscheidung erscheinen, so werden die Engländer staunen, was aus diesem religiösen, moralischen, friedlichen und industriellen Volke sich entpuppt hat.

Wie kann England daher mit Gleichgültigkeit es ansehen, geschweige es noch wünschen, daß es in einem Lande, wo solche leicht entzündbare Elemente sich befinden, eine große und gewiß nicht freundlich gesinnte Macht zum Nachbar erhalte? Der Handel wird sich heben, höre ich allenthalben sagen, doch scheint es nur, daß die Ansicht von den commerziellen Vortheilen, welche die britischen Staatsmänner in der Annäherung Rußlands und in der Beseitigung der anarchischen Zustände in Mittelasien erblicken, auch eher auf erkünsteltem Trost als auf wahrer Ueberzeugung beruhe. Ist ja das schon auffallend genug, daß Leute von solch praktischer Denkungsweise wie die Engländer sich auch nur auf einen Moment der Hoffnung hingeben können, daß aus den seit Jahren mit Mühe und Kosten und Aufopferung verfolgten Zielen Rußlands für England ein Nutzen ersprießen könnte, daß auf den mittelasiatischen Märkten, sobald sie unter russische Herrschaft gelangen, englische Waarenartikel die Oberhand gewinnen werden? Hr. Davies mag mit seinem Handelsbericht immerhin auf die beträchtliche Ziffer hindeuten, die der Exporthandel über Peschawer, Karatschi und Ladak nach Mittelasien in den letzten Jahren aufzuweisen hat, er wird doch eingestehen müssen, daß dieser sich zehnmal vergrößern würde, wenn englischer Einfluß jenseit der nordindischen Grenze denselben unterstützen würde. Und so wird auch dieser wieder in demselben Maße abnehmen, in welchem der russische Adler seine Fittiche über jene Gegenden ausbreitet. Zu dem Plane Lord William Hay's, eine Handelsstraße über Ladak, Jarkend, Issikköl und Semipalatinsk anzulegen, hat das peters-

burger Cabinet seine scheinbare Einwilligung gegeben, doch thatsächlich wollte diesen Plan niemand unterstützen und es wird auch keinem russischen Staatsmann einfallen, dies zu thun. Die Chinesen sind nicht nur den Russen, sondern selbst den Engländern an mercantilischem Geist vielfach überlegen, und dennoch verkehren sie auf der großen Handelsstraße von Peking durch Südsibirien nur bis Maimatschin, und von Kiachta an gehen chinesische Exporte zumeist durch russische Hände nach Petersburg und Europa. Und wie ging es den italienischen Seidenhändlern, die unter russischem Schutze nach Bochara sich begaben, dort arretirt und ihres Hab und Gutes beraubt wurden? Läßt doch der eine von ihnen (Gavazzi) in seinem Berichte sehr stark fühlen, daß er den russischen Empfehlungsschreiben trotz aller spätern Verwendungen von Petersburg nie vollen Glauben schenken konnte. Die Erzeugnisse der englischen Fabrikstädte pflegen überall russische Fabrikation von dem Markt zu verdrängen. Die Kaufleute von Chiwa und Bochara bringen schon jetzt auch von Nischni-Nowogorod und Orenburg russische Artikel mit, die sie unter dem Namen Ingilis Mali (englische Waare) den Mittelasiaten verkaufen, da letztere solchen immer den Vorzug geben. Man vergißt in England, daß der russischen Politik die Offenheit noch lange fehlen wird, und daß es auf den durch seine Waffen eröffneten Handelsstraßen den fremden Interessen gewiß Hindernisse von gleicher Natur, wenn auch nicht dieselben in den Weg legen werde, denen man heute durch afghanische Raubsucht, durch özbegische Anarchie auf den Handelsstraßen nach dem Oxus begegnet. Im Jahre 1864—65 hat Amerika allein in Indien mehr als um 15 Mill. Pfd. St. Tuch- und Baumwollwaaren abgesetzt, was natürlich nur bei den freien Institutionen Englands eine Möglichkeit war. Erwarten etwa die Herren in Kalkutta von den Russen ein ähnliches Verfahren?

Leider nur ephemer sind sowol die Combinationen, die man sich in England zu Gunsten der zukünftigen Politik Ruß-

lands in Bezug auf Indien macht. Sowie das Gebäude der Sicherheit, welches die heutigen Staatsmänner in Downingstreet sich in ihrem Gehirn erbauen, von Grund auf erschüttert werden kann, so sind auch die Argumente einer zukünftigen entente cordiale nur sehr seicht. Wir wollen statt der nutzlosen Widerlegung lieber auf begangene Misgriffe hindeuten, lieber jene Mittel berühren, durch welche die Gefahr eines unmittelbaren Zusammenstoßes, dieses für englische Interessen sehr gefährliche Vabanquespiel, noch heute vermieden werden könnte.

Die Vorzüge der russischen und die Nachtheile der englischen Politik.

Um die Misgriffe der englischen Politiker gegenüber ihren russischen Rivalen genau zu verstehen, ist es nothwendig, daß wir jene Vorzüge angeben, welche letztere auf dem Felde der That stets voraushatten und noch voraushaben. In Europa pflegt man mit Staunen auf das gigantische Reich Rußlands in Asien hinzusehen, doch die Mittel, die zur Erwerbung den wesentlichsten Dienst geleistet haben, fallen niemand ein. Die Russen sind Asiaten, nicht so sehr infolge ihrer Abstammung als ihrer geographischen Lage und ihrer socialen Verhältnisse, und nur dadurch, daß sie das laisser-aller der Asiaten mit der Ausdauer und Entschlossenheit der Europäer vereinigen, sind sie den asiatischen Völkern am meisten gewachsen. In ihren Berührungen mit Chinesen, Tataren, Persern, Tschirkassiern und Türken haben sie sich stets den Umständen gemäß chinesisch, tatarisch, persisch u. s. w. gezeigt. Ein englischer Geschichtschreiber sagt, wenngleich nicht ohne Groll, doch ziemlich gerecht, daß das Vorschreiten der Russen stets gleich dem eines Tigers war. „Erst behutsam kriechend und feig im Staube sich hinschleppend, bis der günstige Moment ihm den verhängnißvollen Sprung erlaubt. Mit friedlichem Freundschaftslächeln, mit süßen, glatten Worten ihrer Emissare haben sie oft jede Furcht, jede Vorsicht beseitigt, solange bis die Sicherheit ihrer Plane jede Furcht nutzlos machte, jede Vorsicht vereitelte. Verblendet

und verrätherisch muß daher jene Regierung sein, welche bei der russischen Annäherung an ihre Grenzen, es sei diese noch so langsam, der Zwischenraum zwischen dem Eroberer und dem Ziel seines Strebens sei noch so groß, schlummern kann!" Als Asiaten pflegen sie in Sitten, Gebräuchen und Denkungsweise ihren Nachbarn nie so schroff gegenüberzustehen wie die Engländer, denen bei dem höhern Grade ihres Culturzustandes derartige Entsagung ein Opfer und mit ihren Civilisationsbestrebungen unverträglich wäre. Sie beleidigen nur selten die Denkungsweise der Völker und bequemen sich derselben mit größter Leichtigkeit an, wo es ihre Interessen erheischen. In England hat es die Regierung bis heute unter ihrer Würde gehalten, sich mit dem Emir von Bochara in directen Verkehr zu setzen, denn was die Hauptstadt am Zeresschan bisjetzt vom britischen Cabinet erhielt, gelangte stets durch den Gouverneur von Indien dahin. In Rußland denkt man anders, und selbst der stolze Nikolaus, dieser strenge Autokrat, der sich lange weigerte, dem französischen Kaiser den Titel „mon frère" zu ertheilen, hat gegenüber den tatarischen Fürsten in Mittelasien nicht wie ein Kaiser aller Reussen, sondern wie ein Chan an der Newa sich benommen. Als Erfolge eines derartigen Verfahrens finden wir nun heute, die ganze Grenzlinie Rußlands in Asien entlang, Nomaden oder Ansässige, buddhaistische oder mohammedanische Völker mit den Russen in einem solchen Grade der Vertraulichkeit, wenn nicht selbst der Freundschaft wie sonst nirgends auf den fremden Besitzungen einer europäischen Macht.

Diese Vortheile asiatischer Denkungsweise, deren Aneignung wir wol als besondere Schlauheit und Verschmitztheit bezeichnen können, sind aber auch in politischem Verkehr von weit größerm Nutzen als die Sprache der Offenheit und Gerechtigkeit, der sich die Engländer von jeher grundsätzlich bedienen. Nur die Feinde Großbritanniens in Europa, nur die Neider ihrer Macht werden den Engländern in Indien

Vorwürfe machen können; doch wer ihre politischen Berührungen mit den eingeborenen Fürsten, mit den Grenznachbarn genau kennt, wer mit dem Charakter der Asiaten gründlich vertraut ist, der wird eben in dem gänzlichen Mangel dieser Fehler den Irrthum der englischen Staatsmänner entdecken.

Vom großen Gebiet am Amur angefangen bis zu den kleinsten Besitzungen, die Rußland auf asiatischem Boden in neuester Zeit erworben hat, finden wir immer ein und dasselbe Verfahren der Intriguen und Ränke, das Ausstreuen des Samens der Zerwürfnisse, die Bestechung, die Anlockung durch die niedrigsten Mittel, welche einer Invasion vorausgehen. Man tritt zuerst durch Handelsverhältnisse mit fremden Elementen in Berührung; dann werden die kleinsten Zwistigkeiten sehr leicht als casus belli benutzt; wo diese fehlen, wird der Boden durch Emissare unterminirt, die Häuptlinge durch Geschenke angelockt, oder durch reiche Spenden von Vodki (russischem Branntwein) benebelt und in den gefährlichen Zauberkreis hineingezogen. Eine begründete Ursache zum Kriege, zur Invasion wäre nirgends leicht aufzufinden, und das gigantische Reich des Hauses Romanoff ist gewiß mehr durch die Ränke seiner asiatischen Politiker als durch die Kraft seiner Waffen aufgebaut worden. Ferner ist Rußland infolge der letzterwähnten Eigenschaften auch weit besser vertraut mit den Verhältnissen asiatischer Völker, weit besser benachrichtigt von allem, was bei den Grenzstaaten vorgeht, als die Engländer und sonstigen Europäer. Der großen Wachsamkeit seiner Emissare, dem unermüdeten Eifer seiner Diplomaten hat es dieses Reich zu verdanken, daß sein Cabinet von den geheimsten Vorgängen der Nachbarländer oft schneller und gründlicher unterrichtet ist als die betreffende einheimische Regierung selbst. Abgesehen davon, daß in Petersburg eine Gesellschaft der tüchtigsten Männer ihre Erfahrungen über die verschiedenen Theile Asiens verwerthen kann, wird noch hier und da ein Kirgise, ein Buriate,

ein Tschirkassier oder Mongole, nachdem ihm russische Erziehungs- und Denkweise beigebracht wurde, zum nützlichsten Werkzeuge gegenüber seinem ganz oder halb unterworfenen heimatlichen Boden.

In England treffen wir überall eben den schroffsten Gegensatz an.

Wer die große Unwissenheit der öffentlichen Meinung in England über die Vorgänge in Indien, über die Verhältnisse der Nachbarstaaten dieser großen Besitzungen kennt, wer während des Laufes eines Jahres jene absurden und lächerlichen Berichte, jene telegraphischen Depeschen in der englischen Presse registrirt, die über Bombay und Kalkutta nach Europa und England gelangen, wer die beschränkte Zahl der englischen Staatsmänner kennt, die, über asiatische Verhältnisse genau unterrichtet, in den Fragen der östlichen Politik ein gesundes Urtheil fällen können, der wird wahrlich staunen müssen, wie Großbritannien seine fremden Besitzungen gegründet hat, geschweige bis heute noch erhalten konnte.

Sowie im englischen Publikum selbst jene, die längere Zeit in Asien sich aufhielten, infolge ihres nationalen Charakters von den Eingeborenen fern geblieben, mit ihren Sprachen und Sitten nur selten vertraut sind, so hat auch die englische Regierung an solchen wichtigen Gesandtschaftsposten, wie z. B. Konstantinopel, das Dragomanat, dieses wesentliche Organ des gegenseitigen Verkehrs, naturalisirten Levantinern und nicht Engländern anvertrauen können. Während Rußland, Frankreich und Oesterreich schon längst orientalische Akademien für angehende Diplomaten haben, hat man in England bei den reichen Dotationen der Collegien, Schulen und Universitäten noch nie an ein derartiges Institut gedacht. So sind auch im Gesetzgebenden Körper sowol als im Ministerium, wo oft die kleinsten Fragen einen Fachmann haben, in Bezug auf die wichtigen Verhältnisse in Asien nur einige und sehr wenige Männer competent, und selbst diesen ist es durch vorherrschen-

den Nepotismus nur selten gestattet, ihre Erfahrungen geltend zu machen.

Diese Gleichgültigkeit muß jeden Fremden überraschen; doch noch mehr wird man staunen, wenn man von Männern der liberalen Fraction sagen hört: „Was geht uns Asien an, was der Haufe der barbarischen Völker, die uns mehr Mühe als Nutzen bringen, was das reiche Indien, dessen Einkommen noch lange nicht die Ausgaben, geschweige die Kosten der Eroberung deckt!“ Ich habe derartige Bemerkungen oft von den berühmtesten Häuptern dieser Partei gehört; die Aufrichtigkeit ihres Geständnisses ist keinem Zweifel unterworfen; doch ist man mir immer die Antwort schuldig geblieben, wenn ich fragte, wodurch man den Verlust des politischen Einflusses, der aus dem großen Colonienreiche entspringt, ersetzen wolle. Man scheint ganz zu vergessen, daß eine große Anzahl junger Engländer aus allen Ständen in Indien eine politische und militärische Carrière antreten, man scheint zu ignoriren, wie viele Söhne von Geistlichen und Offizieren, denen das enge Feld der insularen Heimat keinen Wirkungskreis bietet, sich am Ganges und Indus durch einträgliche Aemter bereichern, um dann den Ertrag ihrer Jugendjahre im ruhigen Alter daheim zu verzehren; man scheint ganz außer Rechnung zu lassen die enorme Anzahl der Kaufleute, die mit den ausgedehntesten commerziellen Interessen auf den großen asiatischen Besitzungen wohnen, durch deren Hände englisches Kapital sich in Millionen vermehrt! Sehr kurzsichtig sind diese Liberalen, denen der Besitz einer solchen Colonie wie Indien gleichgültig oder gar entbehrlich dünkt. Daß sie die Größe ihres Vaterlandes auf den blühenden Zustand der inländischen Fabriken und nicht auf die Herrschaft über fremde Völker gegründet sehen wollen, kann heute, wo mehr als 60 Mill. Pfd. St. nur in indischen Eisenbahnunternehmungen angelegt sind, nicht mehr als eine in England allgemein gültige Anschauung betrachtet werden; denn daß sowol die Emsigkeit der Fabriken als auch der Unterneh-

mungsgeist englischer Kaufleute dort, wo englische Herrschaft ihnen nicht stützend an die Hand geht, keinen besondern Erfolg erringen könne, ist aus den britischen Handelsverhältnissen in Algier, Mittelasien und sonstigen nichtbritischen Besitzungen am besten zu ersehen.

Diese irrigen Anschauungsweisen sind es, die alle Vorzüge der englischen Individualität gegenüber der russischen Politik, die stets mit Ausdauer und Consequenz fortwirkt, in Nachtheil gebracht haben. Diesen ist es zuzuschreiben, daß Rußland in unglaublich kurzer Zeit als mächtiger Rivale herangewachsen, der Achillesferse Großbritanniens so nahe getreten ist. Mit seiner Stellung am Aral- und am Kaspischen See, mit der gänzlichen Eroberung des Kaukasus, mit seinen enormen Vortheilen in Mittelasien wäre es heute nutzlos, die Riesenmacht zurückdrängen zu wollen. Was noch vor 20 Jahren ohne besondere Schwierigkeit erzielt werden konnte, damit ist es heute schon längst zu spät, und wenn England das gewöhnliche Los der Handelsstaaten, das Schicksal Karthagos, Venedigs, Genuas, Hollands und Portugals vermeiden will, so ist nur Ein Weg übrig: die Politik der strengen Wachsamkeit, das schnelle Ergreifen der noch zu Gebote stehenden Maßregeln.

Rathschläge für England zur Abwendung der Gefahr.

In offener Feindseligkeit der anwachsenden russischen Macht entgegentreten zu wollen, wäre heute englischerseits ein eben solcher Fehler wie die auffallende Thatlosigkeit, welche England seit den letzten 25 Jahren bei allen Begebenheiten jenseit des Hindukusch zeigte. Rußland wird sich am rechten Ufer des Oxus festsetzen, es wird die drei Chanate und auch vielleicht die chinesische Tatarei einverleiben, alles, was özbegisch ist, wird seine Oberhoheit anerkennen müssen. Dies ist nicht mehr zu verhindern, doch nur so weit und nicht weiter dürfen die Engländer ihre Rivalen vorschreiten lassen.

Was zwischen dem Oxus und dem Indus gelegen ist,

muß neutraler Besitz bleiben. Afghanistan, durch seine physische Beschaffenheit, durch den kriegerischen, am meisten aber durch den zur Diplomatie sehr geneigten Charakter seiner Einwohner wäre ganz dazu geschaffen, um ein militärisches und politisches Hemmniß zu bilden, das den Zusammenstoß der beiden Kolosse unmöglich machte. Dieses Land würde den Eroberen, käme der eine von Norden oder von Süden, einen zehnfach härtern Kampf kosten als der Kaukasus. Außerdem würde der Besitz auch lange nicht den materiellen Nutzen des kostspieligen Kriegs ersetzen, und wenngleich die steten Wirren, die in der gebirgigen Heimat der Afghanen herrschen, den beiden Nachbarn von keinem Nutzen sein können, so ist die Gefahr dennoch nicht so groß, um Eroberungsplane auf der einen oder auf der andern Seite rechtfertigen zu können.

Wie soll nun England, falls Rußland in seiner Aggressionspolitik fortfährt, die Neutralität Afghanistans bewahren, was muß es thun, um, ohne als Eroberer aufzutreten, dort mit seinem Einflusse eine feste Schranke zu errichten?

Dies ist das Werk eines geschickten diplomatischen Verkehrs, das Werk einer ununterbrochenen Verbindung durch solche Agenten, die mit dem Charakter der Afghanen bekannt, die englische Denkungsweise vermeidend, sich asiatisch geberden können.

Denselben Fehler, den Lord Auckland 1839 mit der thatsächlichen Einmischung in afghanische Verhältnisse begangen hat, denselben Fehler und noch viel größere ließen sich seine Nachfolger durch gänzliche Enthaltsamkeit, durch auffallende Gleichgültigkeit in Betreff der Angelegenheiten des Nachbarstaats zu Schulden kommen. Die Engländer gleichen einem Kinde, das, wenn es sich einmal an einem Ofen verbrannt hat, lange darauf es nicht wagen wird, der Wärme sich zu nahen. Die Katastrophe des afghanischen Feldzugs, die 30 Mill. Pfd. St., welche dieser kostete, sind heute selbst nach einem

Vierteljahrhundert noch so abschreckend lebendig in den Augen eines jeden Briten, daß er selbst bei dem Gedanken eines politischen Einflusses über den Hindukusch zittert. Sind dies nicht zwei schroff gegenüberstehende Extreme? Erst bis an die Zähne bewaffnet, um die Sache eines unbeliebten Prinzen, wie Schah Sedscha, zu unterstützen, und dann nach Einverleibung des Pendschab an Kabul kaum mehr denken zu wollen? Und warum sollte die Grenzlinie über Peschawer eine solche gefährliche Schranke für jeden Engländer und Europäer sein? Wenn jährlich von Afghanistan einige tausend aus den Kakeri-, Lohani-, Gilzi- und Jusufzistämmen, theils in mercantilischer Absicht, theils, um ihre Heerden zu weiden, die Nordgrenze Hindostans überschreiten, warum soll es nicht den britischen Reisenden gestattet sein, sich über den Hindukusch zu wagen, geschweige einige Stunden weit von Peschawer zu entfernen? Afghanische Kaufleute treiben mit Multan, Delhi, Lahore einen blühenden Handel, warum sollte englischerseits nicht ein oder das andere Handlungshaus zu gleichem Zwecke sich nach Kabul begeben?

Ja, dieses Verhältniß hat mich stets überrascht und noch mehr, als ich hörte, daß der Offizier, den Sir John Lawrence zur Beglückwünschung Schir-Ali-Chan's nach Kabul sandte, dort, um der Wuth einer fanatischen Bevölkerung nicht ausgesetzt zu sein, sich nur stets von einer starken Abtheilung Truppen begleitet zeigen konnte. Dies ist wahrlich ein ebenso irriges als auch lächerliches Verfahren, um Asiaten in europäischer Großmuth, in europäischer Gerechtigkeitsliebe Unterricht zu geben. England, welches in dieser Weise mit Asiaten schon längst handelt, gleicht demjenigen, der einem Blinden mit aller Gewalt die Schönheit eines Rafael'schen Cartons begreiflich machen wollte. Hierin ist Rußland viel praktischer. Es weiß, daß derartige Beweise der Großmuth und Humanität von den Orientalen nur verspottet werden, daß sie weit entfernt, sich daran ein Beispiel zu nehmen, dieselben nur zu

ihren eigenen Zwecken misbrauchen und anstatt Moralpredigten an sie zu verschwenden, thäte England sehr klug, der gleichen Waffen sich zu bedienen und Orientalen auf orientalische Weise zu behandeln.

Zur Zeit, als die Märtyrer Conolly und Stoddart in hartem Gefängnisse schmachteten, aus dem sie auch später nur das Henkerbeil befreite, befanden sich auf dem englisch-britischen Territorium Bocharioten, Chokander und sonstige Mittelasiaten, durch deren Arretirung man das Los der englischen Offiziere in Bochara erleichtern und sie von dem Tode hätte befreien können. Rußland pflegt in solchen Fällen durch das Wiedervergeltungsrecht sich gleich aus der Klemme zu ziehen. England that dieses nicht. Es wollte den Großmüthigen spielen, doch was hat es damit gewonnen? Als ich in Bochara war, hörte ich, wie eben dieser Act britischer Großmuth seinen Zweck verfehlte. Die Bocharioten sagten, England wagt es nicht, den Zorn der Emire von Bochara zu erwecken, seine Schwäche befiehlt ihm diese Mäßigung.

Glauben die Herren in Kalkutta, daß die Afghanen anders denken? O nein, auch sie sagen: durch die Macht und Größe des Islams geschützt, können unsere Indigo- und Gewürzkrämer, unsere Kamelevermiether sich unversehrt auf britischen Boden begeben, während von den Ungläubigen selbst keine Seele sich bei uns zeigen darf.

Ja, diese unverzeihliche Schwäche hat der Vicekönig von Indien auch 1857 gezeigt, als er von Lord Canning nach Peschawer geschickt wurde, um im Vereine mit Edwards mit dem dort erschienenen Dost-Mohammed-Chan ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Persien zu schließen. Die Afghanen waren damals hart bedrängt, sie brauchten Geld und Waffen; der graue Barekzi-Chef, von seinen Söhnen begleitet, ließ dies aus jedem Worte merken, und dennoch wurde sein Verlangen in jedem Punkte erfüllt, ohne daß er auf die Hauptansprüche Englands auch nur im mindesten eingegangen wäre. Viertau-

send Waffenstücke (Bajonnet, Säbel und Patrontasche) und 12 Lak Rupien im Jahre waren ihnen zugesichert, solange Großbritannien mit Persien im Kriege sich befand. Von dieser bedeutenden Summe erhielten sie selbst nach dem Friedensschlusse in Paris noch eine beträchtliche Tantième, und dennoch wurde der Hauptzweck der Unterhandlungen in Kabul und Kandahar, eine beständige englische Repräsentanz aufstellen zu dürfen, nicht erreicht. Dost-Mohammed-Chan äußerte sich, wie uns Kaye in seiner „Geschichte der letzten Seapoy-Revolution" erzählt, daß er die Verantwortlichkeit eines solchen Schrittes nicht auf sich nehme, daß er englische Agenten gegenüber dem afghanischen Fanatismus nicht schützen könne, daß jeder Schritt von ihnen gefährdet sei u. s. w. Es ist mir unbegreiflich, wie John Lawrence, der einer jener wenigen ist, die mit dem Charakter der Orientalen bekannt sind, auf die Betheuerungen des afghanischen grauen Wolfs eingehen, wie er den falschen Befürchtungen glauben konnte. Wenn Dost-Mohammed-Chan selbst sagte, daß in Kandahar eine englische Mission unangefeindet verweilen mag, warum hätte diese auch nicht in Kabul sein können? Die britischen Commissionäre haben sich sehr geirrt, wenn sie an der Allmacht des Afghanenhäuptlings auch nur einen Augenblick zweifelten. Es hätte nur ein wenig mehr Beharrlichkeit gekostet, um den Engländern, die damals als Helfer in der Noth auftraten, nicht nur zwei, sondern mehrere Gesandtschaftsposten verschaffen zu können. Die Afghanen hätten sich an ihre Gegenwart bald gewöhnt und die diplomatischen Verbindungen, einmal angebahnt, hätten ununterbrochen unterhalten werden können.

Heute bestrebt sich Sir John Lawrence in einem halbofficiellen Artikel, der in der „Edinburgh Review" (Januar 1867) erschienen, zu beweisen, wie schwer und wie nutzlos es sei, mit solch wilden und unbändigen Nachbarn, wie die, von denen Indien allerseits umgeben ist, in diplomatischen Verkehr zu treten. Doch verstehe ich nicht, warum der Vicekönig sich

nicht ein Beispiel an Rußland nimmt, das, von gleichen Elementen begrenzt, dennoch Gesandte auf Gesandte schickt, ihnen Respect und Sicherheit zu verschaffen weiß und hiermit nach seinem gewünschten Ziel stets vorwärts schreitet? Warum nicht England hier dieselbe Politik verfolgt, mit der es einst in China, Japan und andern asiatischen Ländern begonnen hat? Es scheint mir, daß man weniger überzeugt ist von der beschwerlichen Ausführung dieses Vorhabens als von der Tragweite des daraus entstehenden Nutzens; oder sollte diesen Herren wirklich unbekannt sein, was eine permanente Vertretung in Afghanistan sowol für englisches Interesse als auch für das eigene Wohl der Afghanen bewirken könnte?

Das diplomatische Benehmen Sir Henry Rawlinson's in Kandahar, der sich in der gefährlichsten Position und in dem bedenklichsten Zeitpunkte so lange an diesem Orte mit Erfolg behaupten konnte, ist ein glänzender Beweis, daß selbst die rauhesten Asiaten zu behandeln sind. Und wenn genannter Offizier mit der drohenden Stellung eines Eroberers so viel ausrichten konnte, was wäre nicht erst durch politische Feinheit und durch freundliche Ueberredung zu erzielen?

Die handgreiflichen Folgen eines ununterbrochenen diplomatischen Verkehrs wären, wenn wir nicht irren:

1) von großer Ersprießlichkeit für den Handel; denn da die englische Waare schon seit langer Zeit in Mittelasien sich eines guten Rufs erfreut, so könnten englische Erzeugnisse, wenn solche direct von England importirt würden, gewiß die gleichartigen und minder geschätzten russischen Producte von dem Markte verdrängen. Heute natürlich ist dies nicht der Fall, heute wird in den Bazaren von Kabul, Kandahar, Herat und andern Orten von manchen russischen Artikeln, wie z. B. Eisengeschirre und Werkzeuge, grober Kattun und Tücher viel mehr abgesetzt als von den englischen, einzig deshalb, weil erstere bei den niedern Preisen, zu welchen sie feilgeboten werden, durch den Zuschlag nicht so hoch zu stehen kommen als die

ursprünglich theuern und durch das Transito doppelt erhöhten englischen Waaren. Ferner erscheinen in Bochara, hier und da in Chiwa und in Karschi russische Kaufleute selbst, die, durch Energie ihrer Regierung gesichert, ihre eigenen Interessen gewiß besser befördern können als fremde Handelscommittenten. Umsonst würden wir einen bessern Apostel, einen bessern Bahnbrecher für die Civilisation, als den Handel suchen, umsonst einen bessern Bekehrer zu unserer Denkungsweise, als die stummen Waarenballen, die von Europa eingeführt werden; und England muß, abgesehen von den commerziellen Interessen, auch für Humanitätszwecke den Handel in Mittelasien erleichtern.

2) Werden die Afghanen, die unter dem Namen Ingilis oder Frenghi nur eine bewaffnete Macht, einen eroberungssüchtigen Nachbarn bis heute kennen, im friedlichen Kleide des diplomatischen Umgangs, in wohlgemeinten Rathschlägen sich leicht eines bessern belehren lassen. Im Jahre 1808, als die Afghanen eine englische Invasion nur wenig fürchteten, wurde der Gesandte Montstuart Elphinstone mit einem zahlreichen Gefolge, dessen Escorte sich nur auf 400 angloindische Soldaten belief, überall in Afghanistan gut empfangen, denn Furcht und Mistrauen hatten noch keine Wurzel gefaßt. Bis zum Anfange dieses Jahrhunderts war dasselbe Verhältniß in allen Theilen des Osmanischen Reichs anzutreffen. Europäer und Feinde wurden für identisch gehalten, und jetzt, nachdem unsere Gesandtschaften und Consulate trotz des Widerwillens der Pforte sich an vielen Orten eingenistet haben, jetzt werden Osmanen und Araber nicht die gleiche Anschauungsweise hegen. Sie haben klarere Begriffe über den Sammelnamen Frenghi, und wissen genau, daß z. B. Rußland der Pforte ebenso freundlich als England feindlich gesinnt ist, daß diese Regierung jene, die andere wieder andere Plane hat u. s. w. Ohne Consulate hätte dieses nicht bezweckt werden können. Und so werden auch die Afghanen, solange sie in nähern und friedlichen Ver-

kehr mit Engländern nicht gebracht werden, es nicht begreifen, was England oder Rußland für ihr Wohl oder Wehe zu thun vermag, wessen Freundschaft ihnen von mehr oder weniger Nutzen sei.

3) Könnten die unter allen Mittelasiaten am meisten kriegerischen Afghanen durch thatkräftige Unterstützung englischer Rathschläge sich leicht zu einer bedeutenden militärischen Kriegsmacht herausbilden. Was die Instructeurs militaires zu ihrer Zeit in der Armee Sultan Mahmud's und Mehemed-Ali-Pascha's, die englischen Offiziere in der Truppe Abbas-Mirza's ausrichteten, das wäre nichts im Vergleich zu dem Erfolge eines derartigen Unternehmens bei den Afghanen, aus denen, soweit aus der militärischen Haltung und dem Exercitium einiger durch Seapoy-Deserteure geschulten kabuler Regimenter sich urtheilen läßt, sich am leichtesten würde eine reguläre Truppe bilden lassen. Ein ähnlicher Erfolg ließe sich auch bei den Festungen von Herat und Kandahar erreichen, deren Fortificationen, im Fall sie ein zweiter Pottinger beaufsichtigen würde, den russischen Belagerern gewiß keine so leichte Beute würden, als wenn solche nur afghanischer Kriegskunst überlassen bleiben.

4) Der Hauptgewinn aber, den wir in einer permanenten Vertretung erblicken, ist, daß England, von den Vorgängen in Mittelasien, von den militärischen und politischen Bewegungen Rußlands genau unterrichtet, nicht mehr der Gefahr ausgesetzt sein wird, sich plötzlich auf einem oder dem andern Punkte überrumpelt zu sehen und, in steter Unsicherheit über den wahren Stand der Dinge schwebend, außer Stande sein, Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Heute unterhält der Vicekönig wol einige Munschis ohne jeglichen officiellen Charakter in Kabul, Kandahar und Herat: Munschis, d. h. Schreiber, und zwar mohammedanische, die, mitunter gut besoldet, zeitweilige Berichte abzustatten verpflichtet sind. Außer diesen werden noch bei besondern Vorfällen auch Spione oder geheime Emissare

nach der einen oder der andern Richtung abgesendet, die im Incognito eines Kaufmanns oder Pilgrims Turkestan durchziehen und von den politischen Begebenheiten Bericht abstatten wollen. Abgesehen davon, daß ich sowol erstere als auch letztere Klasse eines solchen Amtes schon deswegen für unfähig halte, da sie nirgends zugelassen, nur die Bazargerüchte, nur Karavanenpolitik in ihren Notizbüchern registriren, möchte ich, als einer, der jahrelang mit Orientalen verkehrte, eben diesen Leuten den allerwenigsten Glauben schenken. Hat man in Kalkutta je überlegt, was mohammedanischer Fanatismus ist, weiß man, daß auch durch noch so viel Gold nie erreicht werden kann, einen Muselman gegen einen andern Muselman zum Nutzen des Frenghi zu gebrauchen? Dem Anschein nach werden diese Emissare und Spione die größte Untergebenheit, den größten Loyalitätsschwindel, die größte Bereitwilligkeit zeigen, doch im Innern Mittelasiens werden sie mit jenen religiösen Genossen, mit denen sie eine und dieselbe Moschee besuchen, auf einem und demselben Teppiche niederhocken, um die Ordensvorschriften zu erfüllen. Die anglobritischen Staatsmänner werden hierin mit mir gewiß nicht übereinstimmen, doch eben das ist die Ursache, daß sie über die Vorgänge in Mittelasien am allerschlechtesten unterrichtet sind, daß über Indien in Europa die absurdesten Gerüchte verbreitet werden, und daß sie die Angelegenheit in den Chanaten nur in jenem Lichte erblicken können, welches ihnen die russische Diplomatie angezündet hat.

Weit entfernt, mich zum politischen Rathgeber aufwerfen zu wollen, finde ich, daß diese anspruchslosen Rathschläge allein auf die Mittel hinweisen, durch welche Afghanistan am sichersten neutralisirt und als mächtige Schranke dem fernern Vorschreiten Rußlands in Mittelasien gegenübergestellt werden kann. Bei einer solchen wichtigen Frage, wie der Besitz Ostindiens für die Größe und den Fortbestand englischer Macht ist, wäre es zu gefährlich, in Palliativmitteln einen falschen Schutz zu suchen.

Politische Fehler, wenn noch so unbedeutend, bilden mit der Zeit einzelne Ringe einer ununterbrochenen Kette von Misgeschicken, einer Kette, die später die größten Anstrengungen, die schärfste staatsmännische Einsicht umsonst zu brechen sich bemühen.

Das allgemeine Interesse der Frage.

Es bleibt jetzt noch die Beantwortung der einzigen Frage übrig, warum wir gegenüber der Gefährdung englischen Interesses durch russische Uebermacht uns nicht gleichgültig verhalten können und was die eigentliche Ursache sei, daß das Sinken der Macht Englands uns ebenso nachtheilig dünke, wie wir in dem allzu großen Einfluß Rußlands eine Hemmung für den Fortschritt unsers eigenen Zeitgeistes sehen.

Die Antwort hierauf ist eine sehr einfache: Rußland war asiatisch, ist asiatisch und wird noch lange asiatisch sein. Der tröstenden Aussicht, daß der zu weit sich ausdehnende Körper der russischen Macht den Naturgesetzen gemäß später in zwei oder in mehrere Theile zerbrechen muß und daß eine derartige Zersplitterung die drohende Gefahr vermindern werde, können wir uns auch nicht einen Augenblick hingeben; wir brauchen nur den Charakter des russischen Staatslebens, seine socialen Verhältnisse, die Stellung des Volks zur höhern Kaste der Regierungskreise, den allgemeinen Grad der Bildung und die Denkungsweise des Volks ins Auge zu fassen, und wir werden sehen, wie sehr hier noch alles asiatisch, ja wildasiatisch gesinnt ist und wie man trotz des langen Strebens nach einer europäischen Civilisation dennoch verhältnißmäßig sich wenig angeeignet hat von dem, was wir europäisch oder abendländisch nennen. Ohne den längst abgedroschenen Satz: „Kratzet den Russen und ihr werdet einen Tataren entdecken", in Anwendung bringen zu wollen, ist es uns dennoch unmöglich, theils aus persönlicher Erfahrung, theils aus den Berichten neuerer und zwar russisch-freundlicher Reisenden nicht wahrzunehmen,

wie vieles an der Newa, im heiligen Moskau und in andern großen Städten Rußlands noch von jener Schaustellung der Civilisation anzutreffen sei, welche von vielen asiatischen Regierungen gegenüber dem kurzsichtigen Europa mit Vortheil angewendet wird. Kein Zweifel, daß dieser Civilisationsschwindel in Petersburg von einer mit christlichen und europäischen Elementen stark untermischten Regierung mit mehr Erfolg betrieben wird als in Kairo, Konstantinopel und Teheran. Der russische Edelmann, ein dem Anscheine nach gebildeter Europäer, in unserer Sprache, Sitten und Denkungsweise ganz bewandert, wird gewiß eine weit bessere Figur machen als der halb europäisirte Efendi am Bosporus oder der Mirza in Persien. Die Regierung, die so manche wissenschaftliche und künstlerische Kräfte mit großen Kosten an sich zieht, die in neuerer Zeit zur Gründung von Schulen, Universitäten und wissenschaftlichen Gesellschaften mit großem Eifer geschritten, die in Europa Leute unterhält, um den Fortschritt russischer Bildung auszuposaunen zu lassen, wird gewiß sich einen bessern Credit verschaffen können als die Pforte oder das persische Ministerium, die mit der Aufrechthaltung ihrer dahinsiechenden Existenz beschäftigt, zum nöthigen Schaugepränge nicht soviel verwenden können.

Kein Wunder daher, wenn dem oberflächlichen Anblicke Rußland mehr europäisch, mehr durchdrungen vom Geiste unserer Civilisation erscheint und die Sympathie jener sich leicht erwerben kann, die es mit aller Gewalt lieben wollen. Doch versuchen wir einmal die äußere Hülle unparteiisch zu heben, schauen wir in das Innere der großen russischen Gesellschaft, und was werden wir sehen?

Enttäuschung, große Enttäuschung ist es, die bei jedem Schritte uns erwartet, wenn wir bei der Majorität des russischen Volks jene Merkmale des Fortschritts entdecken wollen, die nach den Aussagen der russischen Miethlinge in der europäischen Presse existiren sollen. Der Engländer, der 1865 in

einer Broschüre, betitelt „Russia, Central-Asia and British-India", das englische Publikum im gleichen Sinne belehren wollte und auf die Tragweite der Neuerungen, wie z. B. Sklavenemancipation, Einführung von manchen Reformen hinweisend, eine solche Umgestaltung in Aussicht stellte, an der selbst russische Schriftsteller, wie J. A. Herzen und Dolgorukov, bis heute noch zweifeln, würde wahrscheinlich ganz anders denken, wenn er die Parallele nicht zwischen den Mitgliedern der Intelligenz, sondern zwischen dem russischen Volke und dem Asiaten gezogen hätte.

Auf jener gigantischen Grenzlinie, auf welcher Rußland Asien berührt, finden wir überall, daß die Russen auf einem bedeutend niedern Grade der Bildung stehen und in Feinheit der Sitten weit zurück sind gegen jene asiatischen Völker, denen wir die Vortheile unserer neuern europäischen Civilisation gegenüber ihrer alten asiatischen zu beweisen wünschen. Alexander Michie, ein Reisender von Peking nach Petersburg, und so russenfreundlich, daß er Sibirien ein zweites Paradies nennt und die exilirten Polen als beneidenswerth glücklich preist, kann doch nicht umhin, dort, wo er Chinesen mit Russen im Verkehr findet, die Ueberlegenheit der erstern über letztere laut zu verkünden. Aber nicht nur in Maimadschin und Kiachta, sondern selbst bei den Muselmanen ist dies der Fall. Der Russe wird als Nordländer wol mehr Thätigkeit beweisen als der Asiate de pur sang, doch sein auffallend schmuziges Aeußere, seine Trunksucht, seine an Fetischismus grenzende Religion, sein Servilismus, seine crasse Ignoranz, seine groben, ungeschliffenen Manieren sind Eigenschaften, durch welche er gegenüber dem geschmeidigen, höflichen, scharfsichtigen Morgenländer sich so manche Blöße geben wird. So wie ich in Bochara einen islamitischen gebildeten Tadschik über die Unbildung der Russen, denen er nur die Kirgisen nachsetzt, mit Verachtung reden hörte, so wird dies auch wahrscheinlich jeder Chinese, jeder Perser in Transkaukasien, jeder besser gebildete Tatar

in Kasan thun. Und was sollten auch diese Völker von ihnen lernen können?

Sollten etwa die Regierungsformen bei den asiatischen Völkern Neid erwecken? Die Bestechlichkeit der Beamten, ihr tyrannisches und willkürliches Verfahren unter Nikolaus, die Lage von mehr als 50 Mill. Bauern, die gegenüber der Kaste der Beamten und Adelichen die allerniedrigste Stellung einnahmen, ist wirklich nicht besonders anziehend für jene, bei denen sich die, wenngleich allerwildesten autokratischen Institutionen dennoch mit patriarchalischer Milde paaren.

Ja, es ist schwer, nicht nur für die Gegenwart, sondern selbst noch lange für die Zukunft, in Rußlands Eroberungsgelüsten die Aussicht auf eine nützliche Umgestaltung im socialen Leben der asiatischen Völker, auf eine Umgestaltung nach europäischem Sinne erblicken zu können. Wenn wir uns fragen, was ist aus den Tataren geworden, die seit mehr als 200 Jahren unter russischer Vormundschaft stehen, was aus der großen Anzahl sibirischer Völkerschaften als Baschkiren, Wogulen, Tseremissen, Wotjaken, die der russischen Nation einverleibt wurden oder auf dem Punkte der Einverleibung stehen, müssen wir dann nicht überall als größtes Resultat nur die „Russificirung" ansehen?

Russificirung ist natürlich ein Schritt von Asien nach Europa, wie die Regierung eines Alexander II. bisher aufgetreten, mag sie auch ein Uebergangspunkt genannt werden; doch wer wird es uns verargen können, wenn wir diesem langwierigen Proceß, dessen Erfolge immer zweifelhaft scheinen, das englische Civilisationssystem vorziehen, das bis heute in Indien und überall, wo es mit Asiaten verkehrt, so glänzende und überraschende Erfolge aufzuweisen hat?

Daß die Völker des großen Indiens, dieses Landes, wo die Wiege und der Ursprung der von uns als lebensunfähig erklärten und bekämpften asiatischen Civilisation ist, mit großer Starrheit an alten Gebräuchen, an ihrer eigenen Denkungs-

weise festhalten, wird niemand bezweifeln, und doch, wie hat sich Indien nur seit dem Anfang des letzten Jahrhunderts umgestaltet! Ich glaube, selbst die größten Feinde Großbritanniens werden es nicht ignoriren können, daß das Kastensystem der Hindus, ihre zahlreichen inhumanen Gebräuche durch englischen Einfluß einen gewaltigen Stoß erlitten haben, niemand wird es leugnen können, wie sehr diese wilden Asiaten trotz aller Halsstarrigkeit auf dem Wege unserer Civilisation mit erstaunenswerthen Schritten vorwärts schreiten. Wir finden heute in Indien schon eine große Anzahl Leute, die von dem segensreichen Einflusse ihrer Eroberer durch und durch überzeugt sind, zahlreiche Schulen und Institutionen verbreiten das Licht der neuern Welt unter allen Schichten der Bevölkerung, es sind nicht nur viele ganz im Englischen bewandert, sondern sie nehmen sogar an unsern wissenschaftlichen Discussionen lebhaften Antheil, treten als Mitglieder europäischer Gelehrtengesellschaften auf, ja ergreifen auch hier und da mit Erfolg die Feder, um sich den Schriftstellern des Abendlandes anzureihen. Raja Radhakant Deva Bahadur, Maharadscha Kali Krischna Bahadur, Babu Rajendra Lala Mitra, mehrere Pendit (Geistliche) und sonstige gelehrte Privatiers sind in der Liste der französischen, deutschen und englischen asiatischen Gesellschaften anzutreffen, und sind in betreffenden Kreisen durch ihre Werke bekannt. In ihrem eigenen Nationalgefühl bestärkt, haben die Hindus von ihrer Sprache, Geschichte und Philosophie heute solche Kenntniß, wie sie dieselbe früher unter den inländischen Fürsten gewiß nicht hatten. Es bilden sich Gesellschaften so wie in England zur Vertilgung gewisser Vorurtheile, zur Abschaffung so mancher schädlicher Sitten und Gebräuche, zur Beförderung des socialen Umganges, und wenn wir in Betracht ziehen, wie sehr sich die Lesewelt von Tag zu Tag vermehrt, welche Kreise die hindostanischen Blätter, als: „Hirkaru Bengalu“ („Der Hirkarische Bote“), „Suheïli Pendschab“ („Der Pendschaber Morgenstern“), „Oudh

Achbar" („Neuigkeiten von Oudh"), „Chajrchah Pendschab" („Der Wohlwoller Pendschabs") u. a. unter den Eingeborenen sich verschafft haben, und wie sehr die Presse von Tag zu Tag zum mächtigen Factor der Europäisirung sich hinaufschwingt, so werden wir eingestehen müssen, daß die eroberten Völker Englands nicht nur höher in der Bildung stehen als ihre Schicksalsgenossen in Rußland, sondern als viele Russen selbst.

Wie Rußland daher unter solchen Verhältnissen als geeigneter Apostel der Lehre unserer neuen Welt unter den Völkern Asiens auftreten kann, ist schwer zu begreifen. Nur in Mittelasien, diesem alten Reste des wilden Fanatismus, der rauhen Habsucht und Tyrannei, ist die Verpflanzung der russischen Bildung an die Stelle der einheimischen eine wohlthuende zu nennen, nicht aber in allen Theilen und bei allen Völkern Asiens. Die Eroberung Turkestans daher durch russische Waffen ist, wie schon mehrmals bemerkt wurde, ein Glück für die betreffenden Einwohner. Hätte England dieselbe Rolle auf sich nehmen können, es wäre gewiß vortheilhafter gewesen. Doch da dies nicht geschehen, darf es seinen Rivalen in der Ausübung dieser Pflicht nicht hindern und muß nur auf der Hut gegen fernere Angriffsplane sein.

Fügen wir nun zu den erwähnten Unfähigkeiten Rußlands als Civilisator in Asien auch noch jenen wichtigen Umstand hinzu, daß durch Einverleibung eines halben Welttheils, durch Verschmelzung mehrerer Millionen Asiaten in seinen eigenen Körper es wirklich nicht nur Großbritannien, sondern selbst ganz Europa in einer gewaltig drohenden Stellung gegenübersteht, so werden wir in dieser gigantischen Uebermacht verhältnißmäßig mehr Nachtheil für unsere eigene Existenz erblicken als Vortheil für die betreffenden tatarischen Völker Asiens. Russophobie ist ein alberner Zug, sagt man, ich will es selbst so glauben. Doch ist es schwer, wenn wir den mächtigen Einfluß des russischen Doppeladlers in allen Theilen Asiens ins

Auge fassen, wenn wir in Erwägung ziehen, wie der Hof von Petersburg durch seine Stellung am Hindukusch die orientalische Frage am Bosporus auch zu seinen Gunsten lösen wird, eine völlige Beruhigung für das zukünftige Schicksal unsers Welttheils zu finden. Die Napoleonische Prophezeiung in Betreff einer Kosackenherrschaft in Europa will die heutige Diplomatie, die oft mehr der Mode als dem bon sens huldigt, sehr lächerlich machen. Doch vergißt man dabei, was eine Macht, die von Kamtschatka bis zur Donau oder vielleicht bis an die Ufer des Adriatischen Meeres, von den eisigen Zonen der Nordsee bis zu den heißen Gestaden des Irawaddis sich erstrecken wird, bei unsern heutigen Communicationsmitteln vermag. Mag es auch vielen eine Vision dünken, es ist keinesfalls unmöglich, daß dem Aufgebot einer solchen Macht leicht einige hunderttausend der wildesten Reiter Asiens in die Mitte des Herzens von Europa folgen können. Im Anfange dieses Jahrhunderts haben die Don-Kosacken am Ufer der Seine schon die Möglichkeit eines solchen Heereszuges à la Dschingis-Chan und Timur bewiesen, und warum sollte dieses heute, wo doch Eisenbahnen und Dampfschiffe zu Gebote stehen, nicht wiederholt werden können? Unsere europäische Kriegskunst würde diese rauhe Macht wol brechen; lange könnte kein Mitglied des Hauses Romanoff die Rolle eines Dschingis-Chan oder Timur bei uns spielen. Doch wäre ein derartiger Kampf selbst, wenn nur momentan, doch von traurigen Folgen, und das Eintreten eines solchen Ereignisses zu verhindern ist jetzt, da Vorsichtsmaßregeln uns noch zu Gebote stehen, von dringender Nothwendigkeit.

Doch abgesehen von dieser weitgreifenden politischen Combination, kann jemand in Zweifel ziehen, daß die Größe und Macht Englands den allgemeinen Interessen Europas von mehr Nutzen sei als die russische Suprematie? England hat viel Feinde, oder vielleicht besser gesagt, Neider. Gewisse von Leidenschaft beherrschte Stimmen der continentalen Presse werden

in seinem Verfahren stets Egoismus, Habsucht und Stolz entdecken, Schwärmer werden in jedem Zuge den blindesten Materialismus sehen; doch muß man besonders blind und von Vorurtheilen eingenommen sein, um jene Errungenschaften ignoriren zu wollen, die eben durch englische Größe, durch englisches Kapital und englische Ausdauer unserer Civilisation, unsern wissenschaftlichen Forschungen zugute gekommen sind. Ist es nicht England allein, dessen mächtige Flagge unserm Handel Ostasien geöffnet hat, sind es nicht englische Reisende, deren kühner Forschergeist in die fernsten Regionen dringt, um unsere geo- und ethnographischen Kenntnisse zu bereichern, und was geschieht an der Themse, was in allen übrigen Städten des ewig regen und beschäftigten Inselreichs? Haben jene hochtrabenden Geister, welche den englischen Materialismus fortwährend tadeln, je in Erwägung gezogen, daß diese Mäkler, trotz ihres lebhaften Interesses für Handel und Gewinst, dennoch das meiste zur Beförderung der Wissenschaft, zur Aufklärung der Welt auch heute noch beitragen? Wo gibt es ein Land, in welchem die Regierung so leicht Millionen für ein Institut wie das Kensington-Museum hergibt, wo spendet man Hunderttausende von Pfunden nur für den Katalog einer Bibliothek mit solcher Freigebigkeit, wie dies neuerer Zeit in London geschah, wo rüstet die Regierung sogleich Schiffe und Expeditionen zur Aufsuchung eines gefährdeten Reisenden aus, wie man neuerer Zeit um Livingstone that?

Ja, trotz aller seiner Fehler, von denen ja kein Land frei ist, müssen wir anerkennen, daß England, sei es infolge dieses ebenso stark getadelten Materialismus, oder der oft gerügten Herrschsucht dennoch an der Spitze der europäischen Civilisation steht. Denn wenn Deutschland und Frankreich unentbehrliche Gehülfen zur Verbreitung des Lichtes unserer erhabenen Civilisation sind, so ist doch der Hauptfactor nur England allein. Mit seiner Flagge taucht die Morgenröthe einer bessern Aera in allen Zonen, in allen Welttheilen auf. Was die Neider

Großbritanniens von seinem tyrannischen Verfahren erzählen, ist meistens nur Unwahrheit. Nicht am Schreibtische und im weichen Lehnsessel, sondern in den Gauen der asiatischen Welt sollten diese sentimentalen Ankläger sich über das Wirken Englands belehren, und wenn sie sehen würden, wie das Banner unserer westlichen Civilisation dort die Laster der alten asiatischen verdrängt, wie es das im Staube zertretene Menschenrecht zu heben sucht und Millionen aus der Willkür eines einzelnen Tyrannen befreiend einer bessern Zukunft entgegenführt, dann würden sie wahrlich für Englands Wirken in fremden Welttheilen nicht gleichgültig bleiben können.

Und wäre es nicht bedauerlich, wenn einem solchen Staate moskowitische Uebermacht nachtheilig werden sollte? An der Themse regiert der mächtige Wille eines freien Volks, an der Newa der Ehrgeiz einer asiatischen Dynastie, ein solches Regierungssystem, dessen Reformfähigkeit für die Zukunft zweifelhaft bleibt, während seine große Schädlichkeit für die Gegenwart desto sicherer ist.

Ja, nur in der Annäherung Rußlands an Indien, an diese Achillesferse britischer Interessen, sind die untrüglichen Zeichen der bedeutenden Gefahr für England zu entdecken. Einem größern Kampfe als denjenigen, den der britische Löwe im Süden mit den Franzosen zu bestehen hatte, um seine Macht am Ganges zu begründen, sieht er im Norden jetzt entgegen. Der frühere Feind, schwächer an Zahl und Ausdauer, hatte nur eine kleine Flotte, eine noch damals unfahrbare See hinter seinem Rücken und konnte leicht besiegt werden, der letztgenannte hingegen wird sich auf eine ununterbrochene Kette von Festungen, Garnisonen, gesicherten Straßen stützen; seine Waffen sind grenzenloser Ehrgeiz, blinde Ergebenheit von Millionen Unterthanen und die Sympathie der rauhen Nachbarstaaten. Ihm gegenüber wird der Sieg kein so leichter und die Folgen der Niederlage weit größer sein.

Auf der Hut daher Britannia! Denn sollte der Stern deines langen Glückes hier zu verfinstern sich anfangen, dann wird der Vers:

The nations not so free as thee,
Must in their turn to tyrants fall,
While thou shalt flourish great and free,
The dread and envy of them all —

in den verschiedenen Zonen auch verstummen müssen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.